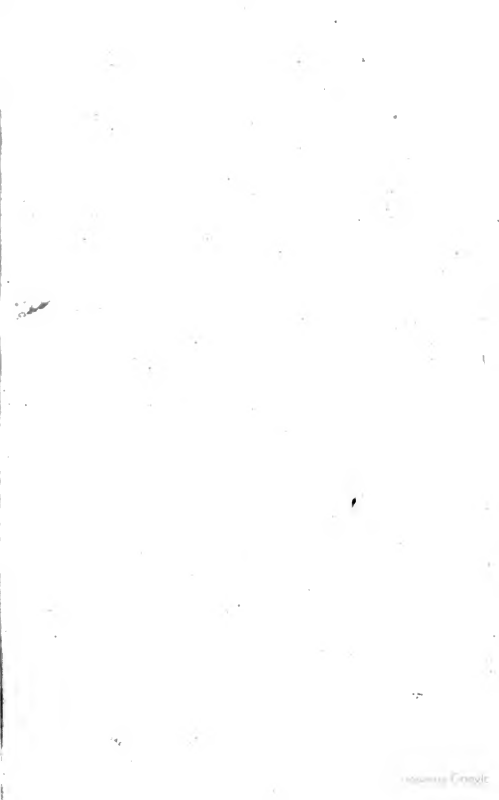

R. ISTITUTO ORIENTALE NAPOLI
BIBLIOTECA M. RIPA
1
B
11





Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Vierter Band.

Erste Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Vierter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

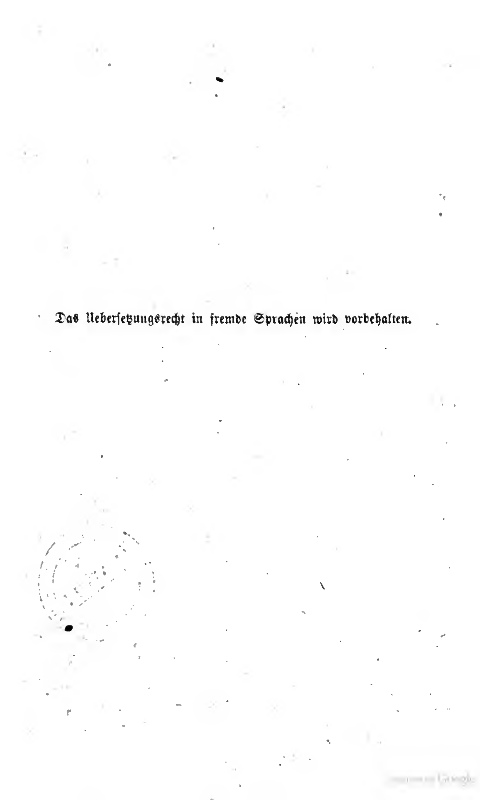
Dritte vermehrte Auflage.

Vierter Theil.





Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.



Inhalt.

Seite



Einunddreißigster Abschnitt.

Kriegszüge von 1813 und 1814.

Ich glaube weder Unnützes noch Unwillkommenes zu thun, wenn ich die ferneren Kriegsereignisse, denen ich als Augenzeuge beigesellt gewesen, mit treuer Wahrheit und freiem Urtheil zu schildern versuche. Denn war auch diese Kriegsbahn nicht die eines der Hauptheere, noch selbst eines großen Heertheils, sondern nur einer mäßigen Truppenzahl, so darf sie doch durch die Selbstständigkeit des Anführers und durch die Leistungen und Erfolge, welche von ihr ausgingen, an Wichtigkeit und Anreiz mit mancher höheren in gleiche Reihe treten. Sie gewährt eines der eigenthümlichen Bilder, aus denen das Gesammtbild dieses ganzen Krieges sich zusammensetzt, der auf unsrer Seite kaum als eine Einheit aufgefaßt werden kann. Aber noch eine andere Wahrnehmung kommt uns hier zu Statten!

Sallustius sagt, er habe bei Betrachtung der römischen Thaten und Schicksale oft überlegt, wodurch wohl am meisten unter so großen Erschütterungen und Gefahren der Staat erhalten und gerettet worden, und er bekennt, die Kraft und Trefflichkeit weniger einzelnen Männer habe dies vollbracht. Auch die deutsche Geschichte hat solche Zeiten, welche ganz durch das Dasein einzelner Helden getragen werden, so die Zeiten Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten, so die Friedrich's des Großen. Aber völlig das Gegentheil von solcher Erscheinung zeigt sich in dem letzten Befreiungskriege,

wo der Ruhm der Ereignisse, durch welche die deutsche Sache in so hartem und gefahrvollem Ringen glücklich emporgehalten worden, kein einzelnes Haupt findet, auf welches er in ganzer Fülle sich niedersenken könnte. Viele haben Theil an ihm, edle Fürsten, tapfere Feldherren, einsichtsvolle Staatsmänner; doch eben deßhalb nennt er sich nach keinen ausschließlich, sondern schwebt als namenloses Eigenthum in hoher Gemeinschaft über der ganzen Nation.

Bei dieser Eigenthümlichkeit des vergangenen Krieges, daß der Trieb und die Macht des Ganzen nicht bloß in einem großen Hauptquartier zusammengedrängt, sondern mit dem geistigen Gehalte der Zeit in den ganzen Umfang der Bewegung ausgebreitet erscheint, und fast in jedem Bestandtheile gleichartig sich wiederfindet, bei dieser Eigenthümlichkeit darf die abgesonderte Erzählung einer einzelnen Reihe von Kriegsereignissen, auch selbstständiger auftreten, als dies der Fall wäre, wenn wir aus den Feldzügen Cäsar's, Friedrich's oder Napoleon's eine solche Nebenreihe darzustellen hätten; in den letztern ist die Person des Oberfeldherrn die feste Mitte alles Wichtigen und Bedeutenden, und jede Besonderheit nur eine Ausstrahlung von dort; hier umgekehrt strömen die Strahlen aus dem Umkreise zu einer solchen Mitte zusammen, zu der sogar auch Blücher und Schwarzenberg nur ihren Beitrag geben. Und wo es einmal nur Beiträge gilt, da darf auch der, welchen die nachfolgenden Blätter schildern, sich den namhaften anschließen.

Der Fall Hamburgs machte den erschütternden Beschluß einer Reihe von Kriegsereignissen, welche der freudigen Zuversicht, die sie anfangs erweckt hatten, im Fortgange nicht entsprachen, sondern die vaterländischen Hoffnungen bald wieder zu bangen Zweifeln herabstimmten. Die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen, die Gefechte bei Magdeburg, Halle und Haynau, hatten das verbündete Heer mit frischem blutigen Lorbeer bereichert, aber doch wieder zurückgeführt zu den Ufern der Oder, von woher die Schaaren erst kürzlich gegen den schon fernen Feind ausgezogen waren, der

jetzt mit angestrengter Raschheit wieder nah, und gleich in Schlesien wieder eingedrungen war. Die Schlachten selbst waren für den Feind kaum Siege zu nennen, aber in seinen Händen sah man erstaunt alle Früchte des Sieges, eingenommene Länder, bezwungene Völker, bestärkte und neue Bundesgenossen. Das russische Heer mußte besorglich gewahr werden, welch neue Wechselfälle so fern von der Heimath ihm zu bestehen waren; die preußischen Truppen konnten die im Rücken liegenden Landesstrecken ermessen, welche fast sicher der Schauplatz, aber nur ungewiß die Mittel des weiteren Krieges darboten. Die Schweden harrten, an die Küsten der Ostsee zurückgezogen, auf den Abschluß der zum Theil schwierigen Bedingungen, unter denen sie dem Bunde gegen Napoleon beitraten; ihre Hülfe schien überdies für jetzt durch den neuen Feind aufgewogen, den grade sie am meisten uns in den Dänen erweckt hatten. Oesterreich rüstete, aber sein Beitritt zu dem Bunde war noch keineswegs erklärt, und die schwebende Ungewißheit erregte Unruhe und Sorgen. Der Feind, wieder im Besitz von Sachsen und einem Theile Schlesiens, bot in aller seiner Macht unterworfenen Ländern die gewaltigsten Anstrengungen auf, und seine Heere wuchsen täglich an Zahl und Vertrauen. Mißlich und gefahrvoll stand die zusammengesetzte Befehlsmacht der Verbündeten dem kriegerischen Alleingebieten des furchtbarsten Schlachtengewinners gegenüber, dem das Glück wieder zu lächeln schien. Eine dumpfe Verzweiflung war über das nördliche Deutschland ausgebreitet; das Verhängniß schien die Anstrengungen und das Flehen der Bedrängten zu verwerfen, und den französischen Kaiser nach kurzem Zürnen wieder als geliebten Sohn aufzunehmen; mit dem Fall von Hamburg wurde der letzte Aufflug der bestürzten Hoffnungen gefesselt.

Aber dennoch waren Muth und Kühnheit in den Kriegern nicht ermattet, sondern lebten hoffnungslos fast um so stolzer fort, und in unsern Reihen wünschte jeder nur die Fortsetzung des Krieges, und wollte ihn lieber an die Ufer der Düna zurückgeworfen, als hier an der Elbe durch kläglichen Frieden geendet sehen. In diesem Sinne bereitete sich alles zu hartnäckigen, erbitterten Kämpfen.

Tettenborn hatte in der Behauptung Hamburgs das Aeußerste geleistet; er hatte Streitkräfte geschaffen, erborgt, erzwungen, gegen die auf diesem Punkte zusammengehäuften Schwierigkeiten unablässig und oft mit wunderbarem Erfolg angekämpft, und erst am Rande des Unterganges die ihm anvertraute Schaar ohne Verlust wieder zurückgeführt; nur Unkundige mochten die Zumuthung längerer Vertheidigung gegen ihn aufstellen, die Männer vom Kriegeshandwerke hatten jede militairische Obliegenheit dazu schon längst verneint. Der Kaiser Alexander sandte ihm zur Anerkennung seiner verdienstvollen Ausdauer den St. Annenorden erster Klasse mit den schmeichelhaftesten Ermunterungen. Der beste Trost lag in dem Gedanken an neue Kämpfe und Unternehmungen, zu denen Tettenborn, jetzt nicht mehr hinter Wällen und Gräben eingeengt, sondern mit seiner Reiterei wieder im freien Felde, und seinem eigentlichen Elemente zurückgegeben, sich entschlossen anschickte.

Er hatte in den nächsten Tagen nach der Räumung Hamburgs seine Truppen bei Lauenburg zusammengezogen, und seine Vorposten gegen Bergedorf und die Gränze von Holstein vorgedrängt. In Boitzenburg standen die wenig zahlreichen Truppen Wallmoden's. Der Feind hatte eine große Ueberlegenheit an Mannschaft und Geschütz, denn obwohl die Angaben in der wieder französischen hamburgischen Zeitung die Anzahl der eingerückten Franzosen prahlerisch übertrieben, so befanden sich doch in Hamburg, nach sichern Nachrichten, die uns von dorther nie fehlten, wenigstens 10,000 Mann, gewiß das Vierfache der Unsrigen, und was in diesen der entschlossene Eifer, das konnte in jenen für den Augenblick der Uebermuth des gelungenen Erfolgs wirken. Die Beihülfe der Dänen vermehrte die Zahl des Feindes in's Unbestimmte, und verlieh ihm zugleich Reiterei, an der es ihm bis dahin gefehlt hatte. Wir sahen in der That auch alsbald dänische Husaren gegen uns erscheinen, und mit den Kosaken und hanseatischen Reitern plänkeln, und obwohl die dänischen Truppen überhaupt nur mit Widerwillen sich den französischen verbündet sahen, so machte doch das, nach alter Erfahrung, in dem strengen Gange kriegerischer Verhältnisse

keinen Unterschied, und die Dänen fochten gegen uns wie die Franzosen, denen untergeordnet zu sein sie sich bald gewöhnten. Hätte Tettenborn bloß den Eingebungen des Augenblicks folgen wollen, so würde ihm, nachdem die Dänen sich so rasch in Feinde verwandelt hatten, völlig frei gestanden haben, mit aller Reiterei sogleich in Holstein einzufallen, das Land zu überschwemmen, die Truppen zu zerstreuen oder zu entwaffnen; wie leicht jenes Einbrechen geschehen konnte, hat das Gelingen des spätern, viel schwierigern Versuchs gezeigt. Allein er wollte die höhern Entscheidungen abwarten, die erst den Gesichtspunkt aufstellen mußten, aus welchem das neue Verhältniß der Dänen zu behandeln sei. Dieses verzögernde Abwarten, und die Hoffnung, daß die Schweden jetzt in jedem Fall lebhafter den Krieg betreiben würden, in welchem sie ihre eigentlichsten Feinde nicht länger als Gegner vermissen sollten, erhöhte die Spannung nach dieser Seite außerordentlich.

Die Franzosen hatten kaum einige Tage damit zugebracht, sich in dem unglücklichen Hamburg festzusetzen und ihre vorhabenden Zerstörungen zu beginnen, als sie auch ernstere Versuche machten, in das Lauenburgische einzudringen, durch dessen Besetzung wir nach ihrem Sinne noch in Frankreich waren. Tettenborn sah die Unmöglichkeit, dem Vorrücken zahlreichen Fußvolks auf die Dauer mit Vortheil zu widerstehen, da die Einengung dieses Landstrichs zwischen der Ostsee und dem Elbstrom nicht erlaubte, den Feind mit der Reiterei, durch rasche Angriffe auf seine Flanken und kühne Einfälle in seinen Rücken, zu ängstigen und aufzuhalten, die einzige Art dieses gegen eine Uebermacht, der man von vorn nicht gewachsen war, möglich zu machen. Auf der andern Seite konnte man berechnen, daß der Feind, dessen Hauptmacht sich noch nicht unbedingt von Hamburg entfernen konnte, nicht weiter als bis in den Anfang Mecklenburgs streifen würde, wo er zu der natürlichen Hemmung, welche die Gefahr größerer Entfernung ihm auferlegte, überdies noch an der Elbe auf die Truppen Wallmoden's und längs der Ostsee auf die Schweden treffen mußte, von welchen, obgleich sie bis jetzt nicht vorgingen, doch nicht zu erwarten

war, daß sie sich ohne Gefecht noch weiter zurückziehen würden. Es schien daher das Beste, diese Gegend ganz aufzugeben, und die Truppen, die hier in erfolgloser Vertheidigung unnütz würden, anderwärts nützlicher zu verwenden. Den Spielraum, den das rechte Elbufer versagte, bot das linke desto herrlicher dar, und der nicht rastende Unternehmungsgeist Tettenborn's nahm sogleich dorthin sein Augenmerk, um in das Hannöversche und Braunschweigische einzufallen, durch kühne Streifzüge gegen die Weser und den Harz den Feind zu beunruhigen, und, zu rascher Wendung bereit, dessen Stellung an der Oberelbe und Niederelbe im Rücken gleicherweise zu bedrohen.

Bevor jedoch dieser Zug unternommen werden konnte, wurden wir plötzlich durch die Ankunft eines französischen Offiziers überrascht, der in Begleitung eines russischen aus dem großen Hauptquartier kam, um auf der ganzen Linie die Feindseligkeiten, zufolge eines geschlossenen Waffenstillstandes, einzustellen; er traf in dem Augenblicke ein, als die Franzosen von mehreren Seiten gleichzeitig zu einem ernsthaften Angriff auf unsre Vorposten anrückten. Hatte die nachtheilige Wendung der Ereignisse die Gemüther tief betrübt, aber nicht den Kriegsmuth erschüttert, der den Sieg, wenn er sonst nirgends zu finden wäre, im Tode aufzusuchen bereit war, so erfüllte dagegen die Nachricht des Waffenstillstandes auch die Muthigsten mit Bestürzung, und wurde gleich der Nachricht einer Niederlage angenommen, gegen welche alles Unglück im Felde nur gering erschien. Lieber geschlagen werden, als zu fechten aufhören, war die Gesinnung aller Krieger. Die Bedingungen schienen im Ganzen vortheilhaft genug, doch in Rücksicht auf Hamburg konnten sie nur auf's neue den unseligen Schmerz aufreizen, den der Verlust dieser besten deutschen Stadt uns tief eingedrückt hatte. Breslau zu räumen, hatten die Franzosen eingewilligt; für Hamburg wäre die gleiche Bedingung möglich gewesen, allein weder Freund noch Feind wußte bei den Hauptheeren schon dessen Fall; die geringste Kunde hinwieder, welche uns von dem geworden wäre, was dort verhandelt wurde, hätte diesen Fall verhüten können, denn die Stadt wäre bei der Aussicht,

daß der Waffenstillstand nach acht Tagen die erschöpften Kräfte ablösen würde, eine so kurze Zwischenzeit hindurch gegen alle Uebermacht noch zu behaupten gewesen, und hart an der Gränze des Verderbens gerettet worden. Damit dieser Schmerz noch erhöht wurde, mußte auch erst in Lauenburg ein Schreiben des russischen Staatssekretairs Grafen von Nesselrode eintreffen, welches voraussetzte, Tettenborn sei noch in Hamburg, und ihn benachrichtigte, der Kaiser wünsche die Stadt um jeden Preis gerettet, und solle daher der General Graf von Wallmoden nöthigenfalls sein gesammtes Fußvolk hineinwerfen, bei der dringenden Eile aber habe er diese Zeilen selbst, nach dem Willen des Kaisers, als den Befehl dazu anzusehen. Eines oder das andere, dieses Schreiben, oder jene Nachricht von dem Waffenstillstande um einige Tage früher, und Hamburg war in der That gerettet, und blieb in ruhmvollem Stolze fortan unser, denn der Waffenstillstand hätte hier alles geliefert, dessen man bedurfte, Zeit zur Befestigung der Stadt, zur Uebung der Truppen und Bürger, zur Anschaffung von Pulver, zur Ankunft angemessener Verstärkung, zur Entscheidung der dänischen und schwedischen Verhältnisse.

Zufolge gegenseitiger Uebereinkunft wurde die russische Waffenstillstandslinie von dem Ausflusse der Trave vorwärts Ratzeburg, Mölln und Lauenburg an die Elbe gezogen, die französische lief vor Lübeck und Bergedorf hin, die zwischen beiden Linien eingeschlossene Strecke wurde für neutral erklärt, und sollte von beiden Theilen unbesetzt bleiben. Die Neigung der Franzosen zur gewaltsamen Anmaßung und zur Uebertretung der Verträge, so oft nur, nicht einmal immer ihr Vortheil, sondern bloße Laune aus Gewohnheit sie dazu anreizte, blieb während aller wechselnden Zustände des Krieges immer dieselbe, und auch hier wurden sie nicht müde das neutrale Gebiet zu betreten und auszubeuten, und sich über Verletzungen von unsrer Seite zu beschweren, so wenig auch jemals Anlaß dazu war. Tettenborn beantwortete ihre Beschwerden mit verachtendem Schweigen, und ließ ihre thatsächlichen Eingriffe durch den seine Vorposten befehligen-

den General Denisoff kräftig zurückweisen. Er selbst nahm sein Hauptquartir in Boitzenburg.

Während dieses langen und verlängerten Waffenstillstandes entwickelten und gestalteten sich die Kräfte der Verbündeten in außerordentlichen Anstrengungen zu großem Umfang und innerer Stärke, denen selbst Napoleon mit seiner ungeheuern Thätigkeit in den schon völlig auf den Krieg berechneten Verwaltungsmitteln seines großen Reichs, wie die Folge gezeigt, nicht gleiche entgegenzusetzen vermocht hat. Allein die zerstreuten Zurüstungen der Verbündeten ließen sich, besonders im Anfange, nicht gleich so tröstlich übersehen und ermessen, und man durchlebte in großer Besorgniß diese Waffenruhe, die man von dem Feinde besser, als von uns selbst benutzt zu sehen fürchtete, und die, neben der Aussicht eines zweifelhaften Kriegs, auch die Möglichkeit eines schlechten Friedens durch fortdauernde Unterhandlungen festgebannt hielt. Ja die besten Hoffnungen derjenigen, welche der Beharrlichkeit der Fürsten und dem Eifer der Völker alles zutrauten, wurden durch das Bängliche und Schwankende, dem jeder Bündnißkrieg ausgesetzt ist, oft gelähmt und zweifelhaft.

Die preußischen Rüstungen gaben das Beispiel einmüthiger Stärke und heldenmüthiger Anstrengung, wie sie seit dem Anfange des französischen Freiheitskrieges nicht waren gesehen worden; die Zahl der Bewaffneten wurde zu einer Höhe gebracht, auf der sie nur durch die weisesten Maßregeln der Regierung und die allseitige Hingebung des Volks erhalten werden konnte; die Zweckmäßigkeit der Anordnungen und die Fülle der Leistungen gaben den preußischen Rüstungen in tiefer Stille einen so sichern und reichen Erfolg, daß man bald mit Staunen Größeres geschaffen fand, als man hatte bereiten sehen. Der Anmarsch russischer Verstärkungen dauerte unaufhörlich fort: darunter fand sich auch die russisch-deutsche Legion, die nach der Niederelbe bestimmt war. Die Schweden machten nun wirklich einen Theil unsrer Streitmacht aus, da der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl eines zusammengesetzten Bundesheers, in welchem Wallmoden's Trup-

pen einen Heertheil, und in diesem die Truppen Tettenborn's eine besondere Schaar bildeten. Englische Truppen landeten an der mecklenburgischen Küste. In Mecklenburg selbst wurde die Einrichtung einer Landwehr und eines Landsturms, nach dem Muster der preußischen mehr betrieben als ausgeführt, der geringe Umfang des Landes, die Ungewohntheit kriegerischer Anstalten, und selbst die Störungen durch die Anwesenheit so vieler fremden Truppen, ließen den wiederholt gegebenen Befehl des Kronprinzen von Schweden wenig wirksam werden; bessern Fortgang hatte die Errichtung und Vermehrung des eigentlichen Militairs, dem es späterhin nicht an Gelegenheit fehlte, sich auszuzeichnen. Ueber Oesterreich und den Gang der angeknüpften Verhandlungen lag noch ein Dunkel ausgebreitet, welches vertrauenvolle Zuversicht jedoch bald hell und heller eröffnet zu sehen hoffte.

Der Kronprinz von Schweden, dessen Nichttheilnahme an dem Kriege Napoleon's gegen Rußland sich um die Russen das größte Verdienst erworben hatte, sollte nun, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon übergehend, sich dasselbe mit größerm Dank von den übrigen Völkern erwerben. Für die Verzichtung auf die Wiedererlangung des unverschmerzten Finnlands war den Schweden von England und Rußland der künftige Besitz Norwegens zugesichert, eine Zusicherung, welcher nun auch Preußen beizutreten veranlaßt war. Wenn die Staatskunst hier sich zu Maßregeln gedrungen fühlte, die einen Fürsten seines rechtmäßigen Besitzes willkürlich berauben sollten, so kann man zur Entschuldigung anführen, daß der dänische Hof schon ein Jahr vorher gewarnt und benachrichtigt worden war, zu welchen Bedingungen sich Rußland, wenn Dänemark fortführe dem französischen Bündniß treu zu bleiben, gegen Schweden verpflichten müsse, weil Rußland bei dem bevorstehenden gewaltigen Kampfe nicht beider nordischen Mächte zugleich unversichert bleiben könne. Das dänische Kabinet schien auch in der That, nach dem Untergange des großen französischen Heeres in Rußland, sich den Russen und Preußen in dem Maße nähern zu wollen, als das Glück sich von den Franzosen entfernte. In der Hoffnung, wegen Norwegen eine gütliche Ausgleichung treffen

zu können, und Dänen und Schweden gemeinschaftlich der guten Sache zuzuführen, hatte der Kaiser von Rußland die dänischen Annäherungen wohlwollend aufgenommen, und die preußische Regierung fand unter diesen Umständen den Abschluß mit Schweden nicht zu übereilen. Allein der Kronprinz von Schweden fand hierin einen bedenklichen Anschein, der ihm desto unangenehmer war, als eine große schwedische Parthei nur ungern die Beziehungen zu Frankreich aufgegeben sah, und sich zu einem Mißtrauen berechtigt glaubte, das erst durch den Erfolg widerlegt werden sollte. Die Blüthe der schwedischen Kriegsmacht war nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pommern gelandet, zu einem Kriege bestimmt, in welchem Schweden nur auf Kosten Dänemarks gewinnen konnte; die Aussicht, durch das geringste Versehen jene, für Schweden nicht wie für andere Länder ersetzliche, Schutzwehr des Landes verlieren zu können, ohne Norwegen zu gewinnen, forderte zu einer Sorgfalt auf, die allerdings verbot, sich in rasche Thätigkeit vorschnell einzulassen. Die Truppen, welche schon auf dem Meere gelitten hatten, beisammen zu halten und das Weitere abzuwarten, schien unerläßlich, wenn nicht Schwedens eigne Sicherheit gegen Dänemark auf's Spiel gesetzt werden sollte. Der Kronprinz stand in doppelter Eigenschaft da, als schwedischer Thronfolger und als Feldherr; als jener sah er sich wegen des Vortheils seines Landes wenig beruhigt, als dieser seinen Erwartungen wegen des Bundesheeres, dessen Oberbefehl ihm zugesagt war, nicht entsprochen. Schweden sah sich aller seiner Hoffnungen beraubt, seine ganze Bedeutung in diesem Kriege verloren, wenn nicht Dänemark der Feind der Verbündeten blieb, sondern mit diesen und also auch mit Schweden in friedliche Verhältnisse trat. Das Benehmen der Dänen, welche Hamburg hatten fallen lassen, und dadurch allgemeinen Haß auf sich zogen, kam den Wünschen der Schweden nur allzugünstig entgegen, und wurde von ihnen eifrig benutzt.

Aber auch die Schweden hatten Hamburg retten können, und es im Gegentheil verlassen, und mußten dieserhalb harte Beschuldigungen erleiden. Diese wurden am stärksten laut, als man das harte Geschick des Generals Döbeln erfuhr,

welcher auf den Hülferuf Tettenborn's in der größten Noth drei schwedische Bataillons nach Hamburg hatte vorrücken lassen, ohne durch höhere Befehle dazu ermächtigt zu sein. Er war von der Befehlführung abgerufen und vor ein Kriegsgericht gestellt worden; während des Waffenstillstandes kam nebst andern zahlreichen Widerwärtigkeiten, zu denen die Ruhe Zeit gab, auch diese traurige Angelegenheit zum Spruche. Vergebens zeigte der General Döbeln den ganzen Zusammenhang der Verhältnisse und das Dringende der Aufforderung, vergebens berief er sich auf die edeln Triebfedern, die ihn auch diesmal bestimmt hatten, wie schon früher, da er, gleichfalls ohne Befehl, zweimal das Vaterland zu retten geholfen, vergebens entblößte er seinen von Wunden zerschmetterten Schädel, um zu zeigen, welches Haupt man zu verdammen im Begriffe sei; er wurde zum Tode verurtheilt, und der entrüstete Mann vernahm nur mit Unwillen, daß ihm das Leben geschenkt und er zu Festung begnadigt sei. Er hatte der Form nach unstreitig gefehlt; aber wer in seiner Stellung — so urtheilten damals die tapfersten und höchsten Kriegsmänner — der Aufforderung Tettenborn's im Stande gewesen wäre, nicht Folge zu leisten, der wäre vielleicht ein klügerer Soldat gewesen, als der General Döbeln, aber kein größerer Ehrenmann.

Während im Rücken vielfache Beschäftigung auf eine ereignißvolle Zukunft deutete, kamen täglich traurige Boten aus Hamburg als lebendige Zeugen einer jammervollen Gegenwart an, mit welcher wir uns in so naher Berührung fühlten. Die Verhaftungen, Untersuchungen und Bedrückungen nahmen kein Ende, und die Franzosen zeigten unverhohlen, daß diesmal sogar die Gelderpressungen nicht bloß Geld, sondern eigentlich den Untergang der armen Stadt zum hauptsächlichsten Zwecke hatten. Die besten Männer des ganzen Gemeinwesens wurden geächtet, jeder Hamburger war durch einen oder den andern Artikel der grausamen Nachverfügung Napoleon's der Willkür scheuslicher Schergen verfallen; die reichsten Leute konnten durch kein Geld, die ehrwürdigsten weder durch Amt noch Alter sich vor der Schanzarbeit schützen, zu der man sie gewaltsam hinzog, um sie

dem schändlichsten Hohn und mißhandelndem Spott bloßzustellen. Wer konnte, wanderte aus; täglich erschienen Bürger, zum Theil mit Frauen und Kindern, die sich glücklich durchgeschlichen hatten, und begaben sich tiefer in das Mecklenburgische, wo sich ein Häuflein hamburgischer Bürgergarden um Perthes und Metlerkamp zu versammeln anfing; ihre Klagen über den unerhörten Druck und die schnöde Mißhandlung, über das gewaltsame Zerstören der Häuser, ihre Schilderung des Umhauens aller Bäume und des Verwüstens der Gärten, gaben das traurigste Bild eines öffentlichen Unglücks, das in jedem einzelnen Leiden die Oberhand hatte.

Die Unterhandlungen Oesterreichs waren inzwischen dahin gediehen, daß seine Verbindung mit Frankreich immer loser, die mit Rußland und Preußen immer fester wurde, und endlich selbst dem Feinde, der hier zum erstenmale die unangenehme Wahrheit absichtlich hinter Täuschungen sich selbst verhehlen zu wollen schien, kein Zweifel mehr über den nahen Zeitpunkt bleiben konnte, der die österreichischen Heere den russischen und preußischen gesellen würde.

In dieser Voraussetzung erhielten unsre Anstalten zur Wiedereröffnung des Kriegs erneuerte Kraft und Zuversicht, und die Bildung und Aufstellung der Heere wurde in Gemäßheit des neuen Zuwachses bedingt und angeordnet. Aus guten Gründen hatte man, um die Wahrnehmung abgesonderter einzelner Rücksichten und Vortheile bei den verbündeten Heeren dem höheren Gesichtspunkt des allgemeinen Vortheils so viel als möglich unterzuordnen, die Truppen der verschiedenen Heere vertheilt, deren kein einziges aus den Truppen bloß Eines Volkes bestand. Am mannigfaltigsten war die Mischung bei dem Nordheer unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden, welches aus Russen, Preußen, Schweden, Engländern, Hanseaten und andern deutschen Kriegsvölkern zusammengesetzt war, und dies wieder am meisten in dem Heertheile Wallmoden's, unter dessen Befehl, nebst den abgesonderten Truppen einzelner Länder, auch die zusammengemischten von ganz Deutschland in der russisch-deutschen Legion sich befanden. Ein solcher Körper war ohne Zweifel in dem Grade weniger beweglich und zuverlässig, als ihm

Festigkeit und innere Einheit fehlten. Auch Tettenborn, welcher von russischen Truppen bei der neuen Vertheilung nur vier Kosakenregimenter behalten, und seine russischen Dragoner, Husaren, Jäger und Kanonen anders wohin abgegeben hatte, bekam statt dieser jetzt preußische Truppen, nämlich die gesammte Lützow'sche Freischaar, welche aus allen Waffengattungen bestand, und ein neuerrichtetes preußisches Bataillon Jäger. Wallmoden hatte die schwierige Aufgabe, mit höchst geringen und unzuverlässigen Kräften das Vorrücken der Uebermacht des Marschalls Davoust, dem zugleich die dänischen Hülfsvölker untergeordnet waren, mit möglichster Anstrengung aufzuhalten und zu lähmen. Tettenborn empfing die Bestimmung, hiebei mit seinen Truppen dem Feind am nächsten zu sein, und nach eigner Einsicht und Kühnheit zu verfahren.

Wir können nicht umhin bei dieser Gelegenheit, da wir der Lützow'schen Freischaar erwähnt haben, einige Worte über diese mannigfach beurtheilte Truppe hier einzuschalten. In der freien Gesinnung, welche die Rettung des Vaterlandes unter jeder Gestalt und auf alle Weise erringen wollte, waren viele treffliche Leute schon frühe zusammengetreten, und obgleich größtentheils Preußen, so hatten sie doch in der Erwägung, daß preußische und deutsche Gesinnung, die jetzt eins waren, in manchen Fällen wieder gesondert scheinen könnte, vorzugsweise die deutsche erwählt. Diese Gesinnung herrschte bei Stiftung der Freischaar, an deren Spitze der Major von Lützow gestellt wurde. Bei der Aussicht, daß der größere Theil Deutschlands sich in allgemeinem Aufstand erheben würde, dünkte eine solche Schaar der Kern, um welchen ein großes deutsches Heer sich zu unabhängiger Streitmacht versammeln konnte; und in der That mögen solch glänzende Erwartungen vielen Mitgliedern der sogenannten schwarzen Schaar um so lebhafter vorgeschwebt haben, als die Freischaar in der Auswahl und Menge trefflicher junger Leute eher die Offiziere eines künftigen Heeres, als die Gemeinen einer vorhandenen Truppe zu besitzen schien. Der Ausdruck „schwarze Erde", welcher hin und wieder bei dieser Schaar vorkam, erinnerte mit absichtlicher Bedeutung an die rothe

Erde der Vehme, und wies auf einen ausgebreiteten Wirkungskreis hin. Allein der Gang der Begebenheiten war der Entwickelung dieser Bestrebungen durchaus nicht günstig, und die verbündeten Mächte selbst wollten lieber den langsamen Beitritt der Rheinbundfürsten abwarten, als die rasche Kraft der Völker zur augenblicklichen Theilnahme aufrufen. Der Sammelplatz allgemeiner deutschen Gesinnungen mußte dadurch bald veröden, und den örtlichen nachstehen, die den Baier, den Rheinländer, den Westphalen, in seinem eignen Kreise zu den Waffen rief; die Lützow'sche Schaar, eben so wie die deutsche Legion, kam dadurch um ihre politische Bedeutung, und behielt bloß, gleich andern Truppen, eine militairische. Jedoch wurde es schwer, jener Bedeutung sogleich zu entsagen, und ein unzufriedener Mißmuth über die getäuschte Erwartung bezeichnete noch lange ihr nicht gänzliches Erlöschen. Als bloße Truppe betrachtet, zeigte die Lützow'sche Schaar aber bald unvereinbare Elemente; die herrlichsten Jünglinge und Männer, aus den Städten größtentheils den Studien und Staatsämtern entzogen, oft noch in der Unschuld und Begeisterung höherer Bildung, fanden sich neben den rohesten Gesellen, denen Wildheit über Freiheit ging, und unter verschmitzten Heuchlern, welche in den Schein des Vaterlandseifers ihre Raubsucht hüllten. Daher die zahllosen Klagen über Gewaltsamkeiten aller Art, die man von den sogenannten Schwarzen wollte erlitten haben. Daher aber auch die Begeisterung, welche andre Mitglieder dieser Schaar an vielen Orten erweckten. Allein auch die Bessern, die sich hier vereint fanden, waren nicht an günstiger Stelle; was vertheilt auf ganze Regimenter als erfrischender Geist wirken konnte, verlor sich hier in sich selbst lähmender Gleichartigkeit. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die auf bloß militairische Verwendung beschränkte Schaar auch in dieser bei aller Tapferkeit doch den aus Landvolk bestehenden Feldregimentern nicht gleichkam, da, nächst der Tapferkeit, hauptsächlich die körperliche Kraft und Ausdauer bei dem Krieger in Betracht kommt. Die Lützower aber waren williger zu jeder Anstrengung und Entbehrung, als fähig.

Die Zeit des Waffenstillstandes näherte sich ihrem Ende,

und die gespannten Gemüther ergriff lebhaftere Thätigkeit; auf solchen Entscheidungen, wie jetzt ganz nahe waren, hatte unsere Sache noch nie gestanden! Der Kronprinz von Schweden gab dem Nordheer in der Mark Brandenburg eine solche Stellung, daß die Hauptstadt Berlin gegen den ganzen Lauf der Elbe hin umgeben, und vor dem Feinde, er mochte von Süden oder von Westen andringen, gesichert war. Seinen äußersten rechten Flügel an der Niederelbe gegen Holstein bildete Wallmoden, unter dessen Befehlen die russischen Generale von Tettenborn und von Arentschildt, die englischen Generale von Dörnberg und Lyon und der schwedische General von Vegesack standen, welcher letztere jedoch im voraus besondere Weisungen erhalten hatte, die ihn von dem übrigen Heer einigermaßen trennten, wie er denn im Fall eines Rückzuges mit seinen schwedischen und den mecklenburgischen Truppen sich längs der Ostsee nach Stralsund ziehen sollte, während den andern Abtheilungen für solchen Fall die Richtung nach Berlin gegeben war. Diese sämmtlichen Truppen Wallmoden's betrugen ungefähr 25,000 Mann, die man am Tage der Schlacht unter dem Gewehr zu haben rechnen konnte. Das Geschütz betrug kaum 40 Kanonen, die nicht alle im besten Stande waren, ja zum Theil noch erwartet wurden. Da nach den Anordnungen des Kronprinzen auf dieser Seite kein heftiger Angriffskrieg Statt finden konnte, so war im voraus bestimmt, daß man der Uebermacht des Feindes, sobald sie vordränge, langsam weichen und sich in den oben angegebenen Richtungen fechtend zurückziehen sollte. Demgemäß, um die Stecknitz dem Feinde einigermaßen streitig zu machen, wurden vor Lauenburg noch in den letzten Tagen des Waffenstillstandes auf vortheilhaften Anhöhen drei Schanzen eiligst angelegt, und mit der Nacht vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten glücklich vollendet. Eine neue Brücke über die Stecknitz bei Lanz versicherte die rückwärtige Verbindung dieses Postens; die sumpfigen und buschreichen Ufer erschwerten jeden andern Uebergang. Wallmoden verlegte sein Hauptquartir von Grabow nach Hagenow, Tettenborn das seinige von Boitzenburg nach Büchen, und vertheilte seine Truppen auf der Linie von Mölln nach Lauenburg, welche

beide Städte er nebst den Schanzen bei letzterer besetzt hielt. Seine Stärke betrug etwa 3000 Mann Fußvolk, 4 Kosakenregimenter, zusammen beinah 1500 Pferde, und ungefähr 400 Pferde von der seit dem Ueberfalle bei Kitzen nicht wieder ergänzten Reiterei von Lützow; einige Stücke leichtes Geschütz waren wenig brauchbar. Noch am 16. August wußte man bei uns nicht, ob die Feindseligkeiten wirklich ausbrechen würden, oder der Waffenstillstand verlängert wäre, keine Anzeige, kein Befehl deßhalb war eingetroffen, und der Zweifel wurde erst am folgenden Tage durch die That gehoben, indem die Franzosen die Feindseligkeiten wirklich anhoben.

Am 17. August um Mittag bekam Tettenborn die Nachricht, daß der Feind von Hamfelde, mit 3000 Mann, worunter auch Dänen, und 6 Kanonen, durch das bisher neutrale Gebiet gegen Mölln vorrücke, und bald darauf, daß derselbe mit beträchtlicher Stärke auch gegen Lauenburg im Anzuge sei. Sogleich wurden Patrouillen von Büchen rechts und links vorgeschickt, um den Feind in seinen Flanken zu beobachten. Durch Nachlässigkeit einiger Posten aber wurde auch gleich an diesem ersten Tage das bei Mölln aufgestellte Kosakenregiment überfallen, und von diesem Punkte, jedoch ohne den geringsten Verlust, zurückgeworfen, sonderbar genug, da seit Jahr und Tag bei diesen Truppen dergleichen weder geschehen war, noch in der Folge je wieder geschah. Der Feind verfolgte jedoch auf dieser Seite seinen augenblicklichen Vortheil nicht. Desto ernsthafter war sein Andringen bei Lauenburg, wo zwei Bataillons Jäger und ein Kosakenregiment den Feind empfingen. Die Jäger verließen ihre Schanzen und begegneten dem Feinde auf freiem Feld, warfen ihn nach einem hitzigen Gefecht, ungeachtet seiner Ueberzahl, zurück, und überließen ihn den Kosaken zu weiterer Verfolgung; von beiden Seiten blieben viele Leute. Den Tag darauf verstärkte der Feind seinen Angriff und rückte mit 5 Bataillons und 3 Kanonen an, zwei der letztern wurden bald unbrauchbar gemacht, und während aus den Schanzen unsere Kanonen feuerten, brachen die Jäger und Schützen abermals in das freie Feld hinaus, und schlugen sich den

ganzen Tag mit dem überlegenen Feinde herum, der endlich im Walde Schutz suchen mußte, nachdem er, vorzüglich durch die unter dem braven Hauptmann Riedel den Lützowern gesellten Tyroler Schützen, über 400 Mann verloren hatte. Die Unsrigen hatten 100 Todte und Verwundete, worunter 11 Offiziere, die bei jeder Gelegenheit mit entbranntem Muthe vorangingen. Noch am nämlichen Abend versuchte der Feind durch einen neuen Angriff mit dem Bajonnet die Schanzen wegzunehmen, und wurde nochmals blutig zurückgewiesen; da jedoch seine ganze Macht nachrückte, und die Truppen zum Angriff sich stündlich vermehrten, so gelang es ihm am folgenden 19. in der Frühe des Morgens die Hartnäckigkeit der Unsern zu überwältigen, und er nahm die Schanzen mit Sturm, wobei wir gegen 200 Mann verloren; die Kanonen waren schon am Abend vorher, da sie nun augenscheinlich in Gefahr standen, zurückgezogen worden. Auf diese Art Meister der beiden Flügelpunkte unsrer Stellung an der Stecknitz, drang der Feind endlich auch gegen die Mitte nach Büchen vor, wo er aber die Brücke zerstört fand, und ebenfalls auf hartnäckigen Widerstand stieß. Tettenborn hatte sich bereits nach Gresse zurückgezogen, ließ aber den Uebergang noch durch den Rittmeister Grafen von Bothmer mit 50 Kosaken vertheidigen, welche der Feind durch anhaltendes Kanonenfeuer bis auf den Abend, wo sie abzuziehen Befehl hatten, vergebens zu vertreiben suchte. Nachdem die Franzosen sich nun aller Uebergänge über die Stecknitz bemeistert hatten, konnten sie ungestört und rasch vorgehen; allein Tettenborn blieb mit seinen Kosaken immer hart an ihnen, beunruhigte sie so sehr auf allen Seiten durch unaufhörliches Plänkeln, und gönnte ihnen so wenig Raum sich vorwärts aufzustellen, daß sie nur in ganzer Masse, wo das Fußvolk und selbst das Geschütz an der vordersten Spitze immer zur Hand sein mußte, langsam vorzugehen wagten. Unter beständigem Geplänkel von allen Seiten, wobei der Feind gegen die abgesessenen Kosaken jedesmal Geschütz aufführte, um sie zu vertreiben, und jedes kleine Gefecht durch Kanonendonner verherrlichte, zogen wir uns langsam und ohne Verlust über Gresse, Badekow und Schildefelde nach

Vellahn, wo Tettenborn früh am 21. August eintraf, und weil es ihm unerträglich fiel, mit seinen tapfern Truppen vor dem zaghaften, aber übermächtigen Feinde noch weiter zurückzugehen, so wollte er hier dem Feinde, dessen von Büchen und Boitzenburg heranziehende Abtheilungen hier vereinigt über 25,000 Mann betragen mußten, kämpfend Stand halten. Der Marschall Davoust war selbst an der Spitze der Vorrückenden, hatte aber in vier vollen Tagen nur wenige Meilen zurückgelegt, seine Reiterei wagte er kaum zu zeigen, alle seine Truppen machten gleichsam Vorposten, Kanonen wurden Plänkler. Wir konnten dieses Uebermaß von Vorsicht um so weniger begreifen, als wir aus aufgefangenen Briefen wußten, daß Napoleon den Marschall Davoust angewiesen hatte, die Truppen Wallmoden's als neu errichtete und schlechte gar nicht für bedeutend anzusehen. Später klärte sich dies freilich auf; Davoust glaubte fest, der Kronprinz von Schweden stehe ihm in ganzer Stärke gegenüber, oder doch in der Nähe, ja er meinte, gleich bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten, in den Gefechten bei Lauenburg, habe derselbe persönlich den Befehl geführt.

Die Gegend von Vellahn hat Höhen und Wald; hinter diesen legte Tettenborn, nach getroffener Verabredung mit Wallmoden, der sein Hauptquartier in Klodran genommen, und den General von Dörnberg in die linke Flanke des Feindes vorgeschoben hatte, auf die zweckmäßigste Weise Reiterei und Geschütz in Versteck, um im rechten Augenblick unerwartet hervorzubrechen; das Dorf Vellahn wurde ganz mit Jägern besetzt, während vor demselben ein Theil der Kosaken ebenfalls versteckt hielt, und der andere Theil den Feind unter beständigem Plänkeln herbeilockte. Sein Vorrücken geschah jedoch an diesem Tage noch langsamer als gewöhnlich, und erst spät am Nachmittage verkündigten Kanonenschüsse seine Annäherung. Durch diese Zögerung des Feindes mußte die Reiterei Dörnberg's zu früh erscheinen, und eher gesehen werden, als Zeit zum Angriff war. Die Franzosen wandten ihre Aufmerksamkeit sogleich auf ihre linke Flanke, und das Gefecht entspann sich zuerst mit einem Bataillon der russisch-deutschen Legion, das von den Husaren

der englisch-deutschen Legion und 4 Kanonen unterstützt wurde. Diese Truppen schlugen den Angriff, ungeachtet des feindlichen Kartätschenfeuers, tapfer zurück. Aber die Hauptsache war versäumt, und die Erwartung, den Feind zur vorbereiteten Niederlage näher zu locken, blieb getäuscht. Unter diesen Umständen nahm Tettenborn 3 Kosakenregimenter zusammen, und sprengte, er selbst der Erste, unter lautem Hurrah, auf die Franzosen ein, die in großer Ausdehnung und Anzahl hier zuerst wieder sich in Plänkler aufgelöst hatten, und bei diesem lebhaften Angriff in Menge niedergestochen wurden. Auch Wallmoden fand sich persönlich hier ein, und ermunterte, mit Tettenborn vereint, die Kosaken durch das muthigste Beispiel zu kühner Verfolgung, die auch beinah eine Stunde Wegs fortdauerte, ungeachtet des Kartätschen- und Kanonenfeuers, und der Bataillonsmassen, welche den Flüchtigen zu Hülfe kamen; ungefähr 400 Franzosen blieben auf dem Platze, lauter Fußvolk, weil die Reiterei ängstlich zurückgehalten und von jenem zur Sicherheit in die Mitte genommen war. Die ganze Linie des Feindes war im Feuer, das bis in die späte Nacht dauerte; unsre Truppen behielten ihre alte Stellung bei Vellahn, und hatten das Feld weit vor sich hin gesäubert; denn der Feind, stutzig geworden, zog sich in der Nacht noch weiter zurück. Dieses Gefecht, in welchem höchstens 5000 Mann gegen mehr als 20,000 gestanden hatten, so ruhmvoll als erfreulich für die Unsern, zeigte dem Feinde, was er von den neuen Truppen, die er verachten sollte, unter solchen Anführern zu erwarten habe.

An den folgenden beiden Tagen harrten wir vergebens, daß uns der Feind nach Toddin, wo unsere Truppen höchst vortheilhaft aufgestellt waren, nachfolgen, oder uns bei Hagenow, wohin wir sodann zogen, angreifen sollte. Er nahm seine Richtung links auf Wittenburg, und von da weiter auf der Straße nach Schwerin, während nur einzelne Abtheilungen sich unsern Plänklern entgegenstellten, und nach lebhaftem Kanoniren gleichfalls in jener Richtung abzogen. Kaum war Tettenborn von dem Einrücken des Feindes in Wittenburg unterrichtet, als er sogleich Partheien in den

2*

durch diese Seitenbewegung eröffneten Raum schickte, die im Rücken des Feindes Gefangene machten, Fuhren wegnahmen und Boten auffingen; ein Kosakenregiment blieb bei Wittenburg selbst an die Hauptmasse der feindlichen Truppen dicht angeschlossen, und beobachtete deren kleinste Bewegung. Eine andere Abtheilung wurde nach Schwerin und von da vorwärts auf der Straße nach Wittenburg dem Feinde entgegengeschickt, der schon in dieser Richtung vorrückte und mit jener Abtheilung, die sich beobachtend zurückzog, fast zugleich in Schwerin ankam, gleich zuerst mit etwa 10,000 Mann, dann mit den übrigen Truppen, deren gesammte Stärke über 30,000 Mann betrug, und sich zwischen den Seen bei Schwerin lagerte.

Tettenborn ging nun selbst mit allen Kosaken und der Lützow'schen Freischaar in den Rücken des Feindes, und auf derselben Straße, welche dieser genommen, über Wittenburg ihm nach gegen Schwerin; allein der Feind hatte keine Truppenabtheilung zurückgelassen, sondern alles eifrig beisammen gehalten, und den Nachtrab fleißig mitgenommen, so daß die Hoffnung, diesen zu überfallen, fehlschlug.. Doch machten wir zahlreiche Gefangene, die von allen Seiten eingebracht wurden, und hemmten durch diesen Marsch die Verbindung des Feindes mit seinem Rücken, indem wir zugleich alle nöthigen Nachrichten über ihn einzogen. Von Warsow aus wurde der Major von Lützow mit einer starken Parthei nach Trebbow abgesandt, um den Feind ganz zu umstellen, und ihm auch von dieser Seite alle Nachricht abzuschneiden. Dieser letztere Zweck erhielt durch die Lage des Augenblicks die höchste Wichtigkeit. Während nämlich der Marschall Davoust mit allen Truppen in gedrängter Stellung am Schweriner See stand, und nach jeder Richtung die leichte Umzäunung, welche die Kosaken dicht um ihn gezogen hatten, durchbrechen konnte, um mit seiner Uebermacht etwas Entscheidendes auszuführen, so daß man mehr als gewöhnlich behutsam sein mußte, um ihn nach keiner Richtung unbemerkt einen Marsch gewinnen zu lassen, kam die Nachricht bei uns an, daß die französische Hauptmacht aus Sachsen gegen das Heer des Kronprinzen von Schweden hervorgebrochen sei, und dieser

in der Nähe von Berlin bei Teltow alle Truppen zusammenziehe, um eine Schlacht zu liefern, deren Vorspiel schon begonnen habe. Da zugleich auch von Magdeburg aus eine beträchtliche Truppenstärke auf der Straße nach Berlin im Anmarsch war, und der Kronprinz weder seine versammelten Truppen vor der nahen Schlacht schwächen, noch in seiner Flanke die gefährliche Bewegung des Feindes ungestraft geschehen lassen durfte, so sandte er an Wallmoden den Befehl, den Marschall Davoust zu verlassen, und schleunigst nach der Elbe gegen den aus Magdeburg vorgedrungenen Feind zu marschiren. Tettenborn sollte mit seinen Truppen stehen bleiben, und den Marschall Davoust über den Abmarsch der andern zu täuschen suchen. Wallmoden setzte sich sogleich am 25. August in Bewegung. Alle Anordnungen wurden der Schwierigkeit dieser neuen Lage gemäß getroffen, und unter andern auch das Gepäck weiter in's Land zurückgesandt. Tettenborn zog sich über die große Ebene bei Schwerin aus dem Rücken des Feindes wieder rechts in die Fronte desselben, sowohl um nicht die Rückzugsstraße gegen Berlin und das Heer des Kronprinzen zu verlieren, als auch um die schöne und vollkommen offne Ebene, welche sich von Schwerin gegen Ludwigsluft unübersehbar ausdehnt, auf den Fall eines Treffens für seine Reiterei vor sich zu haben; er nahm sein Hauptquartir in Fahrbinde, wo Bäume und Buschwerk die Ebene zu unterbrechen anfangen, die zwischen dem Feind und den Unsrigen liegend jede Angriffsbewegung sogleich entdecken ließ, auch im unwahrscheinlichen Falle, daß die dicht um die feindlichen Lager gezogenen Kosakenposten überfallen und versprengt würden.

Der Marschall Davoust hatte während der Abwesenheit Wallmoden's also nur höchstens 5000 Mann vor sich, von welchen er sich, der jetzt mehr als 40,000 Mann hatte, die späterhin nach authentischen Listen bis zu 51,000 Franzosen, ohne die 10,000 bis 15,000 Dänen, anwuchsen, glücklicherweise in der Enge halten ließ; er ahndete so wenig, was bei uns vorging daß er noch ängstlicher als vorher sich auf seine Stellung beschränkte. Eine kühne Bewegung von seiner Seite in diesem Augenblick, und ein rasches Vordringen durch die

Priegnitz in die Mark Brandenburg hätte, in Verbindung mit den andern Bewegungen der Franzosen von Wittenberg und Magdeburg her, für Berlin höchst gefährlich, ja bei Davoust's Truppenzahl für den Feldzug auf dieser Seite entscheidend werden können, wenigstens würden ihm Tettenborn und Wallmoden, wenn ihm auch nicht gelungen wäre sie zu schlagen, immer rückwärts haben weichen müssen, und der Kronprinz von allen Seiten bedroht, ja für seinen Rückzug nach Stralsund besorgt, hätte mit seinen geringen Kräften schwerlich Stand halten können. Allein Tettenborn löste glücklich die Aufgabe, von deren Wichtigkeit er durchdrungen war, und diese bangen Tage gingen vorüber, ohne daß der Feind unsere Lage erfahren hätte. Keine Nachricht drang zu ihm, kein Kourier fand einen unbesetzten Weg, überall schwärmten Kosaken, deren Anzahl durch ihre stete Bewegung unberechenbar groß erschien; die Patrouillen des Feindes, welche sich in die nur wenig von dem Lager entfernten Dörfer wagten, wurden jedesmal angegriffen, verjagt, und ließen immer mehrere Gefangene zurück; so gewann es den Anschein, als wenn wir, weit entfernt, einen Angriff zu fürchten, vielmehr selber anzugreifen bereit wären. Diese gespannte Lage dauerte jedoch nicht lange; schon am 26. August kam die Nachricht von dem Siege des Generals von Bülow bei Groß-Beeren, und den Tag darauf kehrte auch Wallmoden mit seinen Truppen zurück, da der Kronprinz nach der gewonnenen Schlacht bereits andere näherstehende Truppen in die Gegend von Magdeburg absenden konnte.

Unbeschreiblich, und vielleicht zu sehr vergessen ist der Eindruck, welchen diese erste Siegesnachricht in den Gemüthern hervorbrachte; der Krieg hatte sich für uns jetzt gleich im Anfang mit Glück eröffnet, das seitdem der Gefährte unserer Waffen blieb, und nur bisweilen zu schlummern schien, um desto herrlicher aufzuwachen. Die Rettung Berlins, schon früher bei Luckau, jetzt wieder bei Groß-Beeren durch die Preußen unter Bülow erfochten, und die bald nachher bei Dennewitz demselben General zum drittenmale gelang, hatte dem Siege durch die Theilnahme einer dankbaren Bevölkerung einen erhöhten Glanz verliehen. Auch unsere Stellung gegen

den Marschall Davoust gewann nun eine andere Ansicht, sein Vordringen konnte weder so gefährlich, noch unser fernerer Rückzug so nachtheilig werden, da jenes keine andern Bewegungen mehr unterstützte, und dieser bei jedem Schritt auf größere Verstärkungen führte.

Unsere Partheien fuhren fort, den Feind nach allen Richtungen zu belästigen und seine Wirksamkeit einzuengen. Der Major von Lützow überfiel bei Wittenburg einen großen Zug französischer Wagen, nahm ihn, und machte viele Gefangene; die übrige Mannschaft der Bedeckung wurde größtentheils niedergehauen. Bei diesem Gefechte büßten wir auch einige der Unsrigen ein, unter ihnen den jungen Grafen von Hardenberg und den Lieutenant Theodor Körner, letzterer bekannt durch die glückliche Dichtergabe, welche ihn inmitten aller Abwechslungen des Kriegslebens nie verließ. Er war von Wien, wo er in glücklichen Verhältnissen lebte und noch glücklichern entgegen sah, dem frühsten Waffenrufe gefolgt, und nebst vielen seiner sächsischen Landsleute in die Lützow'sche Freischaar getreten, wo er sowohl wegen seines frohherzigen Umgangs und heitern Dichtergeistes, als wegen seiner heldenmüthigen Tapferkeit allgemeine Liebe erworben hatte. Bei Kitzen, durch mehrere Säbelhiebe in den Kopf gefährlich verwundet, dachte er zu sterben, und in der That verschob seine Genesung nur auf kurze Zeit den ihm zugedachten Tod. Mit eifriger Eile hatte er sich bei seinen Waffengefährten wieder eingefunden, mit ungestümer Verwegenheit stürzte er bei dem ersten Begegnen auf den Feind, und fiel von vier Kugeln in den Leib getroffen, todt vom Pferde. Seine Lieder konnten der Gegenwart genügen, seine Gesinnung allen Zeiten; ein Gedicht von Stägemann feiert das Andenken von beiden mit milder Ueberlegenheit. Noch ein anderer Offizier von unschätzbarem Werthe, der Hauptmann Schäffer, dessen wir schon Gelegenheit fanden zu erwähnen, verdient, daß sein Name nicht sogleich vergessen werde; er war in diesen Tagen auf seinem Streifzuge jenseits der Elbe, wo er, obgleich Ingenieuroffizier, und durch keinen Beruf dazu verpflichtet, mit kampfbegierigem Muthe auf den Feind eindrang, bei Dannenberg von einer Flintenkugel getödtet worden.

Inzwischen hatte der Marschall Davoust den General Loison gegen Wismar abgeschickt, und dieser, nach mehrern Gefechten mit dem General von Vegesack, die Stadt besetzt. Die Beute war nicht so ansehnlich, als man erwartet hatte, desto beträchtlicher sollten die Gelderpressungen ausfallen, die sich der General Loison daselbst nebst der schnödesten Behandlung der Einwohner erlaubte. Eine Unternehmung auf Rostock, wo große Waarenlager aufgehäuft waren, reizte die unbefriedigte Raubsucht, und ein Versuch, dahin vorzudringen, wurde sogleich gemacht. Allein der General von Vegesack schlug die Franzosen bei Neu-Bukow, und warf sie wieder auf Wismar zurück, welches sie darauf ebenfalls früher räumen mußten, ehe die verlangten Geldsummen vollständig gezahlt waren.

Bei Schwerin hielt der Feind sich fortwährend ganz ruhig in zwei Lagern, bei Neumühlen und Wittenförden, an welchem letztern Orte die Dänen gesondert standen, da sie auf Märschen und in Gefechten mit den Franzosen gemischt erschienen. Die Patrouillen, die der Feind in die nahegelegenen Dörfer nach Lebensmitteln, vorzüglich nach Vieh, ausschickte, bestanden immer aus Fußvolk, ja bisweilen aus ganzen Bataillons, hinter welchen Geschütz folgte, das bei jedem Angriff der Kosaken sogleich vorgefahren wurde und zu feuern anfing. Tettenborn verlegte sein Hauptquartir nach Orthkrug, näher Schwerin, um den Feind enger zu beschränken, und noch mehr zu beunruhigen und zu necken. Nicht genug, daß er von hier aus fortfuhr, durch Partheien in klug gewählten Richtungen die ganze rückwärts gelegene Gegend durchstreifen zu lassen, auch in dem Lager selbst ließ er dem Feinde von nun an keine Ruhe. Nacht für Nacht wurden seine Posten angegriffen, zurückgeworfen und in das Lager gesprengt. Durch die Papiere, welche ein aufgefangener Kourier bei sich gehabt, ersah man, daß der Feind in beständiger Besorgniß war von uns ernsthaft angegriffen zu werden, und daher die nordwärts des Schweriner Sees vertheilten Truppen zurückrief, um seine ganze Stärke beisammen zu haben. Seine Posten zog er aus Vorsicht alle ein, damit dieselben nicht aufgehoben würden. Tettenborn ließ nunmehr

mit den Kosaken Jäger zu Fuß ausrücken, damit der Feind auf den Vorposten Fußvolk sähe, und ließ jede Nacht die feindlichen Lager alarmiren. Die Jäger schlichen bis auf dreißig Schritt zu den Wachtfeuern hinan, durch Dunkelheit und Gebüsch gedeckt, und schossen ihre Büchsen ab, der Lärm durchdrang sogleich das ganze Lager, und mitten durch hörte man das Gewimmer der Verwundeten. Die Unsern streuten die Zeitungsblätter mit den Nachrichten von den glücklichen Fortschritten der verbündeten Heere auf den feindlichen Wachtplätzen aus, und zogen sich vor Tag wieder auf ihre Posten. Der Major von Lützow wurde mit einer Parthei nach Boitzenburg gesandt, welchen Ort aber noch vor seiner Ankunft der Feind in eiliger Flucht verließ. Der Major von Arnim hatte mit der hanseatischen Reiterei bei Vicheln einen guten Angriff gemacht und den Feind geworfen. Durch alle diese glücklichen, zwar kleinen, aber durch ihre Menge zu bedeutendem Vortheil anwachsenden Unternehmungen wurde der Feind immer mehr und mehr eingeschüchtert, und wagte zuletzt aus Zaghaftigkeit sich zu keinem Gefecht mehr hervor. Seine Lage wurde noch bedenklicher durch den Mangel an Nachrichten, der so groß und so peinlich war, daß der Marschall Davoust sogar ein Kind aus Schwerin nach der Berliner Zeitung ausschickte, ohne in diesem Falle glücklicher zu sein, als in andern. Der Dichter Friedrich Rückert hat diese Abgeschiedenheit des Marschalls in Schwerin durch ein scherzhaftes Lied artig besungen. Ein mit dem Kourier, der ihn überbringen sollte, aufgefangener Brief der Marschallin Davoust an ihren Gemahl gab durch seinen merkwürdigen Inhalt ebenfalls Anlaß zu scherzhafter Belustigung.

Die Begierde sich mit dem Feinde zu messen, war durch das Betragen desselben bei unsern Truppen täglich stärker entbrannt, es schien eine Schande, den nicht anzugreifen, der sich vor unserm Angriff so offenbar fürchtete. Auch Tettenborn bedurfte der größten Selbstüberwindung, um nicht die ruhige und zögernde Haltung, die ihm vorgeschrieben war, zu überschreiten; und Wallmoden zeigte häufig Lust, dem Gegner eine Schlacht zu liefern, und traf mancherlei dahin

zielende Anordnungen, die er aber jedesmal zu rechter Zeit noch zurücknahm; denn die Ueberzahl des Feindes, seine gute Stellung, und sodann die Zusammensetzung unsrer Truppen, waren Gründe, die bei jeder neuen Erwägung mehr Gewicht zu erlangen schienen, um von jedem Hauptschlage abzumahnen. Auch blieb es bei diesem Zaudern, und es wurde nichts unternommen, bis endlich der Feind Miene machte, sich stärker gegen Rostock hinzuziehen, worauf Wallmoden über Krivitz nach Warin zu marschiren beschloß, um mit dem General von Vegesack vereinigt dem Feinde zu begegnen, während Tettenborn fortfahren sollte, Schwerin zu beobachten.

Wallmoden, bekannt als ein erfahrner Kriegsmann von scharfem Verstand und gelassenem Urtheil, hatte in dem Ergebniß seiner Gründe unter den vorhandenen Umständen vollkommen Recht; wir erlauben uns aber, bei dieser Gelegenheit über die Neuheit der Truppen einige Bemerkungen einzuschalten, welche sich schon in früherer Zeit aufgedrungen und während dieses Kriegs nur bestätigt haben. Wenn Truppen neu sind, so ist dies ein Uebel, das man berücksichtigen muß, sobald es ein ernsthaftes Unternehmen gilt; aber das Uebel ist noch viel größer, wenn die Truppen neu bleiben, und dies Uebel kann der Feldherr entfernen, denn ihm liegt ob, durch seinen Geist die feste Gemeinschaft zu bilden, die aus verschiedenartigen Völkern Ein Heer, aus unversuchten Neulingen geprüfte Soldaten, mit Einem Worte, aus schlechten Truppen gute macht. Allein die meisten neuerrichteten Truppen, besonders die sogenannten Legionen, haben immer eine schlechtere Rolle gespielt, als sie durch ihren innern Werth verdienten, weil das Behandeln der Begeisterung und des Volksinnes in unserer Zeit und Nation noch wenig reif, und durch militairische und politische Vorurtheile gestört war. Selbst die Thatsachen scheinen nicht lehrreich genug, und es erhält sich trotz der überzeugenden Erfahrung so vieler Kriege und auch dieses letzten, eine militairisch-vornehme Abneigung gegen Landwehren und neue Bewaffnungen, welche sich doch, wenn ein großer Antrieb sie zu ächtem Eifer entflammt, noch immer mit Erfolg den besten altgeübten Heeren entgegen gestellt

haben. Freilich gehört Zeit zur Bildung und Uebung des Soldaten, und beide dürfen ihm nicht fehlen; allein Begeisterung und Volkssinn kürzen die Lehrzeit bis auf ein oft erstaunenswürdiges Minimum ab, wie sich dies ehemals bei den Franzosen, und jetzt neuerdings eben so bei den Preußen, erwiesen hat. Mit diesen letztern jedoch war der größte Theil der Truppen Wallmoden's nicht zu vergleichen, als deren Neuheit schwerer zu vernichten und deren Unzusammenhang kaum aufzuheben war.

Früh am 3. September erhielt Tettenborn in Orthkrug die Meldung, daß der Feind um Mitternacht Schwerin gänzlich verlassen und der Marschall Davoust mit allen Truppen den Weg über Gadebusch rückwärts nach der Stecknitz eingeschlagen habe. Die Posten, die er hatte stehen lassen, um seine Bewegung zu verdecken, wurden sogleich angegriffen, über den Haufen geworfen, und größtentheils gefangen gemacht. Wallmoden, der auf der entgegengesetzten Seite des Schweriner Sees nach Warin in Marsch war, wurde durch Eilboten von dem Vorgegangenen benachrichtigt, inzwischen aber alle einzelnen Abtheilungen der Truppen schleunigst zum Vorrücken befehligt; der Rittmeister von Herbert folgte mit einem Kosakenregiment dem Feinde auf dem Fuße über Gadebusch nach, der Rittmeister Graf von Münnich, ebenfalls mit einem Kosakenregiment, suchte demselben die Flanke abzugewinnen, der Oberst Graf von Kielmannsegge rückte mit seinen hannöverschen Jägern von Neuhaus nach Boitzenburg vor, die gesammten übrigen Truppen Tettenborn's wurden von ihm selbst unverzüglich in gerader Richtung nach Wittenburg in Marsch gesetzt. Er traf mit Wallmoden in Schwerin zusammen, wo das Volk sie mit dem größten Jubel empfing und in der brausenden Aufwallung einen der Einwohner, der sich von den Franzosen zum Spion hatte brauchen lassen, beinah zum Tode mißhandelte, so daß man denselben mit Mühe der Volkswuth entriß und zur Untersuchung gefangen setzte.

Der Marschall Davoust hatte den Schwerinern gesagt, der Kronprinz von Schweden habe bei Berlin einige Vortheile erlangt, dies veranlasse ihn, eine feste Stellung rück-

wärts zu nehmen, man möge sich wohl hüten, darin eine Flucht zu sehen, er werde früher wiederkommen, als man vermuthe. Zugleich hatte er ein Blatt mit Neuigkeiten von den Heeren in Sachsen und Böhmen drucken lassen, worin die Gefechte bei Dresden und das Eindringen der Franzosen in Böhmen, von welchen auch wir Nachricht erhalten hatten, auf das vortheilhafteste geschildert waren. Er hatte jedoch nicht einmal die Vertheilung dieses Blattes abgewartet. Die Nachrichten, die durch einen Zufall diesmal zu ihm gelangt waren, begannen allerdings mit Vortheilen, die aber zu Niederlagen geführt hatten, und diese erschreckten den Marschall Davoust dergestalt, daß er seine ängstliche Lage nicht länger auszuhalten vermochte, sondern plötzlich, von Furcht ergriffen, die Stecknitz wieder zu gewinnen eilte. So beschloß dieser Feldherr seinen mecklenburgischen Feldzug, in welchem er den Kriegsruhm, den er etwa mitgebracht hatte, völlig und für immer einbüßte, und mit seiner beträchtlichen Streitmacht einer geringen Truppenschaar gegenüber zum Gespötte wurde. Napoleon hatte ihm, so lautete die Sage, zur Belohnung der Thaten, die er ausführen würde, im voraus das Herzogthum Mecklenburg bestimmt; allein er selbst schien nicht genugsames Vertraun auf diese Schenkung zu setzen, um in jeder Verheerung des Landes schon sein Eigenthum beschädigt zu glauben: die Franzosen hatten ungestraft alle Plünderungen und Ausschweifungen begangen; die schlimmsten Klagen aber führte man über die Dänen, welche von den französischen Behörden durch mangelhafte Verpflegung absichtlich genöthigt wurden, ihren Bedarf unordentlich und gewaltsam herbeizuschaffen. Die dänischen Gefangenen, welche wir gemacht, klagten alle bitter hierüber.

Der Feind hatte inzwischen durch seinen nächtlichen Marsch mehrere Stunden Vorsprung gewonnen, und wurde erst jenseits Gadebusch erreicht, wo die Kosaken seinen Nachtrab angriffen und unter beständigem Plänkeln bis Groß-Turow verfolgten, wo der Feind sich widersetzte, um nicht seinen Rückzug in eine völlige Flucht ausarten zu lassen. Tettenborn erfuhr in Wittenburg am 3. September, daß von Gadebusch ungefähr 2000 Franzosen, welche mehrere Kanonen

bei sich führten, nach Zarrentin gezogen waren, deren Absicht nur sein konnte, durch Gewinnung der südlichen Spitze des Schaalsees die Kosaken zu verhindern, den um die nördliche Spitze geschehenen Rückzug in der Flanke zu beunruhigen. Sogleich eilte Tettenborn am folgenden Morgen mit etwa 1000 Jägern und Kosaken und 3 leichten Kanonen gegen jene Schaar, die aber bei seiner Annäherung Zarrentin schon wieder verließ und den Weg nach Mölln einschlug. Erst auf den Höhen hinter Gudow stellte sie sich zum Gefecht, das durch Kanoniren eröffnet wurde, während dessen unser Fußvolk anrückte, und der Haupttrupp desselben in Zarrentin eintraf. Man schlug sich mit Erbitterung, und der Feind, welcher durch unsere Jäger aus den Hecken und Büschen des offneren Feldes bald vertrieben war, schien sich in dem Walde behaupten zu wollen, besonders da er bald merkte, daß er mehr und besseres Geschütz als wir habe. Aber eine plötzliche und rasche Bewegung, welche Tettenborn mit einem Kosakenregiment in die rechte Flanke des Feindes ausführte, entschied diesen sogleich, seinen Rückzug auf Mölln eilig fortzusetzen. Der Major von Lützow erhielt den Auftrag, ihn zu verfolgen, und drang bis vor die Thore von Mölln, wo der Feind eine Verstärkung von 3 Bataillons erhielt, und nun wieder vorrückte. Man schlug sich bis spät Abends, mit abwechselndem Glück und beiderseitem Verlust. Tettenborn hatte inzwischen auch eine Parthei gegen Büchen gesandt, und diesen Posten, so wie nordwärts die Dörfer Kogel und Salem dem Feinde abgenommen, der aber noch zum zweitenmale daraus vertrieben werden mußte, ehe wir sie behaupten konnten. Der Feind, welcher seine Reiterei gegen die unsere nicht zu zeigen wagte, verlor deßhalb bei jeder solchen Gelegenheit eine Menge Leute, die versprengt und flüchtig den raschen Kosaken nicht entgehen, und in ihrer eignen Reiterei keine Hülfe finden konnten.

Während der folgenden Tage dauerten diese einzelnen Postengefechte lebhaft fort, ohne daß weder die Unsrigen noch die Franzosen eigentliche Fortschritte machten. Doch hatte der Feind auf diesem kurzen Rückzuge bloß durch Tettenborn gegen 500 Mann an Gefangenen, und in den Gefechten eine

nicht geringere Anzahl an Todten und Verwundeten verloren. Unser Verlust mochte über 200 Mann betragen, worunter viele der besten Lützow'schen Jäger. Auch in der Richtung von Lübeck war der Feind durch die hanseatische Reiterei mit vielem Glücke verfolgt und bis an die Thore der Stadt gejagt worden, wo, schon im Zurückreiten nach dem letzten Angriff, noch der tapfere Major von Arnim durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, ein Verlust, den die von ihm geführte hanseatische Reiterei schmerzlich empfand. Inzwischen waren auch die Truppen Wallmoden's nach und nach angelangt; allein die Verfolgung hatte bereits ihr Ziel gefunden, und der Feind den ernsten Entschluß gezeigt, die Stecknitz mit Anstrengung zu vertheidigen, weßhalb er auch jeden unsrer Versuche auf Mölln mit aller Macht vereitelte. Das Hauptquartir des Marschalls Davoust befand sich in Ratzeburg, wo er sich, wie in Schwerin, der durch Seen und sumpfiges Uferland geschützten Stellung erfreute, und zwar weniger bedroht, aber eben so unthätig blieb.

Der Beobachtungskrieg, auf welchen sich bald alles, was der Feind wollte und wir konnten, hier beschränken mußte, zeigte eine trübe Aussicht, die sich unberechenbar ausdehnte, und sowohl den Anführern, als den Truppen, mit jedem Tage lästiger wurde; in unruhiger Spannung erspähte man eine Gelegenheit zu kräftiger Unternehmung, und gab scharf Acht, ob irgend eine Bewegung des Feindes jene Gelegenheit herbeiführen möchte. Die vielen einzelnen glücklichen Gefechte hatten die allgemeine Kampfbegierde mehr gereizt als gestillt, und man fand in dem Benehmen des Feindes die dringendste Aufforderung, seinen freiwilligen Rückzug in eine gezwungene Flucht zu verwandeln. Allein die Franzosen rührten sich nicht, und der Marschall Davoust begnügte sich in seinem ruhigen Aufenthalt zu Ratzeburg mit der Anordnung unbedeutender Streifereien, die selten über eine halbe Stunde weit geschahen und meistens übel abliefen.

Wallmoden und Tettenborn hatten schon früh ihr Augenmerk auf das linke Elbufer gerichtet, wo ein offnes Feld für rasche Unternehmungen sich darbot, und wohin die Hoffnung theilweiser Aufstände im Hanöverschen mahnend zu rufen

schien. Auch konnte der Marschall Davoust, sobald wir auf dieser Seite nachdrucksvoll vorgingen, unmöglich in Hamburg und an der Stecknitz ruhig bleiben, sondern mußte für seine Verbindung mit Frankreich sowohl, als mit den französischen Heeren höchst besorgt werden, und deßhalb irgend eine Gegenwirkung versuchen, zumal noch nicht der Zeitpunkt gekommen war, wo er sich auf sich selbst beschränken und darein ergeben durfte, innerhalb seiner Bollwerke eingeschlossen zu sein. Daß er unser Weggehen aus Mecklenburg zu neuem Vordringen benutzen würde, war nicht zu befürchten, da das Land, auch ohne Truppen, sich durch die Gefahr, welche der Feind in seinem Entfernen von Hamburg sah, hinlänglich geschützt, und überdies durch die in jedem Fall zurückbleibenden Truppen des Generals von Vegesack eine gute Stütze für seine Landwehr und seinen Landsturm fand. Zufolge dieser Erwägung verlegte Wallmoden schon am 6. September sein Hauptquartir nach Dömitz, wohin sich auch alle unsere Truppen in Marsch setzten. Kleine Abtheilungen Jäger hatten schon seit einiger Zeit gegenüber von Dömitz größere und kleinere Streifzüge tiefer in das Hannöversche gemacht, und die Stadt Dannenberg fast ohne Unterbrechung besetzt gehalten. Der Feind, um alle seine Streitkräfte an der Stecknitz zu vereinigen, hatte diese Seite ganz entblößt. In diesen Tagen jedoch sandte der Marschall Davoust ein Bataillon nach Lüneburg, dem aber keine zahlreicheren Truppen, wie man anfangs vermuthen wollte, nachfolgten. Tettenborn war der Meinung, die Stadt Dömitz, welche nicht ohne Befestigung war, zum Mittelpunkte der Bewegung zu machen, eine Brücke daselbst über die Elbe zu schlagen, einen starken Brückenkopf auf den jenseitigen Ufer anzulegen, und dann mit gesammter Macht über die Elbe zu setzen, die Stellung an der Stecknitz aber einstweilen nur bewachen zu lassen. Jenseits traf man entweder auf den Marschall Davoust, im Fall er auf unsere Bewegung auch über die Elbe ginge, und konnte ihm, da er seine Macht wegen der Besetzung Hamburgs mehr als wir die unsrige getheilt haben mußte, mit vortheilhafter Aussicht eine Schlacht liefern, oder man hatte, im Fall er sich nicht rührte, freie Hand zu den wichtigsten Unternehmungen. Wallmoden ließ

in der That alles zu dem Brückenbau in Bereitschaft setzen, und schickte größere Partheien auf Kundschaft über die Elbe hinüber. Weil aber in diesen Tagen die feindlichen Posten bei Ratzeburg wieder etwas lebhafter wurden, und größere Abtheilungen, mit Geschütz versehen, auf mehrern Punkten vorzurücken versuchten, so kehrte er selbst mit allen Truppen am 12. September nach Zarrentin an den Schaalsee zurück. Tettenborn, welcher seit dem Gefechte bei Gudow und Mölln bald in Granzin, bald in Boitzenburg und Zarrensdorf gestanden, war schon Tags vorher in Zarrentin eingetroffen. Ein Versuch, dem Feinde eine seiner vorgerückten Partheien zu überfallen und abzuschneiden, wurde durch die Vorsicht der Franzosen vereitelt, die sich immer früh genug zurückzogen, und dann vollkommen ruhig blieben. Sie in ihrer ganzen Stellung anzugreifen, konnte niemand, der die Lage der Dinge gehörig vor Augen hatte, thunlich finden.

Wallmoden hatte überdies mit mancherl innern Hemmungen zu kämpfen, die aus den höheren Verhältnissen herabkamen. Die Befehle, welche derselbe von dem Kronprinzen von Schweden erhielt, gesellten zu den vorhandenen Hindernissen oft neue; die Klarheit der eigentlichen Absicht und die Strenge der kriegerischen Aufgabe glaubte man bisweilen darin zu vermissen, und statt derselben nur ein Gewebe dunkler Vorstellungen zu finden. Sie alle zu befolgen, war schon wegen der Widersprüche unmöglich, sie auch nur theilweise auszuführen immer mißlich. Diese dem Oberbefehlshaber häufig vorgeworfene Unbestimmtheit findet gleichwohl wieder eine Entschuldigung in seinen eignen höchst peinlichen Verhältnissen; sein persönliches Gewicht war zusammengesetzt aus dem der verschiednen Mächte, deren Bundesgenosse er war, und jeden Augenblick mußte er dieses bei denen selbst geltend machen, die es ihm verliehen; die Schweden sahen mißtrauisch auf die künftigen Vortheile, welche sie durch vorausgeleistete Dienste erst eintauschen sollten; die russischen und preußischen Generale, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen standen, zeigten offenbaren Widerwillen gegen dies Verhältniß, das bald in lauter Mißhelligkeiten bestand, und in gemischten Rücksichten die Macht eines gebietenden Feldherrn

sehr beschränkte. Der Kronprinz, um dieser Abneigung so wenig als möglich Wirksamkeit zu lassen, mochte seine eigentlichen Absichten und Wünsche nicht im voraus immer Preis geben, sondern glaubte sie gewisser auszuführen, wenn er erst im Augenblicke selbst, wo die Gelegenheit es forderte, sich mit fester Bestimmtheit ausspräche, bis dahin aber alles in dunkler Unsicherheit schweben ließe. Wir müssen zugestehen, daß er im Ganzen dieser Kriegführung nie des richtigen Scharfblicks, der besonnenen Vorsicht und des persönlichen Muthes bei irgend einer Gelegenheit entbehrt habe; seine theilweisen Anordnungen aber weckten oft Unzufriedenheit und Widerspruch, denen nicht immer durch die That zu begegnen war. Seine Betheiligung in diesem Kriege überhaupt zeigte sich allerdings sehr verschieden von derjenigen, zu welcher die deutschen Gemüther aufgefordert waren; allein seine Freiheitsgesinnung und sein Haß gegen Napoleon verbanden ihn der deutschen Sache dennoch nahe genug.

In diesen Tagen hatten wir die umständlichen Nachrichten von den an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz erfochtenen Siegen empfangen, und die unbeschreibliche Freude, welche sie erregten, wurde uns nur dadurch verbittert, daß wir uns gegen die siegreichen Waffenbrüder noch so sehr zurück fühlten, und der traurige Beobachtungskrieg uns wenig Aussicht zeigte, gleich ihnen dem Feind entscheidende Schläge beizubringen. Zwar konnte die Lähmung und Festhaltung des Marschalls Davoust und seiner überlegenen Macht leicht ein eben so großes Verdienst und ein nicht geringerer Vortheil für das Ganze dünken, als irgend einem andern Heertheil von gleicher Truppenstärke zu erwerben vergönnt gewesen war, und in der That empfingen Wallmoden und Tettenborn aus der Nähe und Ferne die Glückwünsche aller Kriegskundigen über die bisherigen Leistungen, welche auf dieser so sehr gefährdeten Seite noch keinen Augenblick wirklicher Gefahr hatten aufkommen lassen; allein sie selbst waren dadurch nicht befriedigt, so wenig als die kampfbegierigen Truppen, denen die Wichtigkeit des Geleisteten nicht den Glanz ersetzen mochte, der von größern Waffenthaten ausgeht. Mit desto lebhafterm Eifer wurde daher die Ge-

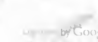
legenheit ergriffen, die sich endlich zu zeigen schien, in Einer Unternehmung an Tapferkeit und Ruhm zu vereinigen, was bisher in unzähligen theilweisen Erfolgen vereinzelt und zerstreut geblieben war.

Durch aufgefangene Papiere erfuhren wir, daß der Marschall Davoust den General Pecheux mit einer französischen Division von 7000 Mann auf das linke Elbufer sende, um aufwärts gegen Magdeburg das Land von unsern Partheien zu säubern, welche täglich verwegner wurden. Es blieb zweifelhaft, ob diese Absendung nur diesen Zweck habe, oder auch eine Verstärkung der Truppen in Magdeburg beabsichtige. Die frühere Bewegung Wallmoden's nach Dömitz scheint den Marschall Davoust zu dieser Maßregel, die für uns nicht besser gewählt sein konnte, verlockt zu haben. Der Entschluß Wallmoden's war sogleich gefaßt. Der General von Vegesack blieb mit seinen Truppen zur Bewachung der Stecknitz zurück, er hatte sein Hauptquartir in Grevismühlen; damit der Feind auf den Vorposten keine Veränderung bemerke, und über den Abmarsch getäuscht bliebe, ließ Tettenborn auch ein Kosakenregiment auf der Ebene zwischen Büchen und Mölln zurück; einige Bataillons Lützower, die hanseatische Legion und das zweite Husarenregiment der russisch-deutschen Legion besetzten die übrige Gegend zwischen Roggendorf und Boitzenburg. Das hanseatische Fußvolk war nämlich nun, nachdem es durch englische, diesmal jedoch nur spärliche, Aushülfe sich einigermaßen erholt hatte, auch wieder brauchbar befunden und in die Linie vor den Feind gezogen worden; mit Unrecht hatte man seit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten diese Truppe vernachlässigt, sie hatte sich bisher immer trefflich geschlagen, und schlug sich auch jetzt wieder, nach so vielen herabstimmenden Erfahrungen, dennoch mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Am 13. und 14. September marschirten wir über Bellahn, Langenheide und Lübtheen nach Dömitz, wo die Truppen sich sammelten und noch am Abend des 14. über die Elbe gingen und nach Dannenberg vorrückten. Tettenborn führte die Vordertruppen, ließ sogleich vorwärts gegen den Wald, die Görde genannt, den Feind ausspähen, und sandte,

um sich in seinen Flanken zu sichern, rechts und links Partheien gegen Bleckede und Uelzen. Der Feind war, laut der eingezogenen Nachrichten, bis zur Görde gekommen und hatte mit unsern Kosaken geplänkelt. Man schätzte ihn auf 8000 Mann, nebst 8 Stücken Geschütz; die Einwohner des Landes leisteten uns durch Zutragen von Nachrichten und Verschweigen unserer Anwesenheit gegen den Feind die trefflichsten Dienste, die Franzosen erfuhren durchaus nichts, was sie nicht durch Patrouillen, zu welchen ihnen die Reiterei fehlte, abreichen konnten. Wir erwarteten am folgenden Tage, der Feind würde vorrücken und in sein Verderben hineingehen, weßhalb unsere Truppen hinter den Anhöhen, welche sich wellenförmig über die Gegend erstrecken, verdeckt aufgestellt blieben. Allein wir warteten den ganzen Tag vergebens; der Feind, schon stutzig durch das unvermuthete Zusammentreffen mit Kosaken, hatte Halt gemacht, und schien sich besinnen zu wollen. Der General Pecheux, durch die frühere Bewegung unsrer Truppen gegen die Elbe irre geführt, hatte dem Marschall Davoust wissen lassen, daß es sehr gefährlich sei weiter vorzugehen; dieser, sich der Anwesenheit Wallmoden's in Zarrentin versichert haltend, hatte jenem über seine zaghaften Besorgnisse hart und mit kränkenden Worten geantwortet, als deren Folge wir späterhin die überaus hartnäckige Tapferkeit, mit welcher er Widerstand leistete, zu erkennen glaubten. Die Kosaken hatte er als Vorläufer mehrerer Truppen angesehen, aber die Ruhe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht benahm ihm diese Vermuthung wieder, und während zweimal 24 Stunden blieb dem Feinde jede Kunde unserer Nähe glücklich verborgen. Selbst wenn irgend jemand aus verrätherischer und gewinnsüchtiger Absicht dem Feinde hätte Nachricht bringen wollen, so würde er unsern Kosaken in die Hände gefallen sein, welche mit meisterhafter Geschicklichkeit einen weiten Strich Landes in großem Umkreis völlig abschlossen.

Am 16. September früh um 4 Uhr brachen wir endlich mit allen Truppen von Dannenberg auf, und rückten gegen die Görde vor, in der Hoffnung, dem Feinde in dieser Richtung zu begegnen; der Marsch blieb durch die



zwischenliegenden Hügel und Waldgebüsche gänzlich verdeckt, und eben so nachher die Stellung, die wir vor dem Anfange des Waldes nahmen, um den Feind zu erwarten. Allein er rückte keineswegs vor, sondern blieb in seiner Stellung rückwärts des Jagdschlosses Görde, welches er mit Jägern besetzt hielt, auf einer vortheilhaften Anhöhe vor dem Dorfe Oldendorf, sandte gegen die vorgeschickten Kosaken einige Plänkler aus, und als jene, um die seinigen zu verlocken, sich zurückzogen, ließ er sie nicht verfolgen, sondern zog auch die seinigen wieder ein, und man hörte schon kaum noch hin und wieder einen Schuß fallen. Als wir bis Mittag vergebens gewartet hatten, beschloß Wallmoden den noch übrigen Theil des Tages zu benutzen und den Feind anzugreifen. Wir hatten jedoch noch ein gutes Stück zu marschiren, und konnten erst gegen 2 Uhr Nachmittags zum Angriff kommen. Tettenborn eröffnete das Gefecht; Abtheilungen Kosaken sprengten, indem sie rechts durch Thäler und Schluchten, links durch die Waldungen drangen, gegen die Flanken des Feindes vor, umschwärmten denselben plötzlich von allen Seiten, und machten ihm von diesem Augenblick unmöglich, nach irgend einer Richtung klar zu sehen; keine Streiferei, keine Erkundigung konnte er vornehmen. Die preußischen Jäger warf Tettenborn links in den Wald, ließ sie von Kosaken seitwärts am Rande begleiten und dann rasch gegen den Feind anrücken, der sich bei dem Jagdschlosse stark gesetzt hatte, und zwar anfangs bestürzt wich, bald aber in großer Ueberzahl das Gefecht mit Erbitterung im Walde erneuerte; der General Pecheux befand sich in Person daselbst. Tettenborn war unterdessen vor die Hauptstellung des Feindes mit einer Abtheilung Kosaken und Lützow'scher Reiter und 4 hanseatischen reitenden Kanonen gerückt, und griff dieselbe in der Front an. Der Donner des Geschützes ließ den General Pecheux nicht länger in Zweifel, daß die Sache diesmal ernsthaft abgesehen sei. Er sammelte seine Schützen so viel als möglich aus dem Wald, wo das heftige Gefecht kaum noch zum Vortheil der Unsrigen erhalten worden war und mehrmals zum Nachtheil geschwankt hatte, und suchte in gedrängter Masse über eine ebne Strecke die Anhöhe zu gewinnen,

wo sein Geschütz aufgepflanzt war, und ein überlegenes Feuer gegen das unsere richtete. Der Hauptmann Spooremann von der hanseatischen Artillerie schoß gut und schnell, und richtete zuletzt, unbekümmert um das feindliche Geschütz, mit großer Kaltblütigkeit seine Schüsse in jene Masse Fußvolk, wo man das Einschlagen der Kugeln wahrnehmen konnte, sie kam, nicht ohne großen Verlust, flüchtig und zerstreut auf der Anhöhe an. Während man sich hier auf diese Weise schlug, und einige englische Kanonen den hanseatischen zur Unterstützung herbeikamen, so daß das unausgesetzte Feuer des Feindes nun mit gleichem beantwortet werden konnte, und bald überboten wurde, führte der Oberst von Pfuel eine von dem General von Arentschildt befehligte Brigade der russisch-deutschen Legion und 6 Kanonen links auf einem Umwege durch die Görde, um dem Feind in den Rücken zu kommen; ihm war aufgetragen worden, zuerst nur das Fußvolk durch den Wald zu führen, die Kanonen aber am Eingange zurück zu lassen, und sie erst später, wenn das Fußvolk aus dem Walde vorgerückt und ihr Gebrauch von nöthen sei, nachkommen zu lassen. In Betracht aber der späten Tageszeit und des weiten Weges durch den Wald, nahm derselbe die Kanonen vielmehr an die Spitze seines Marsches, und beschleunigte die Truppen selbst so viel als möglich. Der Feind stand trotzig in seiner Stellung auf einer gutgewählten Anhöhe, um welche eine weit abgeflachte Vertiefung sich bogenförmig hinzog, sein Feuer war vortrefflich, sein Fußvolk zeigte sich unerschrocken, und der im Walde verspätete Theil desselben setzte in unserer linken Flanke ein heftiges Geplänkel lebhaft fort. Der Tag war schon weit vorgerückt, die Zeit verging in wechselseitigem Schießen, und die rasche Kraft unseres Angriffs litt Gefahr gänzlich zu stocken, und sich in ein gewöhnliches Kanoniren, das nichts entscheidet, aufzulösen. Die übrigen Truppen Wallmoden's hatten den weiten Weg noch nicht zurückgelegt, und Pfuel brach noch immer nicht aus dem Walde im Rücken des Feindes hervor; er fand die Räume und Schwierigkeiten größer, als man sie angegeben hatte, und ohne seine verständige Eile wäre er erst mit anbrechender Dämmerung erschienen. Jetzt

aber, im dringenden Augenblicke, verkündigten Kanonenschüsse vom Rande des Waldes uns und dem Feinde seine Ankunft, gleich darauf sah man das Blinken der Gewehre, und die Bataillons aufmarschiren; die Stellung des Feindes, der jetzt gänzlich umgangen war, wurde nun im Rücken und von vorn mit entscheidendem Erfolg beschossen, und sein Geschütz bald zum Schweigen gebracht. Pfuel erstürmte ein Dorf, das der Feind in seinem Rücken besetzt hatte, und drang immer näher heran. Jetzt auch erschienen die übrigen Truppen, die bisher noch zurückgewesen waren, auf dem Kampfplatz, und verstärkten den Angriff in der Front und in der linken Flanke des Feindes. Die Kosaken machten einen allgemeinen Angriff auf die noch übrigen Plänkler, von allen Seiten rückten unsere Truppen zum Sturm vor. Der General Pecheux hatte, sobald er sich umgangen und von der Straße nach Lüneburg abgedrängt ohne Hoffnung eines Rückzugs sah, den Entschluß der verzweifeltsten Gegenwehr gefaßt, und in seinen Soldaten dieselbe Gesinnung erweckt. Die Franzosen standen mit unerschüttertem Muthe, und unterhielten ein mörderisches Gewehrfeuer, indem sie zugleich aus ihren noch brauchbaren Stücken Kartätschen in unsere Reihen schmetterten. Der Major von Lützow sprengte mit seinen Reitern auf das feindliche Fußvolk an, wurde aber durch eine Kugel in den Leib schwer verwundet. Der General von Dörnberg war inzwischen herangerückt, und erneuerte den Angriff; zwei Massen, auf welche der Oberstlieutenant Karl von Nostiz (jetzt russischer Generallieutenant), bekannt durch seine rücksichtlose Unerschrockenheit, an der Spitze einiger Schwadronen Husaren eindrang, wurden zusammengehauen, gefangen; eine dritte Masse erlitt gleiches Schicksal durch den Oberstlieutenant von der Golz. Immer noch wehrten sich die Franzosen mit größter Entschlossenheit, ihr Gewehrfeuer tödtete uns viele Leute. Aber immer näher drangen die Unsern vor, preußische Jäger eroberten stürmend die letzte Haubitze des Feindes, unsere Kanonen feuerten von allen Seiten in seine Reihen, die schon durch kein eignes Geschütz mehr vertheidigt wurden. Unter diesen Umständen suchte der General Pecheux mit dem Rest seiner Truppen auf seiner

linken Flanke gegen die Elbe hin sich zu retten, und zog sich von Anhöhe zu Anhöhe. Allein hier sollte seine Niederlage erst recht vollständig werden. Wallmoden an der Spitze der Truppen drang unausgesetzt vor, und ermunterte im heftigsten Kugelregen die Seinigen durch das Beispiel heldenmüthiger Ruhe. Die beiden hannöverschen Bataillone Langrehr und Bennigsen stürzten mit gefälltem Bajonnet auf den Feind; der Major von Berger führte gleicherweise sein Bataillon als Sturmmasse zum Bajonnetangriff. Tettenborn sprengte mit seinen Kosaken heran, und brachte eiligst alles reitende Geschütz hart an die schon ungeordneten Reihen des Feindes, der jetzt nicht mehr Stand hielt; und kaum hatte sich das immer schwächer werdende Häuflein mit einem Kriegsmuthe, der uns Bewunderung und Mitleid abnöthigte, auf einem neuen Hügelrande wieder gestellt, als es auch schon durch das Feuer unsrer Kanonen, die in größter Nähe nachfuhren, gleich wieder niedergeschmettert und wie weggehaucht war. Hiezu kam der Schrecken, den die zuerst hier in diesem Kriege gebrauchten Congreve'schen Brandraketen als etwas Neues und Unerhörtes in den Franzosen erregten; das unauslöschliche Feuer, das sausend durch die Lüfte fuhr, verbrannte mit weitem Sprühen alles, was in seinen Bereich kam, bis zuletzt eine zerspringende Granate noch zerschmetterte, was jenes verschont hatte. Es waren in der That einige Franzosen durch dieses Feuer verbrannt worden, und die Flüchtlinge klagten in den Ortschaften, wo sie durchkamen, mit Entsetzen über das Anwenden dieser höllischen Erfindung. Uns jedoch schien die Wirkung der Kanonen noch größer und sicherer. Der Einbruch der Nacht nahm die geringen Reste des Feindes in schützendes Dunkel; und in wegloser Waldung, die unsere ohnehin ermüdete Reiterei endlich vom Verfolgen abhielt, setzte er die Flucht fort. Der General Pecheux selbst und 600 Mann waren entkommen, und gewannen noch in selbiger Nacht Lüneburg, wo sie nur kurze Zeit ruhten, und dann nach Hamburg aufbrachen. Die ganze Division von 7000 Mann war vernichtet, alle Kanonen, 8 an der Zahl, genommen, alles Gepäck in unsere Hände gefallen. Die Niederlage konnte, außer daß der oberste Befehlshaber ent-

kommen war, nicht größer sein. Der General Pecheux verzweifelte, und vergoß auf der Straße in Lüneburg Thränen über sein schmachvolles Unglück, das wegen des großen Heldenmuthes, mit welchem die Schuld des gewarnten, aber starrsinnig beharrenden Vorgesetzten durch den Tod so vieler Tapfern gebüßt worden, in wirklich tragischer Gestalt erschien, und dem unglücklichen Feind unsere Hochachtung und unser Mitgefühl zu Begleitern gab. An Todten und Verwundeten verloren die Franzosen in diesem Treffen bei der Görde über 2500 Mann, die übrige Mannschaft war gefangen oder zerstreut; noch nach vier Tagen schleppten die Bauern aus dem Walde viele Versprengte herbei, die theils dort verwundet liegen geblieben, theils sich dahin verkrochen hatten. Tettenborn ließ bestens für die Verwundeten sorgen und durch den verdienten hanseatischen Stabsarzt Doktor Redlich ihnen alle ärztliche Hülfe zukommen, welche die Umstände gestatteten. Unter den Gefangenen befand sich ein polnischer General, ein französischer Oberst, die beiden Adjutanten des Generals Pecheux, und viele Offiziere, die größtentheils in Spanien gedient hatten, und zu den Truppen in Deutschland versetzt worden waren. Ein sehr ausgezeichneter französischer Offizier, Major Ville, war auf dem Schlachtfelde an seinen Wunden gestorben. Wir verloren in diesem Treffen an Todten und Verwundeten gegen 1000 Mann. Wallmoden hatte durch eine Kanonenkugel ein Pferd unter dem Leibe verloren, Tettenborn das seinige zweimal wechseln müssen; diese beiden Generale nebst dem General von Dörnberg hatten die Gefahr vielleicht begieriger aufgesucht und verwegener herausgefordert, als man den Feldherrn gewöhnlich erlauben will; zwar haben die Gründe, welche man anzuführen pflegt, um die Anführer in der Schlacht unnöthiger Gefahr zu entrücken, vieles für sich, allein wir gestehen offen, daß die ausgezeichnete persönliche Tapferkeit ein zu schöner und edler Theil des Kriegsruhms ist, als daß ihn selbst der oberste Anführer dem gemeinen Soldaten ganz überlassen dürfte; und alle ächte Feldherren haben wenigstens nicht verschmäht, immer mit Lust und Eifer den Ruhm zu erneuern, den zu erwerben schon nicht mehr nöthig war; und ist es nicht schon

ein Vorzug, im Fall, wie wohl zu geschehen pflegt, der Ruhm des Feldherrn streitig gemacht würde, doch den eines tapfern Kriegers zu behalten?

Wir brachten die Nacht in der Görde zu, wo Wallmoden die Meldung erhielt, daß der Marschall Davoust, vielleicht unterrichtet von der geringen Stärke der ihm entgegenstehenden Truppen, sowohl gegen Boitzenburg als gegen Zarrentin im Vorrücken sei. Auf diese Nachricht schickte Wallmoden gleich am folgenden Tage den größten Theil seiner Truppen über die Elbe zurück, er selbst nahm sein Hauptquartir in Dannenberg. Tettenborn aber blieb in der Görde, wo noch immer Gefangene eingebracht wurden und mancherlei Erfolge der ausgesandten Partheien abzuwarten waren. Der Rittmeister von Herbert war bei Lüneburg vorbeigegangen, und hatte auf der Straße nach Celle einen heftigen Scharmützel mit einer Abtheilung Franzosen, die größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden. An der Elbe war alles ruhig, wenige Versprengte von dem Treffen bei der Görde wurden in Bleckede aufgefangen, mehrere in den Waldungen. Ueber Uelzen hinaus waren einzelne Partheien weit in's Land gestreift, ohne irgend etwas vom Feinde erfahren zu können, das ganze Land bis Braunschweig und Hannover lag offen da. Der Lieutenant von Schimmelpfennig war geradezu auf Lüneburg gegangen, und in die Stadt, welche der Feind in größter Eile früher befestigt, aber mit Uebereilung verlassen hatte, ohne Widerstand eingerückt. Auf diese Nachricht brachen wir am 18. September aus der Görde auf, und marschirten nach Dalenburg, wo das Fußvolk und die Kanonen zurück blieben, während Tettenborn mit den Kosaken weiter zog und noch denselben Nachmittag Lüneburg erreichte. Unverzüglich sandte er von hier aus den Rittmeister von Herbert in der Richtung von Tostädt auf die Straße von Hamburg nach Bremen; dieser ließ den Lieutenant von Hochwächter auf die Straße von Hamburg nach Celle vorgehen, wo derselbe sogleich einen Scharmützel gegen Gendarmen und Douaniers zu bestehen hatte, mit großer Tapferkeit den Feind warf, und mehrere Gefangene machte. Andere Partheien rückten schnell nach

Winsen vor, und besetzten an der Elbe Artlenburg, Brackede und Honsdorf, Lauenburg gegenüber. Die Stadt Lüneburg wurde auf das sorgfältigste verschlossen und bewacht, um den Feind über unsere Stärke in völliger Ungewißheit und Täuschung zu erhalten. Durch dieses Vorrücken und Aussenden von Partheien erhielt unser bisheriger Stand gegen den Feind plötzlich eine ganz andere Wendung; seine Hauptverbindung rückwärts mit Bremen sah er bedroht und erschwert; seine Stellung an der Stecknitz in der Front durch Truppen bewacht, die wenigstens stark genug waren, um jeden Streifzug zu verbieten, und in der Flanke auf dem linken Elbufer durch Truppen beunruhigt, deren Stärke er nicht zu schätzen, aber, nach allen Anordnungen, die er machen sah, für sehr bedeutend halten mußte; die Hauptmasse der Truppen Wallmoden's stand im Hintergrunde, und konnte nach Willkür auf der einen oder der andern Seite der Elbe das Uebergewicht geben. Jeder Irrthum, jedes Versehen des französischen Feldherrn konnte entscheidend werden, und ihn zur Räumung des Feldes zwingen.

Inzwischen erhielten wir auf dem nächsten Wege über Bleckede die Nachricht, daß der Feind, sobald er Boitzenburg besetzt gesehen, auf dieser Seite Halt gemacht, auf der andern aber nach dreistündigem heftigen Gefecht Zarrentin genommen habe, worauf die Unsern auch Boitzenburg verlassen hätten. Allein der Feind zog sich auch von Zarrentin bald wieder zurück, und nach Boitzenburg kam er gar nicht, so daß seine ganze Angriffsbewegung ein bloßer Scheinversuch blieb, sei es nun, daß er gleich anfangs nur einen solchen beabsichtigt habe, oder durch die Besetzung Lüneburgs und die Bewegungen Wallmoden's von seiner frühern Absicht abgebracht worden. Weil aber dennoch die Franzosen an der Stecknitz in mancherlei Bewegung blieben, befürchtete Wallmoden ein neues ernsthaftes Vordringen derselben in das Mecklenburgische, und rief auch Tettenborn ungesäumt nach Dannenberg zurück, um sodann bei Dömitz auf das rechte Elbufer überzugehen. Alle ausgesandten Partheien wurden demzufolge nach Dömitz beschieden, mit Ausnahme der von dem Rittmeister von Herbert befehligten, und einer andern, die unter dem Lieutenant

von Schimmelpfennig in Lüneburg zurückblieb; denn Tettenborn wollte wenigstens die Eifersucht des Feindes nach dieser Seite rege erhalten, und traf alle Anstalten, um ihn noch ferner zu täuschen und zu irren. Am 20. September Mittags marschirten wir von Lüneburg ab, nahmen die in Dalenburg stehen gebliebenen Truppen unterwegs mit, und langten Abends in Dannenberg an. Die Bewegungen des Feindes hatten sich inzwischen aufgeklärt, sie waren eine Folge der Besorgnisse, welche die Unsrigen ihm erregt hatten, und die Franzosen, weit entfernt, etwas Kühnes vorzuhaben, zogen zahlreiche Verstärkungen von Lübeck und Ratzeburg nach der Elbe, um Lauenburg und die Hooper Schanze gehörig zu besetzen, und einem Angriff von dieser Seite widerstehen zu können. Wir kehrten daher nach erhaltenem Gegenbefehl am 21. September sogleich wieder nach Dalenburg zurück, wo das Fußvolk und das Geschütz abermals stehen blieb, und rückten am folgenden Tage mit der Reiterei wieder nach Lüneburg. Die verschiednen Partheien zogen wieder an die Elbe und gegen Haarburg aus, und nahmen zum Theil ihre vorigen Stellungen wieder, bevor noch der Feind deren Entblößung bemerkt oder benutzt hatte.

Lüneburg wurde nunmehr der Hegeort, aus dessen Mitte dem Feinde unendliche Anlässe zu Verdruß, Besorgniß, Nachtheil und Zweifel zuströmen sollten, für deren Größe man aus seinen Gegenwirkungen eine Art von Maßstab finden konnte. Seine Truppen wurden bald gänzlich auf Haarburg und die Hooper Schanze beschränkt, die Kosaken übten wieder einen Theil ihrer alten Schreckensmacht aus, und niemals wagten die Franzosen ohne die größte Ueberzahl ihnen die Spitze zu bieten; überhaupt hatte die Niederlage des Generals Pecheux, die im ganzen Lande noch vergrößert herumgetragen wurde, den Muth des Feindes sehr geschwächt, und das Vertrauen des Volkes zu unsern Waffen neu belebt. Die Lüneburger verbrannten mit großem Jubel auf öffentlichem Markte die Adlerzeichen der französischen Herrschaft, die sämmtlichen Schriften der Douanen, und dieses Freudenfeuer dauerte mehrere Tage. Nicht geringen Eifer bewiesen die Einwohner in Aufsuchung versteckter Franzosen und An-

zeigung französischen Eigenthums. Außer unserm eignen Siege brachten wir auch die ersten Nachrichten von den fortdauernden Schlägen, welche der Feind auf allen andern Seiten zahlreich erlitten hatte; diese Nachrichten hatte man den Truppen wie den Einwohnern mit strenger Sorgfalt vorenthalten, und erdichtete dafür untergeschoben; sie wurden daher mit unglaublicher Freude und Begierde aufgenommen. Da in dem ganzen Lande bis an die Weser und über Hannover hinaus von dem Feinde nur wenig zu sehen war, und seine Behörden ohne Truppen wenig vermochten, so war bald alles mit den Kriegsberichten überschwemmt, die in Lüneburg zur Befriedigung des ungestümen Verlangens mehrmals gedruckt wurden, und der Feind sah bis an den Harz und die Ems seine mühsamen Täuschungskünste zu Schanden gemacht. Am beschwerlichsten wurden ihm jedoch die unaufhörlichen Streifzüge unserer Partheien, die bald hier bald dort plötzlich erschienen, sich vereinzelten und sich wieder zusammenfanden, und jedem feindlichen Begegnen gewachsen oder verschwunden waren; sie fingen Kouriere, Posten und Zufuhren auf, machten alle französische Verwaltung unmöglich, schnitten Nachrichten ab und verbreiteten deren, überfielen kleinere Truppenabtheilungen auf dem Marsch und in den Quartiren, und beunruhigten die ganze Gegend. Da ihre Beweglichkeit stets in Ungewißheit über ihre Stärke ließ, und wenn man alle Kosaken, die an demselben Tage an verschiedenen Orten gesehen worden waren, zusammenrechnete, eine unglaubliche Zahl herausbrachte, so vermehrte dies nur die Schwierigkeit, etwas gegen sie zu unternehmen. Der französische General von Osten marschirte von Haarburg mit Fußvolk und Geschütz gegen die Streifereien, welche der Rittmeister von Herbert nach Buxtehude und Welle führte, allein die Franzosen richteten nichts aus; bei Hitfeld entstand ein heftiges Gefecht, worin sie eine Anzahl Gefangene verloren, worauf die Uebrigen im Schrecken nach Haarburg zurückflohen. Während auf der einen Seite unsere Patrouillen bis Celle kamen, drangen andere bis Zeven vor, um den Kourieren, die zwischen Hamburg und Bremen gingen, aufzulauern, so daß diese endlich zu dem Umwege über Stade und Bremervörde, ja sogar

über Ritzebüttel und Bremerlehe genöthigt wurden. Von dem französischen Obersten Grafen von Salm-Kyrburg, der zufolge der Briefschaften eines aufgefangenen Kouriers mit 400 westphälischen Reitern einen Partheigang gegen uns machen wollte, war nichts weiter zu erfahren.

Etwas besser hielt sich der Feind zunächst der Elbe; die Besatzung von Haarburg war bis auf 4000 Mann verstärkt worden, und die Hooper Schanze und der Zollenspieker wurden mit mehrern Bataillons besetzt; auch wir hatten inzwischen gegen 300 Jäger aus Dalenburg herangezogen, und konnten den Angriffen, die der Feind von dieser Seite wagte, die Spitze bieten. Bei Winsen, Artlenburg und Honsdorf schlug man sich beinahe täglich, und der Feind verlor durch die wiederholten nachtheiligen Gefechte im Ganzen sehr viele Leute; wir hatten in manchen dieser Scharmützel keinen Mann verloren, und der Feind allein an Gefangenen wohl 50 bis 60 Mann eingebüßt. Bei einem solchen Gefecht war im Dunkel der Nacht ein französischer Offizier mit 6 Mann versprengt worden, und wurde erst einige Tage nachher im Walde aufgehoben und nach Lüneburg gebracht; er hatte die Absicht gehabt, sich durch nächtliche Märsche bis nach Magdeburg durchzuschleichen, und war so überzeugt von der Niederlage unserer Heere, daß er den Tagsbefehl, worin der Marschall Davoust den Truppen das Einrücken Napoleon's in Berlin anzeigte, als eine Neuigkeit an Tettenborn überreichte, und mit dem Achselzucken der Zuversicht hinzufügte: „Aber, es hat Leute gekostet, viel Leute!“ — Ein Adjutant des Generals Vichery, der Ueberbringer wichtiger Befehle war, wurde durch den Rittmeister von Herbert gefangen genommen. Unsere Mittheilungen dagegen gelangten durch diesen letztern sicher bis zu den englischen Schiffen, die vor der Mündung der Elbe lagen.

Einen Hauptverdruß machte den Franzosen in Hamburg die Zeitung aus dem Feldlager, die in Lüneburg ihren Anfang nahm. Die Begierde der Einwohner nach unsern Nachrichten von dem großen Kriegsschauplatze machte es uns zur Pflicht, die Hauptsachen jedesmal schleunig durch den Druck mitzutheilen, um solchem Eifer möglichst zu entsprechen.

Das Zuströmen von guten Neuigkeiten nöthigte in kurzem zu einer Reihenfolge von Druckblättern, die von selbst eine Art von Zeitung bildeten, und nur eines gemeinschaftlichen Namens bedurften. Die durch unsern Zweck erzeugte Rücksicht auf die Oertlichkeit der nächsten Gegend machte den Marschall Davoust bald zu einem Hauptgegenstande dieses Blattes, welches, mit dem Hauptquartir Tettenborn's seinen Erscheinungsort wechselnd, und unentgeltlich ausgetheilt und versandt, in kurzem eine ungeheure Gunst und Nachfrage fand. Es fehlte nicht an satyrischen Ausfällen, in welchen die gute Laune unsers Hauptquartirs sich ergoß, und zu denen mehrere Offiziere, und unter andern auch Jahn, der bekannte Turnlehrer, der als Hauptmann bei den Lützowern stand, ihre Beisteuer gaben. Die Franzosen waren bisher gewohnt, solche Feindseligkeiten allein auszuüben, und geriethen ganz außer sich, als man ihnen nicht das Gleiche, sondern Besseres bot, und ihr erschöpfter Witz nichts mehr zu finden wußte, um die treffende Wahrheit zu entkräften, mit welcher der Marschall Davoust hier bald als der Vandale Gänserich, bald als Robinson und Hermite de Ratzebourg bezeichnet wurde. Diese Zeitung hat uns seitdem überall hinbegleitet, nach Bremen und Dänemark, bis sie zuletzt in Frankreich mit dem 16. Stücke, das die fremde Sprache angenommen hatte, aufhörte, und noch ihr letztes Wort der Marschall Davoust blieb. Wir haben der litterarischen Nebensache hier vorzüglich deßhalb gedacht, um in Tettenborn das nach unsrer Meinung nicht geringe Verdienst anzuerkennen, daß er mit kräftigem Muthe auch in dieser Weise offen und für immer mit dem Feinde gebrochen, und keine Möglichkeit einer Aussöhnung sich habe vorbehalten wollen, die er unter jeder Bedingung zu verschmähen fand, während manche öffentliche Blätter durch Rücksichten und Glimpf aller Art noch sorgfältig diese Möglichkeit zu erhalten bedacht waren.

Nicht unerwähnt vorbeigehen dürfen wir hier das Mädchen von Lüneburg, Johanna Stegen, welche am Tage des Treffens, in welchem der General von Dörnberg den Sieg über den General Morand hier erfocht, mit hochherzigem Muthe den preußischen Jägern, die sich verschossen hatten,

inmitten des Gefechts Patronen in ihrer Schürze zutrug. Als die Franzosen endlich wieder Meister von Lüneburg wurden, hatte sie sich verstecken müssen, und auch späterhin noch manche Bedrohung, manche Härte von Seiten der Fremden und sogar mancher Einheimischen erfahren müssen, bis sich die Erinnerung ihrer That nach und nach in der Stille des untergeordneten Lebens verlor. Tettenborn aber ließ sie aufsuchen und zu Tische einladen, als eine würdige Kriegsgenossin; ihr Betragen war hier eben so unbefangen sittsam, als es dort unbefangen muthig gewesen war. Um sie nicht neuer Rache des Feindes auszusetzen, wurde sie, die bald entschlossen war, alte Verhältnisse gegen neue zu vertauschen, mit für sie günstiger Aussicht nach Berlin befördert. Es ist ein Zeichen des Geistes, der unsern Krieg belebte, daß auch Weiber aus edlem Triebe sich zu dem Kampfe berufen glaubten, der sonst nur Männern obliegt; eine Erscheinung, die schwerlich in andern, als wahrhaften Volkskriegen, gefunden wird, und unwidersprechlich die gerechte Sache zu erkennen giebt. Wir nennen bei dieser Gelegenheit noch Eleonore Prochaska, ein Mädchen aus Potsdam, die der Ruf der Waffen und des Vaterlandes ihrem stillen Lebenswandel entführte, und unter dem Namen August Renz in unentdeckter Verkleidung den Lützow'schen Jägern beigesellt hatte. Sie war gleich im Anfang des Treffens bei der Görde durch einen Schuß verwundet worden, allein das heldenmüthige Mädchen war nicht bloß als Mädchen, sondern wäre auch als Mann ausgezeichnet gewesen, und ging nicht aus dem Gefecht, bis ein zweiter Schuß in den Schenkel sie nöthigte, beides, das Gefecht und ihre Verkleidung zu verlassen. Sie entdeckte sich einem Offizier, durch dessen Vermittlung sie alle mögliche Schonung und Hülfe erlangte. Allein nach wenigen Tagen starb sie an ihren Wunden, beklagt von allen ihren Kammeraden, deren Liebe und Achtung sie in hohem Grade besessen hatte.

Die Nachrichten von unsern großen Heeren meldeten fortdauernd die glücklichsten Vortheile, die von allen Seiten über den aus Böhmen, Schlesien, und der Mark Brandenburg schon ganz nach Sachsen zurückgedrängten Feind erfochten

waren. Große und zahlreiche Streifschaaren zogen in seinem Rücken und auf seinen Flanken ungestraft umher, und besuchten Braunschweig und sogar Kassel, gegen welchen letztern Ort der Kronprinz von Schweden den General Tschernyscheff mit 3000 Pferden vorgeschickt hatte. Die Nachricht, daß Baiern dem großen Bunde beigetreten, kam ebenfalls in diesen Tagen. Alles dies forderte zu kühnen Unternehmungen auf, denen die großen Ereignisse immer festere Grundlage boten. Der Marschall Davoust hatte seine Hauptstärke jetzt an die Elbe gezogen, und im Ochsenwärder, beim Zollenspieker und bei Lauenburg versammelt; er schien äußerst besorgt wegen eines Angriffs auf Haarburg, dessen Befestigung er eilig vermehren ließ. Bei dieser Lage der Dinge ersuchte Wallmoden den Kronprinzen von Schweden, die Stecknitz bloß durch den General von Vegesack beobachten zu lassen, da der allgemeine Zustand der Sachen kein Vordringen des Feindes mehr auf dieser Seite zu befürchten gab, ihm selbst aber zu erlauben, nach Hannover vorzugehen, wo alles nur auf sein Erscheinen wartete, um sich gegen den Feind zu bewaffnen. Allein der Kronprinz war keineswegs damit einverstanden; und was er in Rücksicht des Marschalls Davoust wohl bewilligt hätte, mochte er wegen der Dänen nicht zugestehen. Diesen war bisher noch kein bedeutender Nachtheil beigebracht, und ihm dem Schweden doch vor allem daran gelegen, diese Feinde nicht länger unangetastet in seinem Rücken zu lassen, wenn er, wie er schon am Ende Septembers ankündigte, über die Elbe ginge, um sich nach Halle und Leipzig zu wenden. Er sandte daher an Wallmoden den Befehl, vielmehr einen Versuch an der Stecknitz zu machen, wo möglich die Dänen von den Franzosen zu trennen, und jene, von welchen man wußte, daß sie bei dem ersten Anlaß sich hinter die Eyder zurückziehen würden, gesondert anzugreifen. Wallmoden rief in Gemäßheit dieses Befehls Tettenborn abermals von Lüneburg auf das rechte Elbufer zurück, und wollte seine Truppen bei Gadebusch zu einer kräftigen Angriffsbewegung versammeln. Tettenborn ließ bloß den Rittmeister von Herbert und Lieutenant von Klitzing mit einer ziemlichen Anzahl Kosaken in und bei Lüneburg zurück, ging am 5. Oktober bei Bleckede

auf Kähnen, die er früher hatte zusammenbringen lassen, über die Elbe, und marschirte nach Boitzenburg. Gleich der folgende Tag war zu einem allgemeinen Angriff bestimmt; allein der Marschall Davoust hatte diesmal die Sache nicht unrecht vorhergesehen, und schleunig alle Truppen aus dem Ochsenwärder wieder an die Stecknitz gezogen, so daß die natürliche Schwierigkeit, welche die sumpfigen Ufer der Stecknitz jedem Uebergange entgegensetzten, durch die zahlreiche Stärke des Feindes zur Unmöglichkeit wurde. Die ganze Sache lief auf ein heftiges Kanoniren hinaus, das bei Büchen den ganzen Vormittag des 6. Oktobers andauerte, ohne irgend etwas in der Stellung der beiderseitigen Truppen zu ändern. Auch in den folgenden Tagen blieb alles in dem alten Zustande; der General von Vegesack machte einen Angriff auf die ihm gegenüber stehenden Vorposten, bei welchem die hanseatische Reiterei sich sehr tapfer auszeichnete, allein ohne einen Erfolg zu bewirken. Ein trefflicher hanseatischer Offizier, der junge Godefroy aus Hamburg, war unter den Gebliebenen.

Auf's neue der Langenweile eines Beobachtungskriegs, dem man nimmer entfliehen zu können schien, übergeben, mochte Tettenborn nicht länger einen Zustand ertragen, der allen seinen Eigenschaften widersprach und seine ausgezeichnetsten Gaben beinahe unnütz ruhen ließ. Die Nachricht, daß Blücher mit dem schlesischen Heer über die Elster gegangen sei, und den Feind fortwährend hart bedränge, so wie alles Andere, was man von der obern Elbe erfuhr, belebte immer auf's neue die Aussicht auf glückliche Partheigänge, die gerade jetzt an der Zeit zu sein schienen, während die Heere des Feindes noch das Feld hielten, und doch ihr Rückzug schon unvermeidlich dünkte. Der Zug des Generals Tschernyscheff nach Kassel und die glänzende Einnahme dieser Stadt hatte Schrecken und Bestürzung weithin verbreitet; allein durch stärkere, von Frankfurt her im Anmarsch befindliche französische Truppen bedroht, waren die Russen von Kassel wieder aufgebrochen, und eilten, indem sie ganz rechtshin zur Seite auswichen, die Brücke bei Dömitz zu

gewinnen, um gleich wieder über die Elbe gehen zu können.

Gerade in diesem Zeitpunkte, als die Franzosen auf allen Punkten aufgeweckt waren, faßte Tettenborn den Plan, mit einer fliegenden Schaar an die Weser vorzudringen und Bremen zu überfallen. Wallmoden, obgleich an dem Gelingen zweifelnd, willigte ein, um den Unternehmungsgeist seines Freundes nicht länger zu lähmen. Allerdings waren die Schwierigkeiten, die sich diesem Unternehmen entgegensetzten, ungemein groß. Von Boitzenburg bis Bremen waren, je nachdem größere oder kleinere Umwege nöthig waren, 20 bis 24 Meilen, also ein viertägiger angestrengter Marsch durch zum Theil unwegsame Gegenden. Die geringste Nachricht aber, die während dieser Zeit der Feind von unserer Bewegung erhielt, mußte deren Zweck vereiteln. Bremen selbst war mit Wall und Graben befestigt, die Thore durch Schanzpfähle gesichert; zwischen Bremen und Haarburg lag der Zwischenposten Rothenburg, der sehr gut verschanzt und stark besetzt war; der Marschall Davoust konnte ohne alle Gefahr eine ansehnliche Truppenstärke von Hamburg aus absenden, um uns auf unserm Marsche in die Seite zu fallen, und uns, wenn auch erst auf dem Rückmarsche, abzuschneiden, während die Besatzung von Bremen, Nienburg und Minden uns auf der andern Seite entgegenrückte; gegen alle diese Gefahren blieb nur ein einziges Mittel, nämlich daß die Sache bis zur völligen Ausführung glücklich verheimlicht bliebe, wozu die Weite des Wegs und die Länge der Zeit wenig Hoffnung gab. Allein Tettenborn ließ sich durch keine Betrachtung von Schwierigkeiten abschrecken; was er mit großer Kühnheit entworfen, das führte er mit sorgfältiger Vorsicht aus, und indem er diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften mit starker Kraft zusammenhielt, errang er bei allen seinen Unternehmungen den wohlverdienten Erfolg, der den Augen der Welt so gern als das Glück des Feldherrn erscheint, und doch meistentheils die innersten Beziehungen auf dessen Karakter und auf das Zusammenfassen der Dinge in seinem Geiste hat. So war es hier, wo die Kühnheit in's Verderben führen, die Vorsicht die Unthätigkeit fesseln

mußte, und nur beide in hohem Grade zur Einheit gebracht, der Sache gewachsen waren.

Abends am 9. Oktober versammelte Tettenborn auf dem linken Elbufer bei Bleckede die Auswahl von Truppen, welche er zu seinem Zuge nach der Weser bestimmt hatte, nämlich 800 Kosaken, eben so viel preußische Jäger, die zum Theil auf Wagen gefahren wurden, und 4 reitende hanseatische Kanonen, worunter 2 Haubitzen. Nachdem der Lieutenant von Hochwächter mit einer Abtheilung Kosaken nach Welle geschickt worden, um allen Verkehr gegen Haarburg hin auf das strengste zu sperren, und ein gleicher Befehl nach Lüneburg an den Lieutenant von Klitzing ergangen war, brach Tettenborn am 10. Oktober mit den genannten Truppen in aller Frühe von Bleckede auf, und marschirte ohne Aufenthalt in Einem Zuge über Bienenbüttel und Amelinghausen nach Bispingen. Am zweiten Tage ging der Marsch nur bis Soltau. Am dritten über Visselhövede nach Verden, wo wir am 12. Nachmittags eintrafen. Durch die tiefen Moore und weglosen Oeden der Lüneburger Haide, unter unaufhörlichem Gußregen und allen Beschwerden eines Marsches, der auf Nebenwegen unbemerkt sein Ziel zu erreichen strebte, war das Fußvolk, dem die Wagen selbst bald zu Hindernissen wurden, und das Geschütz mit unbeschreiblicher Arbeit in eilendem Zuge fortgerafft worden, und folgte gleichwohl nur langsam den Kosaken nach, die in einzelnen Partheien schon weit vorausstreiften. Von Visselhövede aus schickte Tettenborn den Obersten von Pfuel mit einer starken Abtheilung Jäger und Kosaken nebst einer Kanone gegen Rothenburg ab, um diesen wichtigen Posten zu gleicher Zeit wie Bremen anzugreifen, und ihn zu verhindern, sowohl Hülfe nach Bremen, als Nachricht nach Haarburg zu senden. Der Major Denisoff eilte mit einer andern Abtheilung Kosaken voraus, um bei Hoya durch die Weser zu schwimmen, und alle Ausgänge von Bremen auf der andern Seite im voraus zu sperren. Die nach allen Seiten ausgestreuten einzelnen Kosaken hielten jeden Beobachter von unserm Marsche entfernt, und ließen keinen Menschen über ihre ausgedehnte Linie hinausschlüpfen; vermöge dieser Anordnung konnte der Feind höchstens erfah-

ren, daß hin und wieder einzelne Kosaken gesehen würden, was ihn wenig beunruhigen durfte, da er schon gewohnt war, diese in der größten Entfernung von ihrem Haupttrupp zu finden, was aber hinter diesen vorgeschobenen Streifzüglern sich in dunkler Masse bewege, das konnte niemand ahnden und blieb unverrathen. Einige Franzosen, theils Gendarmen, theils Beamte, die sich bei unserer Ankunft flüchten, oder nach derselben durchschleichen wollten, wurden glücklich entdeckt und angehalten, Tettenborn selbst wandte mehrmals durch sein scharfes Auge die Gefahr ab, die unserm Unternehmen durch die frühe Entdeckung drohte; einen französischen Offizier, der zu Pferde schon fast entkommen war, entdeckte er in schon großer Ferne, und ließ ihn noch glücklich wieder einholen und einfangen.

In Verden wurde den Truppen nur eine Rast von drei Stunden gegönnt; mit Einbruch der Nacht traten wir den Marsch wieder an, um mit dem frühsten Morgen vor Bremen zu sein. Die vier Meilen von Verden nach Bremen sind eine fortwährende Sandstrecke, in welcher Menschen und Thiere nach den vorhergegangenen großen Anstrengungen vollends ermüdeten. Die Truppen rückten nur langsam fort, und Tettenborn, der mit den Kosaken an der Spitze des Zugs war, mußte schon in Arbergen einen geraumen Theil der Nacht auf die zurückbleibenden Jäger warten. Unterwegs war ein Postknecht in unsere Truppen hineingeritten, der ungestüm nach dem General fragte; zu Tettenborn geführt, übergab er diesem, den er unbedenklich für einen französischen General nahm, da er sich nicht einbilden konnte, daß hier ein russischer sein könne, ein Schreiben von dem Anführer eines französischen Postens in Ottersberg, worin dieser dem Befehlshaber in Bremen die Annäherung russischer Truppen anzeigte. Eine Patrouille wurde sogleich nach Ottersberg geschickt, und hob den französischen Posten auf. Der Zufall, der hier sein Spiel ausgeübt hatte, galt uns für ein glückliches Zeichen, und wir setzten unsern Marsch getrost fort. Aber in Arbergen selbst drohte uns ein böser Verrath; der dasige Maire, getreu den schlimmen französischen Vorschriften, welche die Furcht in Anspruch nahmen, um die Leistungen,

die sie von der Anhänglichkeit nicht hoffen durften, zu erzwingen, und welche jeden Maire verpflichteten, das Erscheinen fremder Truppen in seiner Gemeinde auf der Stelle anzuzeigen, hatte während unseres Aufenthalts in Arbergen einen Boten mit der Nachricht, daß Kosaken anrückten — von Fußvolk und Geschütz, das noch nicht angelangt war, konnte er nichts wissen —, nach Bremen abgefertigt; allein dieser kam glücklicherweise nicht viel früher als wir selbst an, und jener Maire hatte bloß die Schande, wir nicht den Nachtheil seiner feigen Folgsamkeit.

Erst nach 7 Uhr am 13. Oktober trafen unsere Truppen in der Nähe von Bremen ein; der Feind, aufgeschreckt durch die Meldungen, daß Kosaken sich zeigten, glaubte es nur mit diesen zu thun zu haben, und schickte sogleich, da erst vor einigen Tagen 1200 Schweizer in Bremen eingerückt waren, eine starke Abtheilung derselben in die Vorstadt und das daranstoßende Dorf Hastett, die auch alsbald mit den Kosaken ein lebhaftes Geplänkel begann. Jeder Aufenthalt gab dem Feinde Zeit zur Besinnung und Gegenwehr, weßhalb Tettenborn eilte, ihn über den Haufen zu werfen. In größter Schnelligkeit ließ er eine Kanone herbeiholen, abprotzen und feuern; kaum war ein einziger Schuß geschehen, als er an der Spitze der Kosaken kühn die Straße hinabsprengte und alles niedermachte oder gefangen nahm, was in den Häusern und Gärten sich zum Plänkeln zerstreut hatte; ganz richtig hatte er auf die plötzliche Wirkung gerechnet, welche der unerwartete Schrecken anwesenden Geschützes auf die Gemüther machen würde, die nun überzeugt waren, eine beträchtliche Macht gegenüber zu haben, und sogleich zur Flucht gewandt wurden. Die Flüchtigen fanden erst hinter den Wällen Schutz, von welchen ein heftiges Feuer auf die nachsetzenden Kosaken gerichtet wurde, die bis an das Osterthor drangen, die Zugbrücke aber aufgezogen fanden. Gegen 300 Gefangene, worunter mehrere Offiziere, fielen in unsere Hände, die meisten ergaben sich ohne Widerstand unter Umständen, welche der Hälfte dieser Mannschaft erlaubt hätten, uns den ganzen Tag das Weiterdringen streitig zu machen.

Inzwischen war hiemit noch immer nicht viel gewonnen,

die Besatzung war uns an Stärke überlegen, durch ihre Stellung hinter Wall und Graben vortheilhaft gesichert, und die Stadt ohne Mitwirkung der Einwohner schwerlich einzunehmen, da der Augenblick des Ueberfalls schon versäumt war. Ein förmlicher Sturm sollte bis auf den äußersten Nothfall verschoben bleiben, weil Tettenborn der Stadt die Schrecknisse dieser harten Maßregel, die im gegebenen Falle besonders fürchterlich werden konnte, zu ersparen wünschte. Auch war das Fußvolk noch nicht völlig herangekommen, und fürerst galt es, den Feind hinzuhalten. Das Osterthor, obgleich das stärkste, wohin aber die Verfolgung uns zunächst geführt hatte, wurde sogleich angegriffen, und aus den Häusern der Vorstadt ein heftiges anhaltendes Gewehrfeuer gegen den Feind, welcher den Wall besetzt hielt, gerichtet, wobei man beiderseits viel Leute verlor. Um in der Stadt die Bürger, bei denen man die beste Gesinnung voraussetzen mußte, zur thätigen Mitwirkung gegen den Feind, der in der Front genug beschäftigt wurde, aufzureizen, und ihnen Veranlassung zu geben, die Thore gewaltsam von innen zu eröffnen, ließ Tettenborn ihnen die Gefahr zeigen, ihre Häuser in Flammen aufgehen zu sehen. Während mit Kartätschen von vortheilhaft gelegener Höhe die eine Seite des Walles bestrichen wurde, warfen die beiden Haubitzen unaufhörlich Granaten in die Stadt, und es dauerte nicht lange, so brach an mehrern Stellen Feuer aus. Der Hauptmann Spooremann bezeigte eben so großen Eifer als Geschicklichkeit, und machte mit dem wenigen Geschütz ein so wohl unterhaltenes Feuer, daß man unsere Stücke für zahlreicher halten mußte, als sie waren. Hanseatisches Geschütz half diesmal zuerst eine Hansestadt erobern und befreien!

Die Kosaken hatten sich inzwischen um die ganze Stadt vertheilt, und bewachten alle Ausgänge, auch auf dem linken Weserufer war jeder Zugang genau besetzt, und mehrere Wagen, die auf dieser Seite flüchten wollten, kehrten beim Anblick der Kosaken eiligst nach Bremen zurück. Von den Bürgern jedoch zeigte sich bald, daß auf ihre Mitwirkung nicht zu rechnen sei; das Unglück Hamburgs erhöhte die Furcht vor dem noch übermächtig scheinenden Feind, und

schwächte das Vertrauen zu unsern, diesmal allerdings nur im Fluge schimmernden Waffen. Der französische Befehlshaber, Oberst Thullier, ein alter geprüfter Soldat und Mann von Kopf, hatte überdies alle zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen, um eine übelwollende Volksmasse unschädlich und im Zaum zu halten. Zahlreiche Patrouillen trieben die Leute von den Straßen in die Häuser hinein, welche verschlossen werden mußten.

Tettenborn ließ daher, nachdem gegen 200 Granaten in die Stadt geworfen worden, das Feuer aus dem groben Geschütz einstellen, und bloß das Gewehrfeuer dauerte mit abwechselnder Lebhaftigkeit fort. Er nahm sein Hauptquartir in Hastett, und hielt die Stadt eng eingeschlossen, zog den Obersten von Pfuel mit den Truppen von Rothenburg an sich, ließ dann die besten Angriffspunkte erforschen, und alles zum Sturme vorbereiten. Eine Abtheilung Fußvolk sollte über die Weser setzen, die Stadt auf dem jenseitigen Ufer angreifen, durch ein aufgesprengtes Thor rasch über die Weserbrücke vordringen, und so den Feind zwischen zwei Feuer bringen. Gegen Abend kamen Kosaken von dem jenseitigen Weserufer schwimmend zurück, und kehrten mit Befehlen für den Major Denisoff auf dieselbe Weise wieder zurück, zur großen Verwunderung des Feindes, der von den Wällen zusah, wie der Fluß für diese Reiter nirgends ein Hinderniß war. Die eingetretene Waffenruhe benutzten die Unsern zu langentbehrter Erholung, jedoch nur auf kurze Zeit, denn gleich früh am andern Tage erneuerte sich das Gewehrfeuer, und durch einen der Zufälle, die so oft im Kriege entscheidend sind, wurde an diesem Morgen der Oberst Thullier auf dem Walle erschossen. Dieses Ereigniß, das wir erst am Nachmittage erfuhren, begünstigte unsere Sache ausnehmend; indem nicht leicht ein ihm an Ausdauer und Trotz gleicher Nachfolger zu erwarten war. Der Oberst von Pfuel kam inzwischen mit den übrigen Truppen an; er hatte, als er zum nächtlichen Ueberfall gegen Rothenburg anrückte, die Wumme so stark ausgetreten gefunden, daß kein Wegweiser die Lage des Bodens mehr zu erkennen wußte, und daher nach einigem Versuch, den Feind durch List zur

Uebergabe zu bringen, sein Unternehmen aufgegeben. Die Truppen waren nun alle vor Bremen versammelt, der Sturm in allen seinen Theilen angeordnet, alle Vorkehrungen getroffen, und die nächste Nacht vor Tages Anbruch zur Ausführung bestimmt. Um nichts unversucht zu lassen, schickte Tettenborn am nämlichen Tage den Rittmeister von Herbert mit einem Trompeter an das Thor, um den feindlichen Befehlshaber zur Uebergabe aufzufordern. Gegen alles Erwarten wurde sein Antrag keineswegs verschmäht, sondern ein französischer Offizier kam aus der Stadt und verlangte zu dem russischen Befehlshaber geführt zu werden, um wegen der Uebergabe in Unterhandlung zu treten. Der Fall des Obersten Thullier hatte den Muth der französischen Beamten, welche am meisten besorgt gewesen waren und zur Vertheidigung aufgemuntert hatten, gänzlich niedergeschlagen, die Truppen, größtentheils Schweizer, bezeigten keine sonderliche Lust zu fechten, und die Bürger fingen nun doch an unruhig zu werden. Die ansehnlichen Kassen und Vorräthe, welche sich in der Stadt befanden, erschwerten die Bedingungen der Uebergabe, weil die französischen Beamten alles Preis zu geben Bedenken trugen, und manches zu retten hofften, wenn sie zögerten. Dazu kam, daß man noch nicht einmal gewiß wußte, ob nicht eine bloße Streifschaar nur im Vorbeigehen einen Versuch auf Bremen mache, und bei fortgesetztem Widerstande bald wieder abziehen würde. Daher verlangte der französische Offizier, da man Tettenborn's Anwesenheit bezweifelte, diesen selbst zu sehen, um sich, weil er ihn persönlich kannte, zu überzeugen, daß dieser General in Person gegenwärtig sei. Als man in der Stadt die Gewißheit erhielt, daß wirklich der General Tettenborn vor den Thoren sei, dachte man an keinen fernern Widerstand; sein Ruf war schon längst von der Art, daß man nicht zu hoffen wagte, er würde sein Unternehmen so leicht aufgeben, und man nicht voraussetzte, er könnte es ohne hinlängliche Kraft der Ausführung begonnen haben. Man war sogleich zur Uebergabe bereit, nur über die Bedingungen wollte man noch unterhandeln. Es verstrich darüber der Rest des Tages und der größte Theil der Nacht, bis endlich Tettenborn, des langen

Zögerns überdrüssig, gegen Morgen die Truppen zum Sturm anrücken ließ, und Befehl gab, wenn nicht in einer Stunde die Uebergabe unterzeichnet wäre, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. So kam denn die Sache baldigst zu Stande, der Oberst von Pfuel und der neue französische Befehlshaber, Major Devallant, schlossen die Bedingungen ab. Der Besatzung wurde freier Abzug mit allen Kriegsehren zugestanden, und das Versprechen abgefordert, binnen einem Jahre nicht wieder zu dienen; man wußte aber schon vorher, daß die meisten Schweizer bei uns Dienst nehmen, die übrigen sich zerstreuen würden. Alle Kassen, Vorräthe, Geschütz und sonstige Kriegsbedürfnisse wurden überliefert, die Reiterei mußte ihre Pferde abliefern und zu Fuß abmarschiren. Wir fanden 14 Kanonen und 2 Bombenkessel von ungeheurer Größe, sie waren zur Vertheidigung von Hamburg bestimmt gewesen, und sollten von den Wällen dieser Stadt bis Haarburg reichen können. Die französischen Beamten erhielten russische Pässe, um nach Frankreich zurückzugehen, sobald es die Umstände erlaubten. Gegen 10 Uhr Vormittags, am 15. Oktober, besetzten die preußischen Jäger das Osterthor, und eine Stunde später, nachdem die französischen Truppen mit klingendem Spiel ausmarschirt waren, die übrige Stadt. Als die Franzosen nach dem Ausmarsche sahen, wie gering die Zahl des Fußvolks sei, dem sie wichen, entstand unter ihnen ein Gemurmel, die Uebergabe sei erschlichen und brauche nicht gehalten zu werden, ein paar ältere französische Offiziere sprachen laut in diesem Sinne. Tettenborn aber ließ die Kanonen mit Kartätschen laden, und drohte, bei dem geringsten Widerstande alles niederschießen zu lassen. Auch brach das Volk, das sich schon während der Unterhandlungen kaum gemäßigt hatte, jetzt unaufhaltsam los, stürmte jauchzend nach den Thoren und Wällen und erfüllte drohend die Straßen um das Präfekturgebäude, wo die sämmtlichen französischen Behörden, um den Präfekten Grafen von Arberg versammelt, zitternd und zagend den Tumult des Volks anwachsen sahen. Schon war ein unglücklicher Douanier, der sich am Thore unvorsichtigerweise in seiner Uniform hatte blicken lassen, durch die Wuth des Volks umgekommen, und

der Präfekt sandte eine Botschaft an Tettenborn, um ihn zu beschwören, so eilig als möglich herbeizukommen, und durch seine Gegenwart den Geängstigten sichern Schutz zu verleihen. Unter ungeheuerm Jubel zog Tettenborn an der Spitze der Kosaken in Bremen ein, die Straßen und Fenster waren gedrängt voll Menschen, Blumenkränze fielen herab, weiße Tücher wehten, und des Lebehochs war kein Ende.

Gleich nach Besetzung der Stadt sandte Tettenborn nach allen Richtungen zahlreiche Kosakenpartheien aus, um jede Bewegung des Feindes zeitig zu erfahren, und in weitem Umkreis alle Nachrichten abzuschneiden, die er über unsere Stärke hätte erhalten können. Die Einnahme der Stadt schien aber erst recht im glücklichen Augenblick erfolgt, als Abends nicht sehr ferner Kanonendonner die Annäherung feindlicher Truppen verkündigte. Die Franzosen hatten nämlich auf die Nachricht von Bremens bedrohter Lage sich von Rothenburg und zu gleicher Zeit von Nienburg aus in Bewegung gesetzt, um Hülfe zu bringen. Allein die Truppen von Rothenburg waren bald auf Kosakenpartheien gestoßen, vor welchen sie sich nach einigen gewechselten Schüssen eilig wieder auf ihre Verschanzungen zurückzogen; die zahlreicheren Truppen von Nienburg kehrten, auf die bloße Nachricht von der schon erfolgten Einnahme Bremens, erschrocken wieder um, hielten sich selbst in Nienburg nicht sicher, und zogen von da nach Sprengung der Weserbrücke gegen Minden ab.

Die Wegnahme von Bremen und das ungestrafte Schalten russischer Truppen auf beiden Ufern der Weser im Rücken des Marschalls Davoust und seiner ganzen französisch-dänischen Heeresmacht erregte weithin im ganzen Lande ein freudiges Erstaunen und muthige Gährung unter den Einwohnern, Furcht und Schrecken in allen französischen Beamten, die schon nicht mehr in Sicherheit auf ihren Posten bleiben konnten. Der Marschall Davoust war jetzt völlig von aller andern französischen Heeresmacht abgesondert, und konnte nun seinen Feldzug nur noch gleichsam für sich allein fortsetzen. Als volkreiche Stadt, als fester Platz, als Mittelpunkt der Verwaltung, als Verbindung zwischen Hamburg und Holland war Bremen für die Franzosen von außerordentlicher Wich-

tigkeit, für uns gesellte sich die wiederangeknüpfte unmittelbare Verbindung mit England, die bald so höchst erfreulich werden sollte, die Wirkung in der öffentlichen Meinung, das gewonnene Geschütz und die ansehnliche Beute an Geld und Vorräthen dazu. Die Beute wurde größtentheils den seit langer Zeit bedürftigen Truppen ausgetheilt, eine bedeutende Geldsumme aber dem Kaiser Alexander übersandt. Die Pferde wurden fast alle der Lützow'schen Reiterei gegeben. Die Schlüssel der Stadt überbrachte der Rittmeister von Herbert dem Kronprinzen von Schweden, den er auf dem Schlachtfelde vor Leipzig traf, und der sogleich die glückliche Botschaft dem Kaiser Alexander zusandte, als den schönsten Glückwunsch zu dem schon entschiedenen Siege, der durch die Erstürmung Leipzigs eben vollendet wurde. Wir aber blieben noch lange Zeit in Ungewißheit über die Lage der Dinge in Sachsen, und erhielten erst am 24. Oktober in Verden die Nachricht von den Ereignissen, die über Deutschlands Loos entschieden hatten.

Die städtischen Behörden in Bremen bestanden zwar größtentheils aus bremischen Bürgern, behielten jedoch vorläufig ihre französische Gestalt noch bei, um nicht die Rachsucht eines Feindes, dessen Entfernung noch keineswegs als immerwährend verbürgt war, durch einen Schritt aufzureizen, der späterhin mit größerer Sicherheit und mehr Nutzen geschehen konnte. Tettenborn selbst gab aus billiger Schonung den Wünschen vieler eifrigern und in ihrem Muthe durch keine Furcht gehemmten Bürger, welche sogleich die alte Verfassung wieder einführen wollten, kein Gehör, sondern vertröstete sie mit ihren Hoffnungen auf eine Zeit, deren schnelles Annähern alles verkündigte. Dieses gänzliche Unberührtbleiben der innern Angelegenheiten zeigte den besorgtern Bürgern, wie wenig sie noch der Gegenwart vertrauen könnten, eine Ueberzeugung, die noch mehr bestärkt wurde durch alle Anordnungen, die man treffen sah. Nicht allein wurden aus allen Kräften und mit möglichster Eile die Werke von Bremen geschleift, woraus man schließen konnte, daß die Russen die Stadt nicht sowohl vertheidigen, als vielmehr dem Feind schwer zu vertheidigen hinterlassen wollten; sondern auch das

Fußvolk, dessen man gehofft hatte mehr und mehr nachkommen zu sehen, marschirte unverzüglich wieder ab, und nahm seine Richtung nach der Elbe zurück. Wallmoden wollte nämlich, nachdem, fast wider sein Erwarten, die Unternehmung auf Bremen gelungen war, die Truppen von dort wieder an sich ziehen, um seine Stärke beisammen zu haben, im Fall der Marschall Davoust sich regen sollte, da mancherlei Zeichen auf dieser Seite wieder stärkere Besorgniß erregten. Nicht nur fanden seit kurzem zahlreiche Scharmützel an der Stecknitz Statt, sondern der Feind zog auch, um durch das Eine oder das Andere zu täuschen, in Haarburg eine beträchtliche Macht zusammen. Eine große Truppenschaar unter dem General Kellermann war überdies wieder in Kassel eingerückt, und man wußte nicht, welche Richtung sie nehmen würde. Tettenborn sandte daher sein Fußvolk mit allem genommenen Geschütz gegen Lüneburg zurück, und indem er weder Bremen ganz aufgeben, noch den erhaltenen Befehl vernachlässigen wollte, verlegte er sein Hauptquartir am 18. Oktober nach Verden, nahe genug vor Bremen, um die Stadt vermittelst einer Kosakenabtheilung noch zu behaupten, und nicht zu weit von Wallmoden, um nicht sogleich im Nothfall durch zwei Eilmärsche wieder mit ihm vereinigt zu sein. In Bremen blieb der Major von Schultz, vom Kasan'schen Dragonerregiment, als Befehlshaber zurück, und sorgte dafür, daß das Abtragen der Wälle und Ausfüllen der Gräben fortgesetzt würde, damit in keinem Falle der Feind hier sogleich wieder einen Stützpunkt fände. Die Nachricht, daß 2000 Franzosen von Osnabrück her im Anmarsche wären, machte die Beschleunigung dieser Arbeit um so nöthiger. Unbegreiflich blieb die Gelassenheit, mit welcher der Marschall Davoust alles ertrug, was in seiner Flanke und in seinem Rücken vorging; er konnte wenigstens den Ueberfluß seiner Truppen mit einigem Geschütz gegen uns absenden, und Tettenborn, ohne es zu fürchten, erwartete dies; allein von dieser Seite blieb alles ganz ruhig, außer daß die Besatzung von Rothenburg Verstärkung erhielt, und von Haarburg aus eine Streiferei nach Lüneburg unternommen wurde. Da Tettenborn jetzt nur allein Reiterei bei sich

hatte, so befand er sich in völliger Freiheit, und konnte auf den hannöverschen Haiden, selbst wenn von Kassel, Haarburg und Minden zugleich feindliche Truppen heranrücken sollten, inmitten aller des sichern Rückzugs versichert sein. Seine Partheien waren dem Feinde auf der Straße nach Osnabrück entgegengegangen, und zogen sich allmählig vor dessen Annäherung wieder gegen Bremen zurück. Eine Parthei unter dem Rittmeister Grafen von Bothmer hatte Nienburg besetzt, die Weserbrücke herstellen und die Festungswerke schleifen lassen. Gegen die Mündung der Weser hinab, wo die beiden Schanzen bei Bremerlehe und Blexen stark von dem Feinde besetzt waren, gegen Rothenburg und Haarburg hin streiften unaufhörlich Kosakenpatrouillen, die den Feind nicht nur beobachteten, sondern auch irre machten und schreckten, und ihm alle Nachrichten entzogen, die ihm zu einer vereinigten Bewegung aus allen diesen festen Punkten zugleich nöthig gewesen wären. Als der Feind von Osnabrück her immer näher gegen Bremen rückte, und schon in Bassum angelangt war, ohne daß man genau seine Stärke wußte, so ließ Tettenborn die Kosaken die Stadt räumen und den Major von Schultz seine Aufstellung in Achim nehmen; zugleich wurde nach Celle der Befehl geschickt, die dortige Brücke über die Aller schleunigst herzustellen, um nöthigenfalls, statt eines Rückzugs, auf's neue einen kühnen Seitenzug nach Hannover oder Braunschweig machen zu können.

Am 22. Oktober rückten die Franzosen, 1500 Mann stark, unter dem General Lauberdière wieder in Bremen ein, doch ohne weiter gegen Achim vorzudringen, und ohne sich mit den andern festen Punkten, die mehr noch durch Kosaken als durch den Raum von einander getrennt waren, in Verbindung zu setzen. Der Feind wagte aus Vorsicht nicht einmal in der Stadt zu übernachten, sondern rückte Abends auf das freie Feld, und dann frühmorgens wieder in die Stadt. Wir erhielten in diesen Tagen die Nachricht erst von dem Siege Blücher's bei Groß-Kugel, und dann durch den zurückkehrenden Rittmeister von Herbert von dem großen allgemeinen Siege bei Leipzig. Das Viktoriaschießen aus unserm hanseatischen Geschütz bereitete den Feind auf die Nachrichten

vor, die er am folgenden Tage auch eigenerseits von der erlittenen Niederlage erhalten sollte. Der General Lauberdière hielt nun nicht für rathsam, länger an der Weser zu verweilen, und verließ Bremen gleich am 26. Oktober, nachdem er die Stadt vier Tage wieder inne gehabt. Der Major von Droste folgte ihm mit einem Kosakenregimente sogleich über Hoya in der Richtung von Diepholz nach, und nahm ihm noch viele Gefangene ab; der Major Denisoff rückte wieder in Bremen ein. Die Partheien gingen nach allen Seiten wieder auf's neue weiter vor. Der Lieutenant von Hochwächter meldete, daß sich der Feind sowohl in Haarburg als am Zollenspieker außerordentlich ansammle, allein die Bewegungen des Marschalls Davoust waren seit der Schlacht von Leipzig nicht mehr von großem Gewicht, und hatten bloß zur Folge, daß Wallmoden einige Truppen unter dem Oberstlieutenant Karl von Nostitz nach Lüneburg vorrücken ließ, und sein Hauptaugenmerk auf das linke Elbufer richtete, für den Fall, daß der Marschall Davoust, weil dem Kaiser Napoleon vielleicht in dem Augenblicke mehr an den Truppen als an dem Platze Hamburg gelegen sein könnte, zur Deckung Hollands hätte abmarschiren wollen. Um diesen Abmarsch jedenfalls zu erschweren, ließ Tettenborn in dem Straßendamme zwischen Ottersberg und Bremen zahlreiche Einschnitte machen, die den Feind wenigstens so lange aufhalten mußten, als nöthig dazu war, daß Wallmoden ihn einholen konnte. Allein der Marschall Davoust blieb durchaus ruhig, und begnügte sich, einige Truppenabtheilungen aus Stade nach Horneburg und Bremervörde zu schicken, die mit den verstärkten Besatzungen von Bremerlehe und Blexen eine Art Vertheidigungslinie vor dem südlichen Elbufer bildeten. Tettenborn ließ diese bloß beobachten, und sandte seine stärksten Partheien nur immer vorwärts, um dem Feinde nirgends Ruhe zu lassen, und ihn in übereilter Flucht aus dem Lande zu jagen. Der Lieutenant von Schimmelpfennig rückte in Ordnung ein; der Major von Droste, der von der Verfolgung des Generals Lauberdière zurückgekehrt und gleich in andrer Richtung wieder ausgesandt worden war, warf den Feind in einem hitzigen Gefechte bei Westerstede, überfiel

eine Menge einzelner Posten und flüchtiger Haufen, und drang bis nach Aurich und Emden vor; der Rittmeister von Bismarck ging über Osnabrück bis nah an Münster, wohin sich der General Lauberdière, nachdem er in Osnabrück die Besatzung von Minden aufgenommen, zurückgezogen hatte, um mit dem General Carra-Saint-Cyr vereinigt den Rhein zu gewinnen; der Rittmeister Graf von Bothmer besetzte Minden. Eine beträchtliche Anzahl Gefangene wurden durch diese verschiedenen Partheien, deren einzelne Gefechte und Ueberfälle hier nicht zu erzählen sind, eingebracht; die Franzosen mußten überdies in der Eile der Flucht alles zurücklassen, was ihre Regierung und sie selbst an Geld und Vorräthen auf Kosten der armen Einwohner zusammengehäuft hatten. Das Volk empfing unsre Truppen überall mit den größten Freudenbezeigungen, und schlug sich in manchen Gegenden noch vor ihrer Ankunft mit den plündernden Douaniers und Gendarmen herum. Tettenborn leitete, obwohl unpäßlich, alle diese Bewegungen von Verden aus, wo er fortwährend verblieb, bis er am 4. November sein Hauptquartir wieder nach Bremen verlegte.

Jetzt wurde nicht länger gezögert, den unheimlichen Zwang fremden Scheins abzuwerfen; Tettenborn zeigte den Bremern an, daß zufolge höherer Befehle die französischen Behörden von diesem Augenblicke an aufhörten, und die Stadt wieder als freie Hansestadt in ihre frühere Verfassung zurückkehre. Da jedoch eine Menge neuer Thätigkeiten, auf welche diese Verfassung nicht berechnet sein konnte, dem langsamen Gange gesetzmäßiger Verhandlungen nicht überlassen werden durfte, so wurde, auf den Vorschlag Tettenborn's, die Leitung der Geschäfte während dieser dringenden Zeiten einstweilen einem Ausschlusse von Rathsherren und Bürgern mit Einwilligung des Raths und der Bürgerschaft übergeben. Der Senator Smidt, den Eifer des Bürgers mit den Fähigkeiten des Staatsmannes vereinend, ordnete und leitete hier die schwierigsten Angelegenheiten; Doktor Georg Kerner in Hamburg hatte diesen seinen Freund einst als den Franklin von Bremen bezeichnet, was später an den Marschall Davoust gelangte, der aber aus Irrthum hiebei statt des

Namens Franklin den Namen Lafayette auffaßte, und daher Befehl gab, diesen gefährlichen Mann zu verhaften und nach Frankreich abzuführen; nur durch besonnene Entschlossenheit entging Smidt diesem Loos, und konnte nun gleich seine erhaltene Freiheit der wiedererlangten seiner Stadt widmen. Auch Friedrich Perthes aus Hamburg fand sich ein, und wirkte durch Rath und That erfolgreich zu allem Guten. Die erste Beschäftigung des Ausschlusses bestand darin, den bremischen Beitrag zur hanseatischen Legion schleunigst bewaffnet und gerüstet aufzustellen. Schon am 17. Oktober hatte Tettenborn durch folgenden Aufruf dazu eingeladen: „Einwohner von Bremen! Eure hanseatischen Mitbürger in Hamburg und Lübeck haben euch das edle Beispiel gegeben, und sich zahlreich zu den Waffen gestellt, um in diesem heiligen Kriege für die allgemeine Freiheit, und für die Freiheit der alten Hansa, die sich unter dem Schutz der hohen Verbündeten neu erhebt, ruhmvoll mitzufechten. Ihr konntet ihnen diese Theilnahme und diese Anstrengungen beneiden; aber der Gang der Ereignisse müßte euch von dem unmittelbaren Antheile eine Zeitlang noch entfernt halten. Endlich erscheint euch der Augenblick, edle Jünglinge und Männer Bremens, wo kein drohender Zwang mehr euern Entschluß und eure Neigung hemmen darf! Steht auf, und greift zu den Waffen! Nur die, welche für die Sache des Vaterlandes mitkämpfen, sind würdige Söhne desselben, nur sie sind der Mitgenossenschaft an dem künftigen Glücke werth. Schon haben die Krieger der hanseatischen Legion in vielen Gefechten sich rühmlichst ausgezeichnet; die Scham müßte jeden von euch antreiben, wenn es nicht die Ehre thäte. Auf also, bewaffnet euch, sammelt euch zu den Fahnen der Hansa, und beweiset, daß auch ihr ein Recht habt an dem Ruhm und Glücke dieses Bundes! Eilt zu euern Mitbürgern, die euch mit Sehnsucht entgegenblicken, und euch mit offenen Armen erwarten. Tettenborn!“

Die Stadt errichtete ein Bataillon Fußvolk, das der Major von Weddig befehligte, und eine Schwadron Reiterei unter dem Befehl des Rittmeisters von Eelking; die Truppen waren bald ausgerüstet, und zeichneten sich durch Haltung und

Betragen vortheilhaft aus. Ein Bremer Kaufmann, Namens Böse, errichtete auf seine alleinigen Kosten überdies eine ganze Kompanie Jäger, die er auch im Felde zu unterhalten sich verpflichtete, nahm selbst die Büchse in den Arm und ging mit.

Die Folgen der Schlacht von Leipzig entwickelten sich indeß von Tag zu Tag immer herrlicher. Schon war eine neue Schlacht, in weiter Ferne von jener, bei Hanau geliefert worden, und so glücklich standen die Sachen, daß Napoleon, schon um nur fliehen zu können, siegen mußte. Auf allen Straßen wälzten die zahlreichen Heere sich vorwärts in die befreiten Länder, im Vorrücken wachsend durch ungeheure Ströme neuer Kraft, während die feindliche Macht mehr und mehr versiegte. Alle Länder, zwischen Elbe und Weser, die Küsten der Nordsee bis an Holland, und das ganze Rheinufer bis hinauf zur Schweiz, sahen mit freudigem Erschrecken die alten Ketten abfallen, in denen sie so lange geschmachtet hatten. Zwischen allen Festungen hindurch zogen die Schaaren unserer heldenmüthigen Truppen unaufhaltsam dem Rheine zu; der Sieg war diesmal Thatsache in tausend Segnungen, die keine List des Gegners, keine Unzulänglichkeit der Unsern mehr anhalten oder umwenden konnte. Im nördlichen Deutschland rückte das Heer des Kronprinzen von Schweden vor; die schwedischen Truppen marschirten nach Hannover, die Preußen gingen über Minden weiter nach Westphalen, die Russen zogen sich an der Weser hinab nach Bremen. Während die geschlagenen und zerstreuten Heerschaaren Napoleon's nach Frankreich entwichen, um dort in neuer Kraft und neuem Muthe wieder furchtbar angewachsen dazustehen, und die Gesammtheit Deutschlands mit aller Anstrengung dorthin die Kräfte richtete, blieb im Norden ein gefährlicher Feind zurück, auf den sich das Augenmerk des Kronprinzen von Schweden richten mußte; der Augenblick war gekommen, wo er das Bundesheer gegen die Dänen führen, und in dem allgemeinen Feind seinen besondern unmittelbar bekämpfen konnte. Als eine Folge der großen Ereignisse hatte man, wie schon oben erwähnt, vermuthen dürfen, daß der Marschall Davoust seine Truppen

zusammennehmen und nach Holland durchzubrechen versuchen würde; mehrere seiner Maßregeln bestärkten in dieser Vermuthung; die Generale Pecheux und Osten standen mit 5000 Mann in Haarburg. Stade war von 3000 Mann besetzt, die starken Posten von Rothenburg, Bremerlehe und Blexen konnten sich an diese anschließen, und die noch übrige französische Besatzung in Hamburg entweder durch Dänen ergänzt, oder auch diese Stadt ganz den letztern überlassen und alle Franzosen mitgenommen werden. Wallmoden wandte seine ganze Wachsamkeit auf diese Seite, um den Feind wo nicht ganz zu hindern, doch nicht unbeschädigt abziehen zu lassen, und Tettenborn hielt in gleicher Absicht fortdauernd die Weser besetzt. Erst in späterer Zeit erfuhr man, daß Davoust allerdings den Befehlen Napoleon's zufolge hätte mit allen Truppen nach Holland ziehen sollen, allein dies nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Die russischen und schwedischen Truppen rückten bald näher heran, und machten jede Besorgniß in Rücksicht des Marschalls Davoust verschwinden: der General von Wintzingerode traf am 12. November mit dem von ihm befehligten russischen Heertheil in Bremen ein, und sechs Tage später der Kronprinz von Schweden. Die günstigen Nachrichten aus Holland, wo die Franzosen durch das aufgestandene Volk überall verjagt wurden, die Uebergabe der Schanzen bei Bremerlehe und Blexen, und die Räumung von Stade, ließen kein Hinderniß und keinen Zweifel mehr übrig, um zur Ausführung dessen zu schreiten, was gegen Dänemark beschlossen war. Alle unsere Truppen setzten sich in Marsch von der Weser nach der Elbe zurück, mit Ausnahme der Preußen unter dem General von Bülow, der in den Niederlanden neue Siegesbahnen brach, und eines Theils der Truppen des Generals von Wintzingerode, mit welchem dieser bei Düsseldorf über den Rhein ging.

Indem der Feldzug gegen Dänemark eingeleitet und angeordnet wurde, änderte sich auch das Verhältniß, in welchem Tettenborn bisher gestanden hatte; der Kronprinz von Schweden nahm ihn unter seinen unmittelbaren Befehl, und

ertheilte ihm, am Schlusse vielfacher Verabredungen, keine andere als ganz allgemeine Vorschriften, die Art und Weise der Ausführung und jede Berücksichtigung neuer Umstände ganz seinem freien Urtheile überlassend. Das preußische Fußvolk und das hanseatische Geschütz gab Tettenborn demnach ab, und behielt zu dem ferneren Feldzuge bloß seine Kosaken, mit denen er sich am freiesten bewegen und auf jede kühne Unternehmung ungehindert einlassen konnte. Diese Kosaken hatten schon die Vortheile regelmäßiger Truppen mit ihren eignen verbinden gelernt, sich an strengere Kriegszucht und an bestimmteres Gehorchen vor dem Feinde gewöhnt, und nahmen es nicht nur mit jeder Reiterei auf, sondern auch, im Plänkeln auf durchschnittenem Boden, mit dem besten Schützen zu Fuß.

Nachdem alle andern Truppen bei Boitzenburg, wo eine Schiffbrücke geschlagen worden, über die Elbe zurückgegangen waren, und sich wieder längs der Stecknitz versammelt hatten, brachen auch wir am 4. Dezember von Boitzenburg auf, um zwischen den andern Abtheilungen durch, als fliegende Reiterschaar, in das Innere von Holstein rasch einzudringen. Der Marschall Davoust hatte gleich bei Annäherung des Kronprinzen von Schweden seine Truppen von der Stecknitz zurückgezogen, während die Dänen 10,000 bis 12,000 Mann stark, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Hessen sich bei Oldesloh versammelten und daselbst eine gute Stellung nahmen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die dänische Regierung, durch diplomatische Vorspiegelungen und untreue Hoffnungen eingeschläfert, lange Zeit nicht an die Möglichkeit eines feindlichen Einbruchs in Holstein glauben mochte, und noch bis zuletzt überzeugt war, daß außer den Schweden keine andern Bundestruppen thätigen Antheil daran nehmen würden. Da es nun gleichwohl ernst damit wurde, und eine so große Truppenstärke, die man über 40,000 Mann schätzen konnte, plötzlich drohend an den Gränzen erschien, so fand sich nichts vorbereitet, um einen festen Widerstand zu leisten, den doch die Art des Landes so sehr begünstigt, und die vereinigte Kriegsmacht Dänemarks auch wohl mit Glück ausgeführt haben würde.

Aber weder war eine zu diesem Zwecke hinlängliche Anzahl Truppen zusammengezogen, noch die Landesvertheidigung gehörig angeordnet, noch eine der Festungen auch nur mit dem Nothwendigsten versehen. So stand die reichste und wichtigste Landschaft dem Beginn unglücklicher Verhängnisse offen, die den dänischen Staat an den Rand des Verderbens bringen sollten! Die dänische Staatskunst wurde großer Fehler beschuldigt, daß sie den Bund mit den Franzosen eingegangen, ohne kräftig darin aufzutreten, und daß sie eben so wenig im rechten Augenblicke sich davon loszusagen gewußt, sondern das Unglück habe kommen sehen, ohne dasselbe abwenden zu können, noch sich darauf vorbereiten zu wollen. Dies alles wurde ihr laut und scharf vorgeworfen, und überhaupt die Sache Dänemarks auf die ungünstigste Weise dargestellt. Besonders that sich August Wilhelm von Schlegel hervor, der als Sekretair des Kronprinzen von Schweden sich in dessen Hauptquartir befand, und im schwedischen Sinne mehrere französische Flugschriften und Aufsätze schrieb, welche hauptsächlich gegen die Dänen gerichtet waren. Doch bewährte sich auch diesmal die alte Bemerkung, daß jede Staatsführung leichter anzugreifen, als irgend eine zu vertheidigen sei, und so konnten auch die dänischen Wortführer die Sache ihres Landes am besten durch Gegenbeschuldigungen vertreten.

Am 4. Dezember rückte der Kronprinz von Schweden mit seiner ganzen Truppenmacht über die Stecknitz nach Holstein vor. Der Marschall Davoust zog alle französischen Truppen zusammen und gegen Hamburg zurück, wodurch er die rechte Flanke der bei Oldesloh aufgestellten Dänen unbedeckt ließ. Die Besorgniß des Marschalls, daß die Dänen, um die drohende Gefahr abzuwenden, dem Bündnisse mit Frankreich allzuschnell entsagen möchten, hatte ihn abgehalten, sie auf das Herannahende aufmerksam zu machen, und zu den kriegerischen Maßregeln aufzufordern, durch welche sie vielleicht mit Glück hätten widerstehen können. Er traute den Dänen schon seit langer Zeit nicht mehr recht, und überließ dieselben jetzt unbedenklich ihrem Schicksale. Während der General Woronzoff mit 7000 Russen über Berge-

dorf die Franzosen gegen Hamburg verfolgte, rückte Wallmoden gerade auf Oldesloh, und der Marschall Stedingk mit den schwedischen Truppen gegen Lübeck vor. Tettenborn seinerseits eilte über Trittau in das Innere von Holstein einzudringen, schnitt alle Verbindung zwischen Hamburg und Oldesloh ab, und bedrängte die rechte Flanke der Dänen, indem er sich des Dorfes Elmenhorst bemächtigte, welches mehrmals genommen und wiedergenommen, zuletzt aber von den Kosaken behauptet wurde. Bevor aber die Vortheile auf dieser Seite verfolgt werden konnten, verließ plötzlich der Prinz Friedrich von Hessen die Stellung bei Oldesloh, die durch uns umgangen und durch Wallmoden auch in der Fronte bedroht war, und zog sich über Segeberg gegen Kiel zurück. Tettenborn hatte nicht sobald Nachricht von dieser Bewegung, als er schleunigst aufbrach, um dem Feinde in der Flanke zu bleiben, und ihn wo möglich zu überholen. Durch die entsetzlichsten Wege, wo die Pferde oft bis an den Bauch in Morast sanken, dann über tiefe Graben setzen und häufig stundenlang sich durch Buschgewässer und einbrechendes Eis fortarbeiten mußten, ging nun unser Marsch in den folgenden Tagen ohne Unterschied Tag und Nacht gegen die Eider fort, indem nur in den zum Futtern unumgänglich nöthigen Stunden geruht wurde. Am 6. Dezember vor Tagesanbruch erschien Tettenborn in Bramstedt, zum größten Erstaunen der Einwohner, die noch kaum an einen Feind gedacht hatten. Einige dänische Offiziere, die sich ruhig im Rücken ihrer Truppen zu befinden meinten, wurden gefangen genommen; die wichtigsten Papiere aller Art fielen in unsere Hände. Das Merkwürdigste war ein Schreiben des Königs von Dänemark an den Prinzen Friedrich von Hessen, worin die ganze Lage der dänischen Sachen auf das deutlichste enthüllt wurde. Die Franzosen, hieß es unter andern, hörten schon seit drei Monaten auf, die festgesetzten Summen zu bezahlen, es fehle daher gänzlich an Geld wie an Truppen, und der Krieg könne unmöglich fortgesetzt werden, ohne selbst Jütland in Gefahr zu bringen, es müsse daher auf alle Fälle schleunigst ein Waffenstillstand geschlossen werden; damit der Graf Christian von Bernstorff im großen

Hauptquartir der Verbündeten inzwischen Einleitungen zu dem so nöthigen Frieden treffen könne. Von dem Marschall Davoust war weiter nicht die Rede, als daß er, falls die Verbündeten es wollten, mit in den Waffenstillstand eingeschlossen werden könne. Dieses Schreiben wäre auf jeden Fall zu spät gekommen, um dem Prinzen Friedrich von Hessen noch zu nützen, da er schon in völligem Rückzug war; dem Kronprinzen von Schweden hingegen offenbarte dasselbe immer früh genug die ganze Schwäche der Feindesseite, um mit desto größerer Zuversicht das Angefangene durchzuführen.

Von Bramstedt aus sandte Tettenborn eine Parthei unter dem Rittmeister von Bismarck unmittelbar gegen Kiel vor, die häufig mit dänischen Abtheilungen in's Gefecht kam, und nachdem sie vor den Thoren von Kiel sich gezeigt hatte, inmitten aller Feinde glücklich ihren Rückzug bewerkstelligte; eine andere Parthei, von dem der Gegend sehr kundigen Rittmeister Grafen von Bothmer geführt, ging seitwärts nach Itzehoe, drang plötzlich in die Stadt und überfiel eine Abtheilung von mehr als 200 dänischen Reitern, die nach vergeblichem Widerstande sämmtlich gefangen oder niedergemacht wurden. Mittlerweile war auch die französische Reiterei, welche unter dem General Vichery den General Woronzoff bei Wandsbeck noch zuletzt angegriffen hatte, durch die russische Reiterei des Generals von Pahlen mit großem Verlust geworfen und zum Theil niedergestochen worden. Lübeck hatte sich an die Schweden unter dem Marschall Stedingk ergeben, dessen Truppen den Dänen auf dem Fuße nachfolgten. Bei Bornhöft, einem durch eine frühere Niederlage der Dänen, wo auch hanseatische Bundestruppen gegen sie mitfochten, berühmten Orte, kam es zu einem heftigen Treffen, worin die Dänen geschlagen wurden.

Unser Marsch ging nun über Neumünster und Nortorp eiligst gegen die Eider fort, und zunächst auf die Festung Rendsburg, welche von den Dänen nur erst schwach besetzt war. Unterwegs nahmen wir dem Feinde eine Anzahl Pulverwagen, 120 andere Wagen, die von Altona nach

Rendsburg gehen sollten, nebst deren Bedeckung, und über 300 Gefangene. In einem Dorfe, wo dänische Truppen versteckt lagen, befand sich Tettenborn mit wenigen Kosaken mitten unter ihnen, ohne es zu wissen, bis sie entdeckt und als Gefangene hervorgezogen wurden. Vor Rendsburg hielt der Feind das Dorf Jevenstedt mit beträchtlichem Fußvolk und 6 Stücken Geschütz besetzt, und hatte dasselbe gegen einen ersten Angriff der Kosaken behauptet; Tettenborn wandte sich daher, weil auf dieser Seite ohne Fußvölker nicht durchzudringen, und Wallmoden schon in vollem Vorrücken hieher begriffen war, mit seinen Kosaken links an der Eider hinab, um einen Uebergang zu suchen, und Rendsburg auf der andern Seite abzusperren, die Zufuhren zu verhindern, und in das Innere von Schleswig zu streifen. Am 9. Dezember Abends erreichte er das Ufer der Eider, gegenüber von Friedrichsstadt, und ließ noch am nämlichen Tage eine Abtheilung Kosaken übersetzen und in die Stadt einrücken. Am folgenden Tage wurde auch Tönningen und gleich darauf Husum besetzt, wo die dänischen Truppen eiligst abzogen, und 10 Kanonen zurückließen. Alle Kosaken Tettenborn's befanden sich schon auf dem rechten Ufer der Eider, und seine Partheien streiften rechts gegen Rendsburg und Schleswig, vorwärts auf den Straßen nach Flensburg und Tondern, links gegen die Nordsee hin, wo die Schanze von Vollerwiek, den Ausfluß der Eider beherrschend und mit 28 Kanonen vertheidigt, eng eingeschlossen wurde. Schon bereitete sich Tettenborn zu einem kühnen Ueberfall auf die Stadt Schleswig selbst, und hatte eine starke Parthei nach Flensburg abgeschickt, wodurch alle Verbindung zu Lande zwischen der dänischen Kriegsmacht und den rückwärtigen Gegenden aufgehoben worden wäre; allein ein unvorhergesehenes Ereigniß nöthigte denselben seine Truppen möglichst zusammenzuziehen, und zwischen Rendsburg und Schleswig seine Aufmerksamkeit zu theilen.

Wallmoden hatte den General von Dörnberg mit dem größten Theil seiner Truppen zwischen Rendsburg und Kiel am 9. Dezember über die Eider gesandt, um den in Kiel angelangten Feind von Eckernförde, wohin man glaubte, daß

er seinen Rückzug nehmen würde, abzuschneiden. Schon war Dörnberg über Wittensee hinaus vorgerückt, und hatte 7 Kanonen genommen, als der Feind plötzlich bei Gettorf den Weg nach Rendsburg einschlug und dadurch die Verbindung zwischen Dörnberg und Wallmoden, die über Klubensiek Statt fand, unterbrach. Wallmoden, der mit den übrigen Truppen nachfolgte und am 10. Dezember mit Dörnberg wieder vereinigt zu sein dachte, sah sich plötzlich durch die ganze dänische Truppenmacht, welche nach Rendsburg marschirte, überrascht und angegriffen. Das Dorf Sehstedt wurde eine Zeitlang durch Fußvolk der russisch-deutschen Legion hartnäckig vertheidigt, allein endlich von den Dänen genommen, deren ganze Macht über 10,000 Mann betrug, während Wallmoden kaum 4000 beisammen hatte. Die Gegend war den Dänen günstig, und zur Entwickelung ihrer Streitkräfte hinlänglich offen, die Unsern standen beengt zwischen Einhegungen, Gebüsch und Sümpfen, welche die alte Eider hier bildet. Ein Bataillon rechts konnte nicht durchdringen zum Angriff, und mußte umkehren; die andern Bataillons standen zwischen Sehstedt und der Eider und hielten die Straße besetzt. Der Feind drang unaufhaltsam vor mit Fußvolk, Geschütz und Reiterei, und das Treffen wurde lebhaft und allgemein. In diesem Augenblick brach die dänische Reiterei, welche sich bei allen Gelegenheiten als eine vortreffliche Truppe bewährt hat, mit solch ungestümer Verwegenheit hervor, daß alles über den Haufen geworfen und versprengt wurde, was sich in ihrem Wege fand. Zwei Kanonen, die sich im unrechten Zeitpunkt zurückziehen und die Straße gewinnen wollten, wurden von den Dänen genommen, Wallmoden selbst war in das Handgemenge gerathen. Einige Schwadronen Husaren und die mecklenburgischen Jäger hielten den Feind endlich in seiner Verfolgung auf, und machten selbst einen kühnen Angriff, durch den die Sachen wieder einigermaßen hergestellt wurden. Der Prinz Gustav von Mecklenburg-Schwerin wurde bei dieser Gelegenheit verwundet, als er die Seinen tapfer in's Gefecht geführt und den Feind schon zurückgeworfen hatte. Zwei Bataillons von Wallmoden, die links von ihm getrennt

waren, schlugen sich inzwischen auf eigne Hand mit dem Feinde herum, und nahmen 2 Kanonen, von denen jedoch eine wieder verloren ging. Das Gefecht dauerte bis spät Abends fort, während die Hauptmasse der dänischen Truppen ruhig nach Rendsburg vorüberzog. Vergebens hatte Wallmoden die Ankunft des Generals von Vegesack gehofft, der mit schwedischen Truppen nahe hinter ihm folgte, aber erst nach dem Gefecht eintraf. Die Schweden hatten überdies den Befehl, auf keinen Fall über die Eider vorzugehen.

Dieses Treffen, in welchem jeder der beiden Theile über 1000 Mann verloren hatte, schien anfangs nachtheiliger, als sich nachher fand. Dörnberg blieb eine Zeitlang seiner nächsten rückwärtigen Verbindung beraubt, und der Kronprinz von Schweden, welcher fürchtete, der Feind könne von Rendsburg aus mit Uebermacht über denselben herfallen, sandte eiligst an Tettenborn den Befehl, seine Truppen bei Kropp zusammenzuziehen, um Dörnberg nöthigenfalls aufnehmen und sich mit ihm den Rückweg über die Eider bei Friedrichsstadt sichern zu können. Die Gefahr war aber sogleich wieder entschwunden, und Tettenborn eben im Begriff die Stadt Schleswig anzugreifen, als die Nachricht eines Waffenstillstandes, der zwischen Dänemark und dem Kronprinzen von Schweden auf vierzehn Tage abgeschlossen worden, unseren Truppen eine willkommene und höchst nöthige Ruhezeit schenkte.

Tettenborn verlegte sein Hauptquartir nach Tönningen. Die wichtige Schanze bei Vollerwiek, welche anfangs keinen Vorschlägen zur Uebergabe hatte Gehör geben wollen, war durch den Rittmeister von Philippsborn und Lieutenant Behrens ernstlich angegriffen und aus den schon früher eroberten und dienstbar hergestellten Kanonen so wirksam beschossen worden, daß sie noch vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes sich hatte ergeben müssen. Die Besatzung erhielt freien Abzug unter der Bedingung, in Jahresfrist nicht wieder zu dienen. Große Vorräthe von Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfnissen, nebst 28 Kanonen, fielen in unsere Hände.

Der Waffenstillstand war durch österreichische Dazwischenkunft zu Stande gekommen, und der österreichische Bevollmächtigte Graf von Bombelles hatte den Auftrag, auch die Friedensunterhandlungen in der Eigenschaft eines österreichischen Vermittlers einzuleiten. Die Bedingungen des Waffenstillstandes waren hart, denn indem auf der Hauptseite die Waffen ruhten, durfte die Beschießung von Glückstadt und Friedrichsort ungestört fortgehen, und beide Festungen fielen. Aber die Lage der dänischen Sachen konnte auch nicht große Ansprüche begründen. Die eigentlich streitfertige Kriegsmacht hatte das Feld geräumt, und bildete die kaum hinlängliche Besatzung von Rendsburg, wo sie ohne Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen in der unvorbereiteten Festung durch Uebermacht eingeschlossen war; die übrigen Truppen, in Schleswig, in Jütland und auf den Inseln vereinzelt, waren weder als Heer beisammen, noch selbst einzeln im Stande gleich zu fechten, alle Bedürfnisse fehlten, und das völlig schlagfertige Heer des Kronprinzen von Schweden, das nur geradezu in das unvertheidigte Land hineinzumarschiren brauchte, ließ auch die eiligsten Maßregeln zu spät kommen. Keine auswärtige Hülfe war zu hoffen, denn alle Mächte, außer Frankreich, führten Krieg gegen Dänemark, keine innere Erhebung war möglich, denn das dänische Volk, das seinen Wohlstand schon lange leiden, und nun sein Letztes auf's Spiel gesetzt fand, suchte die Ursache seines Mißgeschicks nicht in den Verbündeten. In Holstein und Schleswig waren die Herzen der Einwohner unbedingt unserer Sache ergeben, die sie allgemein als die Sache der Freiheit ansahen; ja manche Eiferer wünschten jeden Frieden mit Dänemark hintertrieben zu sehen, um die Hoffnung zu haben, bei fortgesetztem Kriege von diesem Staate abgerissen und rein deutschen Verhältnissen zugetheilt zu werden. An die Errichtung des Landsturms in den Herzogthümern konnte nur denken, wer die allgemeine Stimme für sich hatte, in diesem Fall unbezweifelt die Verbündeten. Erst in Jütland konnte die dänische Regierung auf einige Mithülfe des Volks rechnen, das sie durch den General von Wegener zu den Waffen

aufrufen ließ; doch auch dieses begründete nur geringe Hoffnung. Ohne Geld und Vertrauen, im Innern zerrüttet, die besten Landschaften vom Feinde besetzt, die übrigen zu Wasser und zu Lande bedroht, konnte Dänemark durch verzögernden Zeitgewinn nur neue Gefahren, neue Feinde auf sich ziehen. Norwegen abzutreten schien in diesem Falle nur ein geringes Opfer für die Rettung des Uebrigen. Wie und durch wessen Schuld Dänemark in diese verzweifelte Lage gerathen war, darüber galt jetzt keine Untersuchung, es sah die Thatsachen vor sich, und mußte im Zwange derselben handeln. Allein sei es, daß die österreichische Vermittelung eine zu große Stütze dünkte, sei es, daß man hoffte, den Kronprinzen von Schweden durch die dringenden Wünsche der Verbündeten, und vielleicht durch ihre Lage, bald nach dem Rhein abgerufen zu sehen, genug, der dänische Bevollmächtigte von Bourke willigte zwar sehr bald in die Abtretung Norwegens, forderte aber dagegen solche Entschädigungen, daß man alle Verhandlungen abbrechen wollte. Die Hansestädte, ein großes Stück von Hannover, und die ganze Nordseeküste bis Ostfriesland hätten allerdings einen schönen Zuwachs des dänischen Staats gebildet, der dadurch eine neue Macht in Deutschland geworden wäre. Nachdem diese und ähnliche Anträge verworfen, und der Waffenstillstand unter ungenügenden Verhandlungen beinahe abgelaufen war, ohne daß man dänischerseits ernsthafte Anstalten zum Frieden, wohl aber die eiligsten zum Kriege machte, so glaubte der Kronprinz von Schweden in der dänischen Regierung keine andere Absicht zu erkennen, als die, Zeit zu gewinnen, um die übrigen Verbündeten gegen die Forderungen Schwedens zu stimmen, und dann nur allein gegen diese Macht den Streit auszufechten; denn die Dänen scheuten den Kampf gegen die Schweden keineswegs, sobald nur die denselben verbündeten Truppen sich abgesondert hätten. Der Kronprinz wurde in seiner Meinung bestärkt, als vor dem völligen Ablauf des Waffenstillstands der Bevollmächtigte von Bourke und der Graf von Bombelles auf's neue in seinem Hauptquartir zu Kiel erschienen, und, statt wegen der Hauptsache, nämlich wegen des Friedens, neue Eröff-

nungen zu machen, bloß eine Verlängerung des Waffenstillstandes nachsuchten, für alles Weitere aber ohne Vollmacht zu sein bekannten. Der Kronprinz äußerte mit zorniger Bitterkeit, daß für eine bloß militairische Anordnung, wie die Verlängerung eines Waffenstillstandes wäre, es hier mit einem Trompeter, der einen Brief auf den Vorposten abgegeben hätte, vollkommen genug gewesen wäre, und die Erscheinung von Ministern, die solch untergeordneter Sache wegen kämen, und sobald man die Hauptsache berühren wolle, sich mit dem Mangel an Vollmachten entschuldigten, nur ein diplomatisches Gaukelspiel sei. Er versammelte die seinem Hauptquartire folgenden Minister der verbündeten Mächte, und hielt in ihrer Gegenwart dem dänischen Unterhändler alles vor, was die dänische Regierung gegen die allgemeine Sache verschuldet habe, und was sie noch verschulde durch das sträfliche Hinhalten, mit welchem sie die verbündeten Waffen, die schon am Rhein gegen den Hauptfeind gebraucht werden könnten, hier aufhielte. Er führte mit starker Beredtsamkeit das Bild der gegenwärtigen Lage aus, rühmte sich des treuen Beistandes seiner mit ihm ganz übereinstimmenden Bundesgenossen, und erklärte die Vermittelung Oesterreichs für eine Maßregel, die nur zu Gunsten Schwedens angesehen werden dürfe, so sehr auch die Dänen sich und Andre von dem Gegentheile überreden möchten. Das Feuer der Rede führte ihn dann in weiteres Feld und größere Ansichten, und er schloß mit den damals kühnen und stets denkwürdigen Worten: „Aber was auch im Werke sein und wie die Dinge sich wenden mögen, ich erkläre hier feierlich und betheuere es bei meinem heiligsten Ehrenwort, daß nicht Napoleon in Frankreich herrschen bleibt, und nicht der König von Rom; vielleicht glaubt jemand, daß ich selbst darnach strebe, allein meine Blicke erheben sich nicht dahin; das Volk wird wählen, und sich dem anvertrauen, den es dazu würdig hält.“ Die Verlängerung des Waffenstillstandes schlug der Kronprinz anfangs ab, bewilligte sie aber auf vieles Bitten endlich bis zum 5. Januar, jedoch unter der Bedingung, daß in der Zwischenzeit keine dänischen Truppen von den dänischen Inseln auf das

feste Land übergesetzt würden. Beinahe hätte auch diesen Vertrag eine neue Unannehmlichkei wieder gestört. Ein dänischer General hatte einem Kourier, der, aus dem großen Hauptquartir kommend, während des Waffenstillstandes durch Rendsburg ging, um Wallmoden aufzusuchen, seine Briefschaften abgenommen und deren einige erbrochen, darauf dieselben an Wallmoden mit der Entschuldigung weitergesandt, daß er der Neugierde nicht habe widerstehen können nachzusehen, ob etwas über den Frieden darin enthalten gewesen.

Allein auch diese Verlängerung führte zu keinem Ergebniß, und die Dänen ließen es zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten kommen, um wenige Tage später am Belte die Bedingungen einzugehen, die sie mit Verschonung des Herzogthums Schleswig schon an der Eider eingehen konnten. Tettenborn hatte seine Kosaken, nachdem er ihnen 4 Feldstücke zugegeben, die sie mit Geschicklichkeit bedienen gelernt, frühzeitig bei Husum zusammengezogen, und brach am 6. Januar nach Schleswig auf, welches der Feind bereits geräumt hatte. Der Marsch ging in den folgenden Tagen unausgesetzt mit größter Schnelligkeit, weil die Dänen überall wichen, über Flensburg, Apenrade, Hadersleben und Christiansfelde gegen Kolding, wo der Feind zuerst wieder Stand hielt. Eine starke Parthei hatte Tettenborn eben so an der westlichen Küste über Tondern nach Rypen vorgeschickt. Unterwegs waren uns der dänische Unterhändler von Bourke und der Graf von Bombelles begegnet, die eiligst zu dem Kronprinzen von Schweden nach Kiel zurückkehrten, wo er geblieben war, um die Belagerung von Rendsburg in der Nähe zu betreiben; überhaupt war außer Tettenborn nur noch der General Skjöldebrand mit einiger schwedischen Reiterei nach Flensburg vorgeschickt worden, alle übrigen Truppen aber an der Eider zusammengehalten. Schon hatten bei Wönsild Tettenborn's Kosaken einige heftige Scharmützel gehabt, und die Dänen, nachdem sie durch den Major von Droste und den Rittmeister von Herbert aus dem Orte vertrieben und gegen Kolding zurückgeworfen worden, waren mit trefflicher Reiterei wieder vorgedrungen,

so daß Tettenborn nun selbst gegen sie aufbrechen wollte, als am 9. Januar Abends die Nachricht eintraf, daß der Frieden so gut wie abgeschlossen und einstweilen von beiden Theilen eine abermalige Waffenruhe anbefohlen sei. Während Tettenborn die Entscheidung dieser Dinge in Hadersleben abwartete, rückte aber ein dänischer Oberstlieutenant mit beträchtlicher Truppenstärke von der Insel Alsen in unserm Rücken gegen Apenrade vor, und wollte den Krieg für sich allein fortsetzen. Tettenborn sandte sogleich ein Regiment Kosaken unter dem Major von Droste dahin, um den Feind zurückzuwerfen; dieser fand ihn aber schon innerhalb der Linie zurückgezogen, die ihm der General Skjöldebrand nachgiebig zugestanden hatte.

Nach manchen Mißhelligkeiten und schwierigen Verhandlungen wurde endlich der Frieden wirklich unterzeichnet, und wir verließen in Eilmärschen das Herzogthum Schleswig, gingen bei Friedrichsstadt über die Eider, rasteten einige Tage, während welcher die Bestätigung des Friedens von Seiten des Königs von Dänemark erwartet wurde, in Heide, und traten am 24. Januar von dort unsern Marsch nach dem Rhein an. In dem dänischen Kriege war unserer Sache ein neuer Bundesgenosse erobert, und 10,000 Dänen vermehrten das Heer, mit welchem der Kronprinz von Schweden nach dem Rhein eilte, während die Belagerung von Hamburg dem von der obern Elbe herangezogenen russischen Heer des Generals von Bennigsen übertragen wurde.

Nach vorübergehenden Bedenklichkeiten waren die verbündeten Heere in Frankreich von allen Seiten eingedrungen, und bewegten sich langsam in großen Massen von dem ausgedehnten Bogen zwischen den Niederlanden und der Schweiz gegen Paris, als die Mitte des Landes, vorwärts. Die Neigung, Frieden zu schließen, stellte sich nach jedem glücklichen Fortschritt mit den dringendsten Mahnungen regelmäßig ein, und hätte bei dauernden Unfällen sich unwiderstehlich aufgedrängt; der Anblick von Basel erregte die Sehnsucht nach einem zweiten Baseler Frieden, für den es doch kein Zeichen günstiger Vorbedeutung sein konnte, daß

er unter den Kanonen der noch unerobertenn französischen Festung Hüningen hätte abgehandelt werden müssen! Die Reihe von Festungen, welche drohend im Rücken, und selbst dem siegenden Vordringen gefährlich bleiben mußten, konnte leicht diejenigen schrecken, welche alles an diesen Kampf zu setzen noch nicht entschlossen waren. Allein die drängende Gewalt des allgemeinen Geistes und Muthes, ja die Entwickelung der äußern Verhältnisse selbst, riß jedesmal die Sache über die Bedenklichkeiten hemmenden Rückhaltes hinweg, und führte sie muthig vorwärts zur größern Ausführung eines Krieges, der seine Vollendung nur im Herzen von Frankreich finden konnte. Im Gegensatze jener besorglichen Meinungen und einlenkenden Rathschläge wirkten muthige Begeisterung und nachdrückliche Beharrlichkeit tapfer fort, erregten die ganze Kraft Deutschlands zu bewaffnetem Aufstehen, errichteten Landwehren und Landsturm soweit deutsche Völker befreit standen, und sorgten mit unerschütterlichem Ernst und weiser Einsicht, daß die streitenden Heere unaufhörlich ergänzt, vermehrt und durch neue unterstützt würden. Nie kann den Deutschen vergessen sein, wie glücklich ihr zerstreuter guter Wille, ihre einzelne Kraft, in dem strengen Muthe des Freiherrn vom Stein aufgefaßt und vereinigt worden. Ihm hatte das Vertrauen der verbündeten Herrscher eine beispiellose Verwaltungsmacht gegeben, deren Größe sich erst in Unfällen und Zwistigkeiten aufgethan haben würde, jetzt aber unter glücklichen Erfolgen einträchtig mit den übrigen Maßregeln der Verbündeten zu demselben Ziele wirkte. Diesen kräftigen Bemühungen, in welchen die früh durchdachte und kühn durchgreifende Thätigkeit des preußischen Obersten Rühle von Lilienstern, des Kammergerichtsraths Eichhorn, des Grafen von Solms-Laubach und anderer Gehülfen Stein's, sich ein hohes Verdienst um das Vaterland erwarben, hatte man es zu danken, daß, ohne die preußischen und österreichischen Kriegsvölker, bloß aus den früher den Franzosen dienstbaren deutschen Ländern, im Frühjahr 1814 über 300,000 Deutsche streitfertig unter den Waffen standen, und überhaupt im ganzen Lande für die Freiheit keine Hand mehr unbewehrt

blieb! In allen Ländern, durch welche der Marsch nach dem Rhein uns führte, erscholl der Ruf der Waffen und erhob sich kriegerische Anstalt. Ausgeglichen im voraus schien durch das, was in Deutschland geschah, jeder Nachtheil, der uns in Frankreich betreffen konnte. Es war nöthig, diese Zuversicht in einen Kampf mitzunehmen, der bei aller begünstigenden Hoffnung noch keineswegs entschieden und mehr als je gefährlich war. Denn der Kaiser Napoleon bot seinerseits alle Kräfte seines heftigen Willens und seines zu dessen Folgeleistungen auf alle Weise ausgebildeten Volkes auf, um dem Andrange so vieler Völker zu widerstehen; wie sonst die Lüge, gebrauchte er jetzt die Wahrheit, und stellte den Ruhm und den Untergang Frankreichs neben einander; er selbst, furchtlos und unerschreckt inmitten alles hereinbrechenden Verderbens, verlangte mit heißer Begier und kaltem Entschluß nur Krieg und Schlacht, sein durch keinen Unfall ihm fremdgewordenes Element, in welchem er jetzt auf doppelt heimischem Boden stand, und jedem Gegner doppelt furchtbar werden mußte. Seine aus Spanien zurückgeschlagenen Kerntruppen zog er an sich, das Volk regte er durch alle Künste geübter Verlockungen gegen uns auf, und ihm gelang es noch, die schon wankende Stimmung der Franzosen doch ungünstiger gegen uns, als gegen ihn selbst, zu erhalten. Was konnten wir ihnen auch bieten? Moreau war todt; die Bourbons standen beiden Theilen in dunkler Ferne, und mit Napoleon unterhandelten wir noch immer!

Unter diesen Umständen konnte das Erscheinen des Kronprinzen von Schweden in Frankreich, als Marschall Bernadotte den Franzosen noch in gutem Andenken, und durch seine Eigenschaften und Verhältnisse fähig viele Gegensätze zu vereinigen, die Lage der Dinge in Frankreich zu bedeutenden Veränderungen führen. Er selbst dachte in der Richtung von Soissons vorzugehen, und ordnete alles zu einem Feldzuge an, den persönlich auszuführen der spätere Gang der Ereignisse ihn verhinderte. Seine Gesinnung sprach sich fortdauernd offen aus, und noch in Köln gab er den Abgeordneten der Stadt in einer schönen Rede die Ver-

sicherung, daß diese Länder, die er einst als französischer General für Frankreich erobern geholfen, und jetzt davon abreißen helfe — beidemal für die Freiheit —, niemals wieder an Frankreich zurückfallen würden. Tettenborn erhielt von ihm den Auftrag, vorauseilend zwischen dem Nordheer, von welchem ein großer Theil unter den Generalen von Wintzingerode und von Bülow schon in der vordersten Linie stand, und dem von Blücher geführten schlesischen in Frankreich einzudringen, zwischen beiden die so dringend nöthige Verbindung zu erhalten, und vor deren Front und auf deren Flanken nach Umständen thätig zu wirken.

Nachdem unsere Truppen durch angestrengte Eilmärsche am 11. Februar den Rhein erreicht und bei Köln übergesetzt hatten, rasteten wir einige Tage in Bonn und setzten dann unsern Marsch über Andernach, Kaisersesch und Wittlich nach Trier fort, ohne die bremischen Hanseaten abwarten zu können, welche auf ihr dringendes Verlangen dem Oberbefehl Tettenborn's gleichfalls angehören sollten; da die Folge uns mehr und mehr ihrem Nachrücken entfernte, so blieben sie bei dem Kronprinzen in den Niederlanden zurück. In Trier hielten die Truppen, ermüdet von den entsetzlichen Gebirgswegen und den Beschwerlichkeiten der ungünstigen Witterung, abermals einige Tage Rasttage, die um so nöthiger waren, als noch schlechtere Nebenwege in höherem Gebirge, einem Zuge der Ardennen, uns bevorstanden, und uns dicht unter den vom Feinde besetzten Festungen Luxemburg und Montmédy, in der Mitte zwischen den beiden andern Sedan und Verdun, durchführen sollten; unter allen diesen Festungen war nur Luxemburg umstellt, und zwar durch hessische Truppen, die, ganz neu errichtet und ohne Patronen, nur eine schwache Schutzwehr gegen die häufigen Ausfälle des Feindes bilden konnten. Um den wieder deutsch gewordenen, aber durch französische Nähe am meisten beunruhigten Ländern Zuversicht und Ordnung zu geben, hatte der Generalgouverneur des Mittelrheins, Justus Gruner, der seiner österreichischen Haft durch die Wendung der Dinge längst entledigt, und von Stein alsbald angestellt worden war, seinen

Sitz in Trier genommen. Stein hatte ihn vorzugsweise für diese Gegenden ausgesucht, wo Kühnheit und Geschicklichkeit den gefährlichsten Proben plötzlicher Ereignisse ausgesetzt waren; er befand sich auf diesem vorgerückten Posten gewissermaßen als wirklicher Kriegsgenosse, und erfüllte alles mit der Sicherheit und dem Muthe, die ihn auch in zweifelhaften Dingen nie verlassen haben. Wir fanden bei ihm den aus der früheren Revolutionsgeschichte bekannten Bürger Rebmann, der nicht ohne Lächeln gestand, wie ihn Gruner's Rolle lebhaft an die des französischen Konventskommissairs Merlin von Thionville während der Belagerung von Mainz erinnere. Die einsichtsvolle Klugheit Gruner's und der feste Gang seiner Maßregeln hatten in der kürzesten Zeit dieses eben noch französische Land wieder einem deutschen ähnlich gemacht, und er war gerade im Begriff, dem Volke, das sich gern durch bewaffnete Kriegsmacht in seiner neuen Hoffnung bestätigt sehen wollte, diese Bestätigung durch eigene Bewaffnung zu verleihen.

Tettenborn verließ Trier am 19. Februar, und marschirte über Grevenmachern, an Luxemburg vorbei, über Arlon auf Montmedy, welche Festung er, während die Truppen vorüberzogen, umstellen und beobachten ließ, und sodann nach Stenay, wo er über die Maas gehen wollte. Dieser ganze Marsch mußte mit größter Vorsicht geschehen, da nicht allein alle Nachrichten über den Waffenzustand des Landes sehr beunruhigend waren, sondern auch die Besatzungen aus den zahlreichen unberennten Festungen völlig freies Spiel hatten, unvermuthet erscheinen und in den Gebirgen und Engwegen für die aus bloßer Reiterei bestehende Truppenschaar höchst gefährlich werden konnten. Die Brücke bei Stenay, welche die Franzosen, die von Montmedy öfters herabkommen konnten, gesprengt hatten, war bald hergestellt und der Uebergang über die Maas am 23. Februar bewerkstelligt. Am folgenden Tage, bevor wir Vouziers erreichten, hatten wir in den Waldungen ein hitziges Gefecht zu bestehen; die Förster der ganzen umliegenden Gegend, die Gendarmen, und was sich sonst an Kriegsleuten fand, hatten sich auf die Nachricht von dem Anrücken feindlicher Truppen, deren

hier noch keine gesehen worden waren, zusammengerottet und wollten uns den Weg streitig machen. Sie griffen den Vortrab muthig an, und wichen erst in die Wälder zurück, als sie merkten, daß die Haupttruppe nachkäme, und sie es mit mehr als einer bloßen Streifparthei zu thun hätten. Die Einwohner des ganzen Landes schienen nicht abgeneigt, bei erster Gelegenheit feindlich gegen uns aufzutreten, sie waren bewaffnet und zum Theil erst vor kurzem von Seiten der Regierung mit allen Kriegsbedürfnissen versehen und zum Aufstande angereizt worden; aus den nahen Festungen konnten sie alle Hülfe erwarten, und im äußersten Falle darin für ihre Personen und Habseligkeiten eine sichre Zuflucht finden. Hiezu kam noch, daß durch die eilfertige Sorge der französischen Regierung bereits die Nachricht von den Unfällen verbreitet war, welche Blücher soeben bei Montmirail, Etoges und Champaubert erlitten hatte, und die wir zuerst in Vouziers erfuhren, und nur den prahlerischen Verkündigungen dieser und früherer Ereignisse hatten wir es zu danken, daß das Volk, im Zweifel an der völligen Wahrheit derselben, den Lockungen zum Aufstande noch nicht folgte. Dieser Eintritt in Frankreich zeigte uns gleich anfangs, welch ernsten Karakter der Krieg hier annehmen könne, und Tettenborn verdoppelte seine Vorsicht, Strenge und Aufmerksamkeit.

Am 25. Februar erreichten wir endlich, nachdem wir uns ohne irgend einen Verlust zwischen allen Festungen und durch das gährende Land durchgewunden, wieder die ersten russischen Truppen und trafen Abends in Rheims ein, wo der General von Wintzingerode sein Hauptquartier hatte. Die Lage, in welcher wir die Dinge fanden, wollen wir in Kürze mittheilen. Blücher hatte seinen Rückzug auf Chalons sehr glücklich bewerkstelligt, und das schlesische Heer war durch die Verbindung mit dem großen Hauptheere Schwarzenberg's, das sich zu diesem Behufe etwas zurückgezogen hatte, wieder in Stand gesetzt dem Feinde die Spitze zu bieten. Diesen beiden Heeresmassen gegenüber bewegte sich Napoleon mit seinen Schaaren in ungewissen Entwürfen, und obwohl übermüthig sich brüstend mit den zuletzt errungenen Vor-

theilen, schien er gleichwohl eine allgemeine Schlacht in diesem Augenblicke nicht gerade erzwingen zu wollen. Nie hatte man ein entschiedneres Bedürfniß nach der vereinigten Heeresmacht des Kronprinzen von Schweden gefühlt, als gerade jetzt, da eine solche Macht, unter einem solchen Anführer, in Napoleon's linker Flanke aufgestellt, dessen Aufmerksamkeit hätte theilen und seine freien Bewegungskünste hemmen müssen.

Das Nordheer aber war größtentheils noch in den Niederlanden zurück, und nur zwei Heertheile, die Russen unter Wintzingerode und die Preußen unter Bülow, standen vorgeschoben bei Rheims und Soissons, aber ohne Rückhalt, vereinzelt, und viel zu schwach, um nicht im Falle, daß Napoleon mit aller Macht sich auf sie würfe, eiligst bis nach den Niederlanden zurückweichen zu müssen. Wintzingerode hatte deßhalb seine Maßregeln mit größter Vorsicht getroffen, und deßhalb auch Soissons, welches er mit Sturm genommen, dem Feinde wieder überlassen, um seine ganze Aufmerksamkeit gegen die Marne und Aube zu wenden. Der General Alexander von Benkendorf, welcher auf dieser Seite die russischen Vortruppen befehligte, hielt Epernay besetzt, und sandte Partheien aus, die jedoch, ohne etwas vom Feinde zu entdecken, wiederkehrten. Die Stille und Ungewißheit, welche seit jenen Siegen Napoleon's in den Kriegsbegebenheiten herrschte, gab dem ganzen Zustande etwas Bedenkliches, das durch die fortdauernden Unterhandlungen mit Napoleon, die zu Chatillon gepflogen wurden, und durch die mancherlei Anzeigen von unentschlossenem Wanken so großer Kräfte, unangenehm vermehrt wurde. Napoleon's unermüdeter Unternehmungsgeist, und mehr noch seine durch alle Unfälle nicht unterdrückte Sicherheit in behaglichem Feldherrngefühl, wirkte schreckend fort, auch als ihm schon in dem Sinken und Abnehmen seiner Heere das Werkzeug seiner Arbeit zu versagen begann. In einem schnellen Frieden, den man jetzt noch ziemlich vortheilhaft hoffen konnte, schien den Meisten der beste Ausweg für alle mißmuthige und ängstliche Betrachtung, und dies Verlangen nach Frieden gewann um so leichter laute und freie Stimme,

als jeder die Ueberzeugung haben wollte, nur das Allgemeine, dem er seinen persönlichen Wunsch nachsetze, damit zu berathen.

Nachdem Wintzingerode die anfängliche Bestimmung Tettenborn's für den gegenwärtigen Augenblick besonders zweckmäßig befunden und demselben völlige Freiheit gegeben hatte, seine Bewegungen nach eigner Beurtheilung zu leiten, marschirte dieser sogleich an die Marne vor, und übernachtete am 26. Februar in Ay oberhalb Epernay. An diesem Tage war bei dem General von Benkendorf, nach längerer Ungewißheit über die Ereignisse bei den großen Heeren, die Nachricht eingetroffen, daß Blücher die französische Heeresmacht dem Hauptheere Schwarzenberg's gegenüber habe stehen lassen, die Verbindung mit diesem freiwillig aufgegeben habe, und mit dem ganzen schlesischen Heere in starken Märschen wieder in der Richtung auf Paris nach Meaux vorrücke. Diese kühne herrliche Bewegung, vielleicht die richtigste in dem ganzen Feldzuge, und ein erfreulicher Beweis, daß weder der Feldherr noch sein Heer, selbst nach den letzten Unfällen, sich durch das Ansehn Napoleon's schrecken ließen, wurde gleichwohl anfangs verkannt und erregte einige Besorgniß, indem man das Hauptheer Schwarzenberg's sowohl, als auch die einzelnen Heertheile von Wintzingerode und Bülow, dadurch der Ueberlegenheit Napoleon's völlig Preis gegeben zu sehen meinte. Aber vielmehr Napoleon's eigne Flanke und seine Hauptstadt Paris waren durch den kühnen Entschluß des alten unerschütterlichen Feldherrn, der, ohne zu zaudern, wieder zum kräftigen Angreifen überging, gefährlich bedroht, und Napoleon durfte dies nimmermehr ruhig zugeben. Was jedoch in Folge dieser Bewegung Blücher's bei dem französischen Heere vorging, darüber war alles in völliger Ungewißheit, da in diesem Augenblicke nirgends eine nahe und feste Berührung mit dem Feinde bestand, und er hinter dem Vorhange seiner äußersten Posten ungestört hin und her marschiren konnte. Tettenborn faßte sogleich seinen Entschluß, brach am folgenden Morgen mit seiner Kosakenschaar von Rheims auf, ging bei Epernay über die Marne und nahm seinen Marsch

in gerader Richtung gegen die Aube nach Arcis, mit dem Vorsatz, nicht eher anzuhalten, bis er auf den Feind stieße, überzeugt denselben auf dem Marsche rückwärts gegen Paris, oder vielleicht gar noch in seiner Stellung zu finden. In Vertus traf er den General Grafen von Langeron, der von Chalons mit etwa 1000 russischen Reitern Blücher'n nachfolgte, aber von den Bewegungen des Feindes ebenfalls nicht das Geringste wußte. Tettenborn setzte jedoch mit Gewißheit voraus, daß Napoleon auf eine so große Bewegung, wie die von Blücher unternommene, eine entsprechende Gegenmaßregel getroffen haben müsse; seine Beurtheilung sagte ihm, jene Gegenmaßregel könne nur darin bestehen, daß Napoleon dem schlesischen Heere eilig nachgehe und dasselbe seitwärts einzuholen trachte, und er setzte daher seinen Marsch unverändert in der Richtung fort, die sich mit der des Feindes kreuzen mußte. Abends langte er in Fère-Champenoise an, und gedachte erst am folgenden Tage mit dem Feinde zusammenzutreffen. Dennoch aber sandte er den Rittmeister von Bismarck mit einer Abtheilung Kosaken auf die Straße, die schräg vor uns von Arcis nach Sezanne führte, und noch in der Nacht kam dieser unerwartet mit dem Feinde in's Gefecht. Andere Partheien waren nach Haussimont, Mailly und Sezanne abgeschickt worden. In Fère-Champenoise kam Nachts Feuer aus, und der Umstand, daß dasselbe in einem unbewohnten Gebäude entstanden, führte zu der Vermuthung, daß die hochaufschlagende und in der Ebene weit gesehene Flamme als ein absichtliches Zeichen unser Einrücken verkündigen sollte. Wir waren jedoch gegen jeden Ueberfall vollkommen gesichert, und brachten die Nacht, ungeachtet des Gefechts, welches der Rittmeister von Bismarck ganz in unsrer Nähe unterhielt, ziemlich ruhig zu. Mit anbrechendem Tage aber wurde dieser plötzlich durch die größte Uebermacht gedrängt, und eine französische Truppenschaar von beinahe 3000 Reitern und vielem Geschütz warf sich gegen uns herüber. Wir waren alsbald zu Pferde, räumten Fère-Champenoise, und zogen uns auf die Ebene, die sich von diesem Orte rückwärts gegen Vertus wellenförmig hinzieht. Der Vortrab der Franzosen rückte

nach, und wurde hier, ungeachtet er 10 Schwadronen entwickelte und 4 Stücke Geschütz spielen ließ, von Tettenborn mit 2 Kosakenregimentern nicht nur im Vorrücken gehemmt, sondern auch einigemal mit gutem Erfolg zurückgejagt.

Die Plänkler, welche sich hervorwagten, wurden größtentheils von den Kosaken niedergestochen, viele gefangen, Mamelucken und Dragoner der Kaiserlichen Garde. Nun war kein Zweifel, daß Napoleon in der Nähe sei und der Kern seiner Truppen. Gleich darauf bedeckten sich die Höhen ganz schwarz mit dichten Reitergeschwadern, und man unterschied deutlich 7 Regimenter, der Aussage der Gefangenen nach sämmtlich von der Garde. Auf die ersten Schüsse war Napoleon herbeigeeilt, um zu sehen, was es gebe, hatte dann eine große Masse Reiterei hier vorgeschoben, die Plänkler persönlich angetrieben und die Kanonen selbst gerichtet, während seine eigentliche Heeresmasse auf der Straße nach Sezanne unaufhaltsam fortmarschirte, von unsern Partheien aufmerksam begleitet. Die Kosaken zogen sich in guter Ordnung und im Schritt zurück, indem sie von Zeit zu Zeit umkehrten, um die vorgesandten Plänkler zu überraschen, die der Haupttrupp des Feindes ihrem Schicksale überließ, indem er weder geschlossen hervorzubrechen, noch sich zum Einzelgefecht ebenfalls aufzulösen wagte. Tettenborn hielt sich mit der Auswahl seiner Kosaken zunächst am Feind, engte ihn in seinem Vorrücken immer noch ein, und bewirkte durch seine drohende Entschlossenheit, daß die Franzosen nicht weit über Fère-Champenoise vorgingen, sondern bald stehen blieben, und gegen Abend den andern Truppen nach Sezanne nachfolgten. Napoleon's Bewegung aber war durch dieses Gefecht entdeckt, und seine ganze Absicht enthüllt. Die wichtige Nachricht von diesem Marsche, den Napoleon mit etwa 30,000 Mann Garden und andrer alten Truppen vollführte, theilte Tettenborn sogleich den verschiedenen Befehlshabern der zunächststehenden Truppen mit, und sandte Kouriere links zu Schwarzenberg und rechts zu Blücher, hier das Annähern, dort das Weggehen des Kaisers und seiner Garden meldend. An beiden Orten war man höchst erfreut, die Gewißheit von dem zu erfahren, was man

einigermaßen vermuthet hatte, doch keineswegs als schon geschehen wußte. Napoleon sah seine doppelte Hoffnung getäuscht, indem er nun weder Blücher'n überraschen, noch Schwarzenberg länger über die Schwäche der ihm gegenüber stehen gebliebenen Truppen in Irrthum erhalten konnte.

Tettenborn folgte in den nächsten Tagen unabläßig der Bewegung des französischen Kaisers in dessen rechter Flanke nach, sandte Partheien voraus und hinterher, und behielt so die genaueste Kunde von der Richtung des Marsches mit jedem Schritte. Unser Haupttrupp ging über Vertus, Champaubert und Montmirail, die Partheien von dort gegen Revillon, La-Ferté-Gaucher und Rebais. Sie brachten alsbald die Gewißheit, daß die französische Macht die Richtung auf La-Ferté-sous-Jouarre nehme, und dort über die Marne gehen werde. Tettenborn beschloß sogleich, den Feind auch jenseits der Marne zu begleiten, und zu diesem Zwecke höher hinauf ebenfalls über den Fluß zu gehen; wir marschirten noch Abends am 2. März von Montmirail nach Chateau-Thierry ab, wohin schon früher der Major von Droste mit einem Kosakenregiment vorausgegangen war, und jenseits den preußischen Major von Falkenhausen, der eine Streifparthei des schlesischen Heeres befehligte, getroffen hatte. Durch diesen so einsichtsvollen als tapfern Offizier ließ Tettenborn auf's neue die Nachrichten von dem Herannahen Napoleon's an Blücher gelangen. Die Brücke bei Chateau-Thierry war aber leider schon gesprengt, und Tettenborn mußte noch höher hinauf an der Marne einen andern Uebergang suchen, der am 3. März bei Dormans auf Kähnen geschah, wodurch freilich beinahe der ganze Tag verloren ging.

Auf dem Wege nach Montmirail hatte die von Tettenborn dorthin vorgesandte Kosakenparthei einen französischen Kourier aufgefangen, der von Paris nach Troyes geeilt, und weil er den französischen Kaiser dort nicht mehr gefunden hatte, schleunig umgekehrt war, und ihm gegen die Marne nachfolgen wollte. Seine Briefschaften waren eben so merkwürdig, als zahlreich. Alle laufenden Dienstgeschäfte,

sowohl des Kriegsministers als des Ministers des Innern, Listen von Truppen und Nationalgarden, Berichte über die Fortschritte Lord Wellington's im südwestlichen Frankreich, über die schlechten Erfolge der Bewaffnungsanstalten, und vieles Andere, das zur Enthüllung des wahren Zustandes der Sachen Napoleon's beitrug, befand sich in unsern Händen. Das Merkwürdigste waren jedoch Auszüge der auf der Post zu Paris geöffneten Briefe; von den Schwestern Napoleon's an bis zu den geringsten Beamten und Krämern war jederman dieser geheimen Untersuchung ausgesetzt, Lobreden und Schmähungen, Klagen und Hoffnungen gelangten auf diese Weise reichlich an den französischen Kaiser, dem jeder Posttag auf diese Weise eine Anzahl von Personen zum Opfer früherer oder späterer Rache darbot. Aus einem Schreiben der Königin Hortensia sah man, daß Napoleon selbst einen Augenblick alles für verloren gehalten, nämlich nach der Schlacht bei Brienne, bald darauf aber neue Hoffnung gefaßt, und nach der Zurücktreibung des schlesischen Heeres seine alte Zuversicht wiedergefunden, und nun auch das Volk wieder mächtig aufgeregt habe.

Ueber die Bewegungen Blücher's blieben wir in den folgenden Tagen völlig ungewiß; aller Vermuthung nach zog er sich über La-Ferté-Milon gegen Soissons zurück, welche Stadt Wintzingerode, der auf die Nachricht von Napoleon's Marsche sich von Rheims näher an Blücher gezogen hatte, entschlossen gewesen war, wieder zu nehmen. Zwischen ihm und uns befand sich das französische Heer, das sich gegen Nordosten gewendet hatte, und uns abermals die rechte Flanke bot, in der wir, nun auf dem rechten Ufer der Marne und von dem Flusse aus vorgehend, alle Bewegungen beobachteten. Allein Napoleon war mit außerordentlichen Eilmärschen, auf welchen die Truppen kaum einige Stunden Rast halten konnten und haufenweis ermattet liegen blieben, sogleich weithinaus rechts marschirt, und als wir am 4. März nach Fère-en-Tardenois marschiren wollten, fanden wir diesen Ort schon vom Feinde besetzt, und uns bereits, statt in seiner Flanke, in seinem Rücken. Vor Château-Thierry rückte der Feind, der uns

entdeckt hatte, und hier unser ungestörtes Walten nicht dulden durfte, längs der Marne herauf gegen uns an, und da die Gegend der Reiterei nicht günstig, auch der Feind überlegen und mit vielem Geschütz versehen war, so zogen wir ebenfalls rechts ab nach Ville-en-Tardenois, um von da über Rheims die Verbindung mit Wintzingerode im Bogen wieder zu gewinnen. Am 5. März marschirte Tettenborn von Ville-en-Tardenois nach Rheims, wohin schon in der Nacht eine Parthei vorausgesandt worden war. Nahe bei der Stadt erfuhr er aber, daß schon am frühen Morgen die Franzosen Rheims überfallen und besetzt hatten, wobei die dort zurückgelassene geringe russische Besatzung durch Mithülfe der Einwohner gefangen worden sei. In demselben Augenblicke wurde er ein Regiment französischer Dragoner gewahr, das mit 6 Kanonen auf der Straße von Fismes nach Rheims zu marschirte. Unverzüglich warf er sich mit 2 Kosakenregimentern auf die französische Reiterei, die zur Kaiserlichen Garde gehörte, und sprengte dieselbe nach verschiedenen Angriffen in die Flucht, eine Schwadron, die länger Stand halten wollte, wurde gänzlich vernichtet, viele Offiziere und über 60 Dragoner gefangen. Die Nähe von Rheims rettete die Kanonen, indem französisches Fußvolk und Geschütz uns nun auch von der Stadt entgegenkam, die verfolgenden Kosaken nahe vor den Thoren abhielt, und geraume Zeit ein ununterbrochenes Feuer fortsetzte. Durch die Gefangenen erfuhren wir, daß Napoleon den Tag vorher in Fismes gewesen war, und diesen Abend in Bery-au-Bac sein wolle, indem er mit ganzer Macht unaufhörlich rechts hinaufziehe, um den linken Flügel des schlesischen Heeres zu umgehen, oder dasselbe um seine rückwärtige Verbindung besorgt zu machen und zu eiligem Rückzug zu veranlassen.

Uns blieb nun, da wir Rheims in der Gewalt des Feindes fanden, nichts übrig, als auf dem nächsten Wege Epernay zu gewinnen, und uns jenseits der Marne in Sicherheit zu stellen. Von dem Heertheile Wintzingerode's so wie von dem Heere Blücher's gänzlich abgeschnitten, und ohne Hoffnung, auf den unberechenbaren Umwegen nah zum

Tage der unvermeidlich nahen Schlacht jene Truppen zu erreichen, konnte Tettenborn seiner Bestimmung zufolge jetzt nichts Zweckmäßigeres thun, als im Rücken Napoleon's zu bleiben, dessen Bewegungen zu beobachten, und von jeder dem Heere Schwarzenberg's sogleich genaue Nachrichten zu geben. Dieses Heer war seit der Abwesenheit des französischen Kaisers und seiner besten Truppen nur wenig vorgerückt, und wartete ab, was auf dem rechten Ufer der Marne erfolgen würde. Jedoch war Troyes wieder genommen und die alte Stellung an der Seine wieder besetzt worden; der Attaman Platoff sollte mit 2000 Kosaken über Sezanne gegen La-Ferté-Gaucher vorrücken, blieb jedoch nach erhaltenem Gegenbefehl schon in Fère-Champenoise stehen.

Bei Epernay war alles zum Sprengen der Marnebrücke bereit, im Fall der Feind von Rheims eine Truppenschaar hierher absenden würde. Ein Kosakenregiment von den Truppen des Generals Narischkin, welches sich verspätet und ebenfalls Rheims wider Erwarten schon vom Feinde besetzt gefunden hatte, kam nach Epernay zurück und schloß sich an Tettenborn an. Gleich am folgenden Tage erhielt dieser die Nachricht, daß der russische General Graf von Saint-Priest mit 6000 Mann russischer und preußischer Truppen und 26 Kanonen von Chalons gegen Rheims vormarschirt sei, und in Beaumont sein Hauptquartier habe. Dieser gab die Stärke des Feindes in Rheims auf 1000 Mann und 6 Kanonen an, und forderte Tettenborn auf, zur Wegnahme dieser Stadt am 7. März mitzuwirken. Obgleich dies nicht in des Letztern Plane lag, so war er doch sogleich dazu bereit, erschien am frühen Morgen vor Rheims, zog die Aufmerksamkeit des Feindes durch Angriffe und heftiges Plänkeln nach der westlichen Seite, und dehnte seine Kosaken auf der Straße von Fismes aus, um das Entfliehen der französischen Reiterei zu verhindern. Ein Dorf vor der Stadt, welches von den Franzosen mit Fußvolk besetzt war und von diesen und zugleich von den Einwohnern heftig vertheidigt wurde, nahmen die Kosaken mit Sturm; die französischen Dragoner wurden, so oft sie sich

auf dem Glacis zum Plänkeln hervorwagten, sowohl einzeln als in Masse in die Flucht gejagt. So verging die Hälfte des Tages und der General Graf von Saint-Priest kam nicht, obwohl er nur einige Stunden entfernt war; erst nach Mittag sandte er den General Emmanuel mit einigen Truppen und 4 Kanonen vor, ohne jedoch irgend Anstalten zum Sturm zu treffen, und so verging der Tag im matten Kanoniren, wobei viele Leute nutzlos verloren wurden. Als der Feind, der den ganzen Tag Zeit gehabt hatte, alle seine in der umliegenden Gegend befindlichen Truppen zu benachrichtigen, endlich gegen Abend ungefähr 1000 Mann Reiterei zur Verstärkung von der Seite von Bery-au-Bac erhielt, ließ man diese ruhig nach Rheims einrücken, und der General Emmanuel zog sich mit einbrechender Dämmerung wieder ganz auf die Haupttruppe zurück, wobei der Major von Droste mit einem Kosakenregiment ihm den Rückzug decken mußte. Tettenborn fand keinen Beruf, zu solchen Unternehmungen ferner mitzuwirken, und ging am 8. März nun auch mit seinen Truppen wieder nach Epernay, indem er jedoch sowohl Rheims als Fismes durch Partheien fortdauernd beobachtete.

Schon am 7. März hatten wir vor Rheims eine ununterbrochene entfernte Kanonade aus der Gegend von Soissons und Laon gehört, die am folgenden Tage fortdauerte, und am 9. März noch heftiger zu werden schien. Durch den Rittmeister von Bismarck, der im Rücken des feindlichen Heeres bis über Fismes hinaus gestreift war, einige glänzende Gefechte gehabt und mehr als 100 Gefangene gemacht hatte, erfuhren wir einige vorläufige Nachrichten über die Wendung der Ereignisse, und sogleich eilte Tettenborn am 10. März von Epernay, welches er durch den Major von Droste besetzt ließ, längs der Marne hinab nach Port-à-Bainson, von wo er den Obersten von Pfuel mit 2 Kosakenregimentern noch weiter nach Dormans vorschickte, um die Marne auf allen Punkten zu beobachten, und den Rückmarsch Napoleon's über diesen Fluß keinen Augenblick unentdeckt zu lassen. Inzwischen hatten der Major von Falkenhausen und der Major von Lützow sich mit dem General

Grafen von Saint-Priest in Verbindung gesetzt, und diesem von dem General von Gneisenau den Befehl zukommen lassen, mit allen seinen Truppen, die jetzt durch die von Vitry und Chalons nachgerückten Verstärkungen über 11,000 Mann betrugen, gegen die Aisne vorzudringen, um dem Feinde den möglichst großen Schaden zuzufügen. Auf diesem Wege erhielten wir endlich auch bestimmte Nachrichten über die Vorfälle am 7. und 9. März, die uns, weil weder die Franzosen noch die Unsern gleich darauf entscheidende Bewegungen machten, ziemlich zweideutig geblieben waren. Es wird zum völligen Verständniß nöthig sein, dieser Vorfälle in einigen Worten zu erwähnen.

Blücher hatte von Meaux seine Partheien schon bis Lagny, sechs Stunden von Paris vorgeschickt, als die Annäherung des französischen Kaisers auf seine linke Flanke ihn nöthigte, zurückzugehen und sich mit den Generalen von Wintzingerode und von Bülow zu vereinigen, wodurch er in Stand gesetzt wurde mit 100,000 Mann die Schlacht zu bestehen, welche Napoleon, der schon mit den Marschällen Marmont und Mortier vereinigt war, erzwingen zu wollen schien. Da Soissons sich dem General von Bülow am 3. März übergeben hatte, so konnte die Vereinigung des schlesischen Heeres mit den beiden Heertheilen des Nordheeres über jenen Ort ohne Hinderniß geschehen. Weil aber Napoleon, mit einer ihm gewöhnlichen Bewegung, deren Zweck er auch diesmal nicht ganz verfehlte, den äußersten linken Flügel unseres Heeres zu gewinnen suchte, um dasselbe für die Verbindung im Rücken besorgt zu machen und von dem großen Hauptheere bei Troyes völlig zu entfernen, deßhalb längs der Front immer weiter rechts hinauf marschirte, bei Fismes über die Vele, bei Bery-au-Bac über die Aisne ging, wo er durch den General Nansouty in einem hitzigen Gefecht sich der Brücke bemächtigte, und endlich sogar über Corbeny und Craonne schon gleichsam von hinten gegen Laon vorrückte: so sah sich Blücher genöthigt, seine vortheilhafte Stellung zwischen Soissons und Bailly zu verlassen, und dem Feinde nachzugehen, um bei Craonne mit ihm zusammen zu stoßen. Hier sollte es am

6. März zur Schlacht kommen, allein Napoleon hatte auch diese Stellung überflügelt, Craonne und die umliegenden Wälder besetzt, und seine Hauptmacht schon gegen Laon vorgesandt. Dahin zog nun auch eilig Blücher seine Truppen zusammen. Auf diesem Marsche wurde am 7. März der General von Wintzingerode, der größtentheils Reiterei und reitendes Geschütz bei sich hatte, und zunächst an dem Feinde hinaufziehen sollte, um den ersten Anfall abzuhalten, von der ganzen französischen Macht unweit Craonne angegriffen. Das Treffen wurde von den russischen Truppen mit größter Tapferkeit eine ziemliche Zeit bestanden, bis sie endlich, nachdem das schlesische Heer seinen Marsch nach Laon vollendet, sich ebenfalls gegen Laon zogen, nicht ohne bedeutenden Verlust, der jedoch bei den Franzosen nicht geringer war, unter deren Verwundeten man auch den Marschall Victor und den General Grouchy zählte. Inzwischen war auch Soissons von den Unsrigen verlassen worden, und die Franzosen rückten auch von dieser Seite gegen Laon vor, wo es am 9. März früh zwischen den beiderseitigen Heeren zur Schlacht kam. Die Franzosen nahmen die Dörfer Semilly und Ardon, die ganz in der Nähe von Laon gegen Soissons hin liegen, allein der General von Bülow eroberte sie noch am Vormittage wieder. Der Hauptangriff der Franzosen geschah von der Seite von Corbeny auf den linken Flügel des verbündeten Heeres, wo die Generale von York und von Kleist mit den preußischen Truppen standen. Der Feind drang Nachmittags aus Féthieux vor, und schickte starke Abtheilungen Reiterei noch mehr rechts, um unsere Rückzugslinie nach den Niederlanden zu gewinnen. Bei dem Dorfe Atheis, wohin die Preußen hatten zurückweichen müssen und nun Stand halten wollten, kam es zu einem mörderischen Gefecht, das unentschieden bis zum Abend dauerte, indem beide Theile ein Stück des Dorfes inne behielten. Aber noch gegen Ende des Tages griffen York und Kleist den schon der Ruhe zugewendeten Feind unvermuthet an, und warfen denselben, nach einem kurzen Gefecht, in welchem die Preußen mit dem Bajonnet in das Kartätschenfeuer vorgingen und auf das Geschütz eindrangen, gänzlich über

den Haufen. Der Heertheil des Marschalls Marmont und die Reiterschaar des Generals Arrighi wurden gesprengt, 46 Kanonen genommen, und 3000 Gefangene gemacht. Der französische Kaiser hatte inzwischen fortdauernd vor Laon den Haupttruppen Blücher's gegenüber gestanden, und griff nun seinerseits am 10. März diesen wiederholt an, zuletzt die Stadt Laon selbst, mit aller Wuth und Verzweiflung, die er seinen ermatteten Soldaten noch einzuflößen gewußt; er selbst war im Eifer vom Pferde gesprungen und hatte eine Kanone gerichtet; doch alle seine Anstrengungen waren vergebens, seine Angriffe wurden überall kräftig zurückgeschlagen, und in der Ueberzeugung, hier nichts ausrichten zu können, zog er endlich am Abend seine Truppen aus dem mörderischen Gefecht. Napoleon hatte sein Vorhaben aufgeben müssen, und war bei Laon in seinem Unternehmen gescheitert; aber keineswegs konnte man dies eine Niederlage nennen, nach allen seinen Verlusten stand er noch immer schlagfertig, und zog sich weder nach Soissons noch an die Marne zurück. Es vergingen mehrere Tage in einem zweifelhaften Stillstande, in welchem Napoleon neue Plane sann und neue Gelegenheiten erspähte; die Erwartung dessen, was er nun thun würde, hielt alle Gemüther in höchster Spannung. Blücher war erkrankt, und außer ihm wagte niemand, dem furchtbaren Gegner die Einleitung der Ereignisse zu entreißen, und die Ruhe, welche dieser sich gab, ließ man ihm ungestört.

Es trat nun eine sehr schlimme Zeit ein, in welcher nordwärts das schlesische Heer, nach so vielen Märschen und Schlachten, und bei der Krankheit Blücher's, nothwendig in seinen Unternehmungen innehalten mußte, südwärts aber das Hauptheer unter Schwarzenberg erwartungsvoll harrte, daß Napoleon, dort abgewiesen, sich ihm wieder entgegenwerfen würde; und in der Mitte zwischen beiden hielt nun auch der gehetzte Gegner sein wunderbares Spiel eine Weile eingestellt. Seinen nächsten Bewegungen sah man mit außerordentlicher Aufmerksamkeit entgegen, die Verbindung zwischen den getrennten Bundesheeren wurde täglich eifriger gesucht, und das Einziehen von Nachrichten

gewann die größte Wichtigkeit. Niemand war so sehr im Stande, dem allgemeinen Verlangen hierin Genüge zu leisten, als Tettenborn, der an der Marne recht eigentlich im Rücken des französischen Heeres stand, und mit unglaublicher Thätigkeit nach allen Richtungen die glücklichen Streifzüge seiner kühnen Partheien ausdehnte. Rechts stand er mit dem General Grafen von St.-Priest, der noch immer in der Gegend von Rheims geblieben war, über Epernay in Verbindung, links über Vertus mit dem tapfern und kriegskundigen General Kaissaroff, der jetzt statt des Attamans Platoff die Kosaken in Fère-Champenoise befehligte; jener gehörte zu dem Heere Blücher's, dieser zu dem Heere Schwarzenberg's, und so war eine zwar lose und weitläufige, aber doch zusammenhängende Verbindung längs der ganzen Heereslinie zuwege gebracht. Nur machte die Nachlässigkeit, welche zuweilen im Besorgen der Briefe Statt fand, und bei so vielen Zwischenposten einer so verschiedenartig zusammengesetzten Kriegsmacht unvermeidlich war, oftmals die eingezogenen Kunden durch Verspätung fruchtlos, und manche gelangten wenigstens nicht an Alle, denen sie bestimmt waren. Auch wurde das Einziehen und das Mittheilen der Nachrichten durch einen Umstand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, schwierig und gefahrvoll.

Das unverhinderte Hin- und Hermarschiren und beliebige Vorrücken Napoleon's hatte, wenn auch keinen andern, doch den Erfolg, daß es seinen heftigen und unabläßigen Anregungen mehr und mehr gelang, das Landvolk gegen uns zu bewaffnen. Anfangs beschränkte sich dies allein auf die Ortschaften, wo er mit seinem Heere erschien oder unmittelbar hinwirken konnte, in diesen waren die Einwohner gezwungen mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache zu machen; fast überall hätten sie lieber vermeiden mögen, ihr Leben und ihre Habseligkeiten durch diese Theilnahme auf's Spiel zu setzen, allein in Napoleon's Willen lag zwingende Gewalt, er mißhandelte die Maire's, schmähte und strafte die Gemeinden, welche seinen Aufforderungen nicht Folge geleistet hatten, und brachte es am Ende dahin, daß die Leute den Schein und das Verdienst freiwilligen Aufstandes

dem Zwange der Nothwendigkeit, dem sie doch nicht entgehen konnten, vorzogen. Einmal bewaffnet und der Theilnahme am Streit schuldig geworden, sahen sie selten einen Rückweg offen, und mußten nun für ihr eignes Heil fortsetzen, was sie ungern begonnen hatten. Die Ausschweifungen unsrer Truppen, von welchen die französischen Blätter schreckliche Beschreibungen machten, und von denen Napoleon nicht aufhörte dem Volke vorzureden, waren weit geringer, nicht nur als jene Beschreibungen, sondern sogar als diejenigen, welche sich die französischen Soldaten in ihrem eignen Lande erlaubten; allein der Eindruck des Schreckens, der durch diese wiederholten Vorspiegelungen entstand, begann allmählig diejenigen Anordnungen und Gewaltsamkeiten hervorzurufen, die früher bloß erlogen waren. Niemals nämlich kann ein unklugeres und blödsinnigeres Betragen gefunden werden, als das von dem nicht streitenden Theile der Franzosen in diesem Kriege beobachtete. Kamen wir in ein Dorf oder in eine Stadt, so waren alle Thüren und Fensterladen dicht verschlossen, die Menschen von den Straßen verschwunden, die Behörden versteckt; hatte man den Maire endlich aufgefunden, so hieß es jedesmal, es sei nicht das Geringste zur Verpflegung der Truppen vorhanden, vielfache Plünderung habe alles erschöpft, man bitte um gehörige Zeit, um zu versuchen, ob aus den umliegenden Gemeinden etwas herbeizuschaffen sei. So verging gewöhnlich eine geraume Zeit, während welcher nichts geschah, als Wortemachen, und nach langem Warten erschienen noch immer weder Lebensmittel noch Futter. Der Soldat, der selten eines Augenblicks versichert ist, und Ruhe und Erholung kaum aufschieben darf, oder Gefahr läuft sie ganz zu verlieren, wurde ungeduldig, suchte nach, und fand gewöhnlich alles im Ueberflusse, und erbittert zu persönlicher Rache und übermüthiger Schadloshaltung, nahm er aus Küche und Keller das Beste den Leuten weg, die ihn durch einen Bissen Brod würden befriedigt haben. Nahm ein Kosak ein Bund Stroh vom Hofe, so schrie alles über Plünderung; forderte er einen Kessel in's Lager, so klagte man über Gewalt, bis dann endlich Plün=

derung und Gewaltthätigkeit durch solches Betragen in reichlichem Maße entstand. Daß die Wegweiser an Stricken um den Hals mitgeführt wurden, war eine Folge ihres häufigen Entspringens, und diese Maßregel, die man im Moniteur als unerhörte Menschenherabwürdigung darstellte, hatten die Kosaken in Rußland von den Franzosen abgesehen. Bisweilen war die Art, wie sich die französischen Bauern anstellten, nur lächerlich; begegnete man z. B. unvermuthet auf der Landstraße einigen Bauern, so war in der ganzen Champagne keine Gegend, wo nicht alle sogleich anfingen zu hinken, um nicht als Wegweiser mitgehen zu müssen. An denjenigen Orten, wo einsichtsvolle Maire's und kluge Bürger den Bedürfnissen der Truppen bereitwillig entgegenkamen, ging alles in größter Ordnung und bester Freundlichkeit ab, die Mehrzahl der Ortschaften jedoch blieb in jener verderblichen Halsstarrigkeit. Die Einwohner flüchteten sich häufig in die Wälder, wo Weiber und Kinder bei den besten Habseligkeiten im Busch versteckt lagen, die Männer aber, mit Flinten und Büchsen bewaffnet, am Rande des Waldes den vorüberziehenden Partheien, Zufuhren und Kourieren auflauerten. Entsprungene Kriegsgefangene, ausgediente Soldaten, Förster, Gendarmen, und selbst Offiziere, gesellten sich nach und nach zu ihnen und brachten sie in mehr militairische Ordnung, für die der Franzose bis zu einem gewissen Grad überhaupt so leicht empfänglich ist. Aus den Festungen, die größtentheils nicht umstellt, ja sogar kaum beobachtet waren, erhielten diese Volksbewaffnungen immer mehr und mehr Unterstützung, Antrieb und Zusammenhang. Wirkliche Partheigänger mit alten Truppen streiften im Rücken unsrer Heere, und waren an jedem Ort sogleich durch die bewaffneten Bauern verstärkt. Da die französischen Bauern fast ohne Ausnahme blaue Kittel tragen, so gaben sie oft den Anschein von wirklichen Truppen, nach deren Art sie Posten auf den Höhen aufstellten, Patrouillen machten, und in Masse ausrückten. Legten sie die Waffen beiseit, so erschienen sie als ruhiges Landvolk, und Hunderte von französischen Soldaten konnten in voller Uniform unter dem blauen Kittel unentdeckt einhergehen. Dieser Aufstand, der als ein merk-

würdiges Beispiel der Macht dasteht, welche Napoleon's unermüdete Beharrlichkeit über die Menschen ausübte, ein Aufstand, den das Volk, ohne Begeisterung, gegen Willen und Neigung, dennoch ausführte, nachdem es ihn erst für unmöglich gehalten hatte, erstreckte sich von Lyon bis in die Picardie, vor unsern Heeren, auf ihren Seiten, und vorzüglich in ihren Rücken. Schon konnte kein Kourier mehr ohne Begleitung von wenigstens 100 Pferden seinen Weg fortsetzen, jeder Befehl mußte durch eine Parthei überbracht werden, alle gewöhnlichen Verbindungen blieben unterbrochen, die Verwaltungskräfte des ganzen Landes gingen uns verloren, das Zusammenbringen der Lebensmittel und der Zufuhr wurde äußerst schwierig; in jedem Dorfe, in jedem Walde lag ein unzuberechnender Feind. Bei länger fortgesetztem Kriege, wenn unsere Lebensmittel sich erschöpft, der Aufstand sich im Innern bestärkt, und Napoleon uns nur einigermaßen noch die Spitze geboten hätte, so würden diese Blaukittel nicht der unwichtigste Bestimmungsgrund zu einem Rückzuge gewesen sein, der uns vielleicht näher bevorstand, als jetzt glaublich erscheint; was die Wiederkunft der Franzosen nach Deutschland unmöglich machte, das bewaffnete Volk, konnte auch unsern Waffen in Frankreich zunächst verderblich werden. Tettenborn hatte vorzüglich mit diesem Uebel zu kämpfen; in der beständigen Entfernung von den großen Heeren, immer neben und hinter und oft mitten zwischen den feindlichen Truppen, konnte er weniger auf den Eindruck rechnen, der den allzu großen Eifer durch den Anblick der Gefahr und Uebermacht mäßigt. Häufig wurden seine Partheien angegriffen und durch Sturmgeläut auf ihren Streifzügen begleitet, die Verbindung mit dem General Kaissaroff kostete regelmäßig einigen Kosaken das Leben; in dem Walde zwischen Epernay und Rheims, jenseits der Marne, und diesseits in den Gehölzen zwischen Epernay und Montmirail, hielten sich Tausende von bewaffneten Bauern auf. Unsre Anstrengung und Thätigkeit wurde durch alles dieses nur desto höher gespannt.

Der General Kaissaroff hatte am 10. März einen Kourier aufgefangen, aus dessen Papieren sich Napoleon's Ab-

sicht ergab, sobald er bei Laon geschlagen hätte, wovon er den Ausgang natürlich als günstig annahm, sich sogleich über Chalons gegen Arcis-sur-Aube zu werfen, um das Hauptheer der Verbündeten in seiner rechten Flanke zu fassen und zu schlagen. Dieses dünkte unter den jetzigen Umständen nicht sehr wahrscheinlich, und wurde von Vielen gänzlich bezweifelt, indem sie voraussetzten, daß Napoleon nach den erlittenen Unfällen keinen neuen Angriff unternehmen, und sich nur auf demselben Wege, den er gekommen, wieder zurückziehen könne. Tettenborn war dieser Meinung keineswegs; er legte sich dem Heere Napoleon's längs der Marne in den Rücken, und bewachte jede seiner Bewegungen so genau, daß ihm auch nicht die geringste entgehen konnte. Vom 10. bis zum 14. März sandte er täglich zahlreiche Partheien aus, die mit beispielloser Verwegenheit bis in den innersten Bereich des französischen Heeres eindrangen, und im ganzen Lande unbeschädigt einherzogen. Von Epernay aus gingen beständig Partheien nach Rheims und auf die Straße nach Fismes, wo sie sich mit andern, von Dormans aus abgesandten, begegneten. Das ganze rechte Ufer der Marne wurde durchstreift, und über Fère-en-Tardenois, Oulchy-le-Chatel und Villers-Cotterets bis hart an Soissons und andere Punkte der Aisne täglich der Feind aufgesucht und beobachtet, öfters auch angegriffen und zurückgedrängt. Gegen Chateau-Thierry gingen täglich mehrmals auf beiden Seiten der Marne Patrouillen. Auf dem linken Ufer der Marne hielten unsere Partheien über Orbais die Verbindung mit dem General Kaissaroff, andere streiften über Vieux-Maisons, Montmirail bis nach Coulommiers und La-Ferté-Gaucher. Die Nachrichten, welche auf diese Art von allen Seiten bei Tettenborn zusammenströmten, bestätigten auffallend, daß Napoleon noch keineswegs an einen Rückmarsch zur untern Marne denke, wo zwar bei La-Ferté-sous-Jouarre die Brücke wohlerhalten so wie die zerstörte bei Chauteau-Thierry hergestellt war, aber am 10. und 11. eine große Anzahl Truppen noch immer eiligst die Richtung nach Soissons nahmen, wohin auch alle Nationalgarden der Gegend plötzlich aufbrachen. Es scheint in der That Napoleon's Absicht damals noch ge-

wesen zu sein, die Angriffe gegen Blücher nachdrücklicher zu wiederholen.

Unsere Partheien mußten sich bald durch Wälder durchschleichen, bald in Dörfern gegen die Bauern schlagen, bald im offnen Felde feindliche Truppenabtheilungen bestehen, das Glück war uns jedoch immer günstig; selbst am 12. März, als der Feind von Chateau-Thierry aus mit ziemlicher Stärke Dormans gegenüber erschien, und die Einwohner des Städtchens sich schon zu regen anfingen, wurde derselbe durch die guten Anstalten des Obersten von Pfuel mit großem Verluste zurückgeschlagen. Bei aller Gewandtheit und Kühnheit der Kosaken würde Tettenborn gleichwol nicht mit ihnen allein diese glücklichen Züge haben ausführen können, die Unkunde der Sprache, die Sitte des Landes, und selbst der Mangel höherer Umsicht, die durch die schärfste untergeordnete nicht ersetzt werden kann, hätten unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt. Er hatte aber eine glückliche Anordnung getroffen, die in dieser Rücksicht nichts zu wünschen ließ und außerordentlichen Nutzen brachte. Alle Kosakenpartheien wurden nämlich von deutschen Offizieren geführt, denen die Kosaken bald eben so gern folgten wie ihren eignen, und durch diese glückliche Mischung wurden selbst die schwierigsten Dinge möglich. Außer dem Obersten von Pfuel und dem Major von Droste, leisteten die Rittmeister von Herbert, von Bismarck, von Philippsborn, Graf von Bothmer, so wie die Lieutenants von Hochwächter, Behrens, Redlich, und Sieveking, und Andere, hierin vorzüglich gute Dienste.

Inzwischen hatte auch der General Graf von Saint-Priest, um nicht länger an der Spitze von 11,000 Mann unthätig zu bleiben, am 12. März frühmorgens die Stadt Rheims angegriffen, und da dieselbe ganz unbefestigt, und nur schwach besetzt war, nach einem kurzen Widerstand alsbald genommen. Die Reiterei des Feindes und ein großer Theil des Fußvolks, zusammen etwa 1000 Mann, und 11 Kanonen, fielen den Russen in die Hände. Die unsrigen hatten nur wenig Leute verloren. Der Graf von Saint-Priest sandte hierauf Partheien gegen Fismes und Very-au-Bac, um die Verbindung mit Blücher auf dem nächsten

Wege zu finden; sie wurden aber bald durch feindliche Posten zurückgewiesen. Napoleon, dessen frühere Vorsätze nur verzögert, aber nicht aufgegeben waren, duldete nicht lange den Feind in seiner rechten Flanke und auf seinem vorhabenden Wege; schon den Tag darauf, am 13. März, ließ er den Marschall Marmont wieder gegen Rheims vorrücken. Der Graf von Saint-Priest hatte alle Vorsicht vernachlässigt; die Kanonen standen auf dem Felde abgespannt, während die Pferde sich in der Stadt zur Tränke befanden, die Reiterei hatte größtentheils abgesattelt, und bei allem diesen waren die Vorposten nur obenhin ausgestellt. Die Truppen wurden von dem Feinde unvermuthet angegriffen, und konnten unter diesen Umständen keinen langen Widerstand leisten, ein Theil derselben, vorzüglich die Preußen unter dem General von Jagow, zog sich in guter Verfassung gegen die Aisne zurück, ein anderer Theil wurde gegen die Marne gesprengt. Saint-Priest selber büßte seine Fahrlässigkeit mit dem Leben, er wurde erschossen, als er die überfallenen Truppen zu spät ordnen wollte. Die Stadt Rheims, 10 Kanonen und 2000 Gefangene blieben in den Händen des Marschalls Marmont.

Auf die Nachricht von diesem Ereigniß konnte Tettenborn nicht länger in Port-à-Bainson bleiben, zumal er das Vorrücken des Feindes nicht für ein einzelnes, sondern vielmehr für ein in größerm Zusammenhange stehendes Unternehmen ansah. Er zog daher alle seine Partheien, die noch bis zum letzten Augenblick in der ganzen Gegend der untern Marne keine Anstalten zum Rückmarsche Napoleon's dorthin bemerkt hatten, wieder an sich, und marschirte am 14. März gegen Abend nach Epernay, um die obere Marne desto genauer im Auge zu haben. Die von Rheims versprengten Flüchtlinge sagten einstimmig aus, daß eine große Uebermacht dort erschienen sei und sich zur Verfolgung der Unsern auf beide Straßen nach Chalons und Epernay gewendet habe. Man konnte daher eines Angriffs in Epernay gewärtig sein, wenn die Absicht des Feindes in Rheims auch nicht weiter ginge, als seine Flanken bis dahin aufzuhellen und zu reinigen. Zur rechten Zeit fand Tettenborn eine Verstärkung hier in

dem Major von Falkenhausen, der mit zwei Schwadronen schlesischer Landwehr von Blücher abgeschickt war, um dessen Verbindung mit dem Hauptheere herzustellen. Dieser durch Muth und Raschheit in vielen glücklichen Unternehmungen höchst ausgezeichnete Offizier schloß sich an Tettenborn, den er mit demselben Geschäft beauftragt sah, willkommen an. Am folgenden Vormittage erschienen bereits französische Truppen auf der Höhe des Waldes von Rheims, und zogen in das Thal gegen die Marne herab; unsre zerstreuten Posten waren nach leichtem Plänkeln bald zurückgedrängt, und schon näherte sich der Feind, etwa 300 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen stark, der Brücke von Epernay. Als derselbe nahe genug herangekommen war, ließ Tettenborn ein Kosakenregiment unter der Anführung seines eignen Obersten Barabanschtschikoff über die Brücke jagen und den Feind anfallen, der den Ungestüm dieses Angriffs nicht aushielt; seine Reiterei wandte sich augenblicklich zur Flucht, wurde aber eingeholt und größtentheils niedergemacht, das Fußvolk war abgeschnitten und streckte das Gewehr. Während dieses Gefechts hatte sich ein Vorfall ereignet, der unter minder günstigen Umständen höchst nachtheilig hätte werden können. Die steinerne Brücke über die Marne war so eingerichtet, daß sie jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte, sobald das Anrücken des Feindes dieses nöthig machte. Unglücklicherweise wurde das Pulver durch einen Zufall zu früh entzündet, und die Brücke stürzte mit großem Knall zusammen, eben als unsere Kosaken jenseits im Verfolgen begriffen waren. Tettenborn ließ eiligst 2 Kanonen auf der Wiese von Epernay auffahren, um die Rückkehrenden, im Falle nun auch sie wieder durch den verstärkten Feind gedrängt würden, in Schutz zu nehmen; zugleich ließ er schleunigst die Brücke, deren einer Rand stehen geblieben war, soweit in Stand setzen, daß einzelne Reiter übergehen konnten, und so kamen alle wohlbehalten nebst einer großen Anzahl Gefangener zurück. Nicht lange nach diesem Gefecht sah man von den Waldhöhen auf's neue feindliche Truppen herabkommen, aber jetzt in stärkster Anzahl, indem gedrängte Massen Reiterei einander in unabsehbarem Zuge folgten, mit vielem Geschütz und einigem Fuß-

volk untermischt. Es war sogleich unverkennbar, daß der Feind jetzt eine Hauptbewegung nach dieser Seite mache, und den Uebergang über die Marne sich nicht lange werde bestreiten lassen. Dennoch beschloß Tettenborn, ihn so lange aufzuhalten als möglich, um ihn zu zwingen, sein Geschütz aufzufahren und einen größern Theil seiner Macht zu entwickeln. Er vertheidigte daher die Brücke mit 2 Kanonen, bis der Feind deren eine große Ueberzahl spielen ließ, und zog sich erst gegen Abend ohne Verlust und unverfolgt zurück; der Feind konnte die Brücke an diesem Abende nur erst für Fußvolk gangbar machen und mußte mit seiner ganzen Reiterei jenseits in der Ebne übernachten.

Jetzt blieb fast kein Zweifel mehr, daß Napoleon, seinem anfänglichen Vorsatze gemäß, über Chalons und Epernay gegen Arcis-sur-Aube vorrücken wolle; die völlige Gewißheit hierüber zu erhalten, sandte Tettenborn noch in der Nacht eine Parthei nach Chalons, um sich über den dortigen Zustand der Dinge zu unterrichten; er selbst zog sich von der Marne ab gegen Velie, am Flüßchen Somme-Soudé, wo er zwischen Chalons und Epernay, in beinahe gleicher Entfernung von beiden Orten, die feindliche Bewegung beobachten und ihr nöthigenfalls noch zeitig genug rechts gegen die befestigte Stadt Vitry ausweichen konnte. Am folgenden Morgen, den 16. März, erhielt Tettenborn durch jene zurückkehrende Parthei die Nachricht, daß der General Dawidoff, welcher mit 2000 Russen und zahlreichem Geschütz Chalons besetzt gehalten, die Ankunft der Franzosen nicht abgewartet, sondern sich mit allen Truppen nach Vitry zurückgezogen habe, worauf jene ohne Widerstand so eben eingerückt seien, die Anzahl derselben ließe sich nicht genau schätzen, doch müsse sie sehr beträchtlich sein. Tettenborn, welcher schon am vorigen Tage Schwarzenberg von dem Anrücken des Feindes benachrichtigt hatte, eilte demselben die Gewißheit davon zu bestätigen. Auch dem General Kaissaroff, der noch bei Fère-Champenoise und Sezanne stand, theilte er schleunigst diese wichtigen Nachrichten mit. Er selbst zog sich aus der Marschlinie des Feindes rechts nach Cosle, um zum Wiederanknüpfen der Verbindung mit dem Heere Blücher's die Hand bieten zu

können, und in der Flanke der feindlichen Bewegungen zu bleiben. Ueberall auf diesem Marsche trafen wir die Vorposten des Hauptheeres, welche nach dieser Seite in weiter Ausdehnung vorgeschoben waren, um frühzeitig den Feind zu entdecken, auf dessen Kommen man schon durch mancherlei Anzeigen, die man jedoch noch immer bezweifelte, vorbereitet und mit höchster Aufmerksamkeit gespannt war. Da sich auf dieser bisher am meisten gesicherten Flanke des Hauptheeres keine leichte Reiterei befand, so mußten die Garderegimenter, die am nächsten standen, hier den Vorpostendienst versehen. Tettenborn war daher mit seinen Kosaken doppelt willkommen, indem er jene zum Theil ablösen konnte. Er befand sich nun an das Hauptheer Schwarzenberg's angeschlossen, und verweilte zwei volle Tage hier, um dessen Vorpostenkette zu bilden. Seine Partheien durfte er in dieser Lage wenig ausdehnen, noch viel weniger konnte er selbst mit der ganzen Truppenschaar seinen Standpunkt verlassen; er würde sonst sogleich wieder aufgebrochen sein, um dem Feind in den Rücken zu marschiren und dort dessen Stärke und Richtung genau zu erkunden. Der Mangel an Uebereinstimmung in den Befehlen, welche er nun von verschiedenen Seiten erhielt, wurde zu einer neuen Schwierigkeit, die sich nicht immer sogleich lösen ließ. Tettenborn hatte entschieden behauptet, der Feind würde mit aller Macht von dieser Seite gegen die Aube vorrücken; allein da sich dies um einige Tage verzögerte, wahrscheinlich weil Napoleon die bei Chateau-Thierry und La-Ferté-sous-Jonarre übergegangenen Truppen erst auf gleicher Höhe wissen wollte, so hatte man dieses Vorhaben wieder ganz bezweifelt und unglücklicherweise auch die thätigern Ausforschungen Tettenborn's gehemmt. Der General Kaissaroff war während der letzten Tage mehrmals in Sezanne von überlegener Reiterei, welcher Geschütz und Fußvolk zur Unterstützung folgte, angegriffen und zurückgedrängt worden, konnte aber, da er bloß in der Front des Feindes stand, nichts Genaueres über denselben in Erfahrung bringen.

In der Voraussetzung, daß die Wegnahme von Chalons und Epernay nur ein starker Seitenversuch des Feindes ge-

wesen, der ohne weitere Folgen bleiben würde, erhielt der russische General von Lambert aus dem großen Hauptquartier den Befehl, mit den Generalen Tettenborn und Dawidoff einen Versuch zur Wiederbesetzung Chalons zu machen. Tettenborn zog sich daher am 18. März von Cosle nach Togny an dem Flüßchen l'Isson, und wollte auf dem linken Ufer der Marne nach Chalons hinabrücken; wohin schon Partheien vorausgesandt waren. Inzwischen lief die Nachricht ein, daß die Franzosen in starker Anzahl durch Vatry gegen Sommesous, also gegen die Aube, marschirten und jenseits Vatry auf mehrern Punkten ein lebhaftes Plänkeln gehört würde. Der General von Lambert veränderte daher das bisherige Vorhaben, übertrug Tettenborn allein den Versuch gegen Chalons und die Sorge, sich mit Blücher wieder in Verbindung zu setzen, und kehrte mit den übrigen Truppen nach Vitry zurück, um diesen wichtigen festen Punkt bei dem allgemeinen Vorrücken des Feindes nicht entblößt zu lassen. Tettenborn ging demgemäß mit allen seinen Truppen durch die Marne, und marschirte nun auf dem rechten Ufer gegen Chalons hinab.

Napoleon hatte bei Soissons Blücher'n gegenüber die beiden Marschälle Marmont und Mortier mit hinreichender Macht stehen lassen, und mit etwa 30,000 Mann seiner besten Truppen und einem großen Theil neuer, von Paris gekommener Verstärkungen sich wieder gegen Süden gewandt, um das Hauptheer der Verbündeten anzugreifen. Er marschirte in vier Abtheilungen, die bei La=Ferté=sous=Jouarre, Chateau=Thierry, Epernay und Chalons über die Marne gingen. Wenn er den Bogen seines Umschwungs jedesmal ausdehnte, und sich unsere Heere, um nicht zu schlagen, jedesmal zurückzogen, so gewann er auch ohne Sieg immer mehr Boden, und konnte das nächstemal, wenn er sich wieder vorwärts wendete, sogar schon die Maas erreichen. Sein Kunstgriff war ganz einfach, er nahm jedesmal die innere Flanke unserer Heere zum Ziel, warf seine Spitze keck zwischen beide vor, hielt sie dadurch getrennt, und schreckte mehr zum Rückzug als er dazu nöthigte. Auf diese Weise fegte er die Champagne nach beiden Seiten rein, und dies konnte

noch eine geraume Zeit so fortgehen. Wenn jemand bezweifeln möchte, daß unsere Sachen damals wirklich nicht glänzender ihm gegenüberstanden, so braucht derselbe nur zu erwägen, daß Napoleon mit 30,000 Mann noch immer unangegriffen und unaufhaltsam in diesem Mittelraume nach Willkür umherzog, vor sich ein freies Feld, hinter sich den sichern Rückzug, und gleichwohl auf jeder Seite rechts und links ein Heer von beinahe 100,000 Feinden hatte! Auch diesmal wäre seine Absicht wieder vollkommen gelungen, wenn nicht der Zufall die Schlacht von Arcis-sur-Aube gegen die Absicht herbeigeführt hätte. Als nämlich das Anrücken Napoleon's endlich nicht länger zu bezweifeln war, verließ das Heer Schwarzenberg's seine bisherige Stellung, und ging an der Aube hinauf gegen Bar-sur-Aube zurück, wo das Hauptquartier am 20. März eintreffen sollte, nachdem es den Tag vorher in Pougy gewesen. Allein der Rückzug der an die Seine vorgeschobenen Truppen war durch einen verhängnißvollen Zufall verspätet worden; ein Befehl Schwarzenberg's dort nicht angelangt, wie dergleichen Dinge bei fremdartig zusammengesetzten Truppen wohl geschehen, und jene Abtheilungen waren abgeschnitten und verloren, wenn man nicht den Feind bei Arcis aufhielt. Schwarzenberg ging daher neuerdings dem Feinde mit aller Macht entgegen, fand ihn schon bei Plancy und Arcis diesseits des Flusses, und griff ihn nun, da kein andres Mittel war, entschlossen an. Nach heftigen dreitägigen Gefechten, in welchen unsere Truppen mit größter Tapferkeit den Feind überall schlugen, ohne daß eine förmliche Schlacht zu Stande kommen konnte, zog dieser unverrichteter Sache und mit einem Verlust von 11 Kanonen und vielen Gefangenen am 22. März von Arcis wieder ab, wo er ein zweites Laon gefunden hatte.

Inzwischen hatte Tettenborn Chalons vom Feinde ganz verlassen gefunden, und diese Stadt am 20. März Abends besetzt, die nöthigen Erkundigungen eingezogen und nach allen Richtungen Partheien ausgesandt, vorzüglich aber gegen Epernay und Rheims. Schon am folgenden Tage war die Verbindung mit dem nördlichen Heere glücklicherweise ganz hergestellt, indem die Partheien Tettenborn's in Rheims auf

die Truppen Wintzingerode's stießen, der auch bald selbst dort einrückte. Blücher zog sich nun mit allen seinen Truppen näher an die Marne, und wollte sich aller Uebergangspunkte versichern, um sie dem Feinde zu zerstören, falls er sich hieher zurückwendete, für seinen eignen Gebrauch aber die Brücke bei Epernay behaupten. Diesen Ort hatte jedoch der Feind noch mit 800 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen Reiter besetzt. Tettenborn sandte den Obersten von Pfuel mit 2 Kosakenregimentern dahin, um den Feind zu verjagen. Der General Vincent, welcher in Epernay befehligte, rückte anfangs mit seiner Reiterei uns vor die Stadt entgegen, und hielt gegen mehrere Drohbewegungen Stand, bis unvermuthet die Kosaken mit lautem Geschrei zu ernstlichem Angriff heransprengten, die 3 Schwadronen über den Haufen warfen und in die Stadt jagten; das Fußvolk, welches den Eingang derselben besetzt hielt, wurde niedergemacht und unter beständigem Gemetzel der Feind durch die Stadt bis wieder auf das Feld verfolgt, wo sich der General Vincent mit einem geringen Ueberreste in die Wälder rettete. Während dieses glänzenden Gefechts erschien jenseits der Marne schon der Vortrab der Truppen des Generals von Wintzingerode, die über die hergestellte Brücke in Epernay einzogen.

Schon am 22. März fand Tettenborn aus den Berichten seiner verschiedenen Partheien zu vermuthen Anlaß, daß Napoleon nach den Gefechten bei Arcis-sur-Aube, deren Ausgang wir demzufolge nicht ganz ungünstig für uns glauben mußten, sich neuerdings gegen die Marne und zwar auf Vitry wende, wo die Marne überall zu durchwaten ist, und er daher ohne Schwierigkeit die Straße von Nancy gewinnen, oder auch zunächst unsrem Hauptheer in den Rücken kommen konnte. Ueber diese Bewegung so schnell als möglich bestimmte Sicherheit zu erlangen, war nun eine der wichtigsten Aufgaben, von deren Lösung der ganze Feldzug eine andere Wendung erhalten konnte. Tettenborn sandte daher auf beiden Seiten der Marne mehrere Partheien aus, um gegen Vitry hin den Marsch des Feindes zu entdecken, und über Cosle und Sommesous, falls der Feind schon wirklich über die Marne gegangen, in seinem Rücken Nachrichten einzu-

sammeln und Kouriere aufzufangen. Der hanseatische Lieutenant Redlich hatte das Glück, einen Kourier nach langem Verfolgen einzuholen, und lieferte Abends dessen Papiere nach Chalons. Sie waren von der allergrößten Wichtigkeit. Außer einem durchgebesserten Bulletin von der Schlacht bei Arcis, welches einen Sieg auf solche Art verkündigte, daß uns kein Zweifel über den Vortheil der Unsrigen bleiben konnte, befanden sich darunter die merkwürdigsten Briefschaften in größter Menge; der Marschall Lefebre z. B. schrieb an seine Gemahlin, Napoleon sei bei Arcis mit seinem Gefolge durch den Angriff eines ungarischen Husarenregiments, das ohne Zweifel nicht wußte, wen es vor sich hatte, in größte Gefahr gerathen, und habe selbst nach Degen und Pistole gegriffen, ein Pferd sei ihm unter dem Leibe getödtet worden, er wolle aber nicht, daß man es wisse, und anderes dergleichen. Die Hauptsache war aber ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's selbst an die Kaiserin Marie Louise, worin er ausdrücklich sagte, daß er auch ohne bei Arcis vollständig gesiegt zu haben, dennoch weiter vormarschire, um sich seinen Festungen zu nähern, und die feindlichen Heere sowohl getrennt zu halten, als auch immer weiter von Paris abzuziehen. Das Schreiben, dessen erste Entzifferung mir unter nicht geringer Anstrengung erst nach einiger Zeit gelang, lautete: „Mon amie. J'ai été tous ces jours à cheval. Le 20 j'ai pris Arcis-sur-Aube. L'ennemi m'y a attaqué à huit heures du soir le même jour, je l'ai battu et lui ai fait 4000 morts; je lui ai pris 2 pièces de canon et même pris 2 obusiers quittés. Le 21 l'armée ennemie s'est mise en bataille pour protéger la marche de ses corps d'armée sur Brienne et Bar-sur-Aube. J'ai pris le parti de me porter sur la Marne, afin de les pousser plus loin de Paris et de me rapprocher de mes places. Je serai ce soir à St. Dizier. Adieu mon amie. Embrassez mon fils."

Tettenborn theilte diese wichtige Nachricht sogleich nach beiden Seiten, sowohl dem schlesischen als dem großen Heere mit, deren Verbindung nun auch schon ohne Hinderniß über Fère-Champenoise und Vertus hinter dem Rücken Napoleon's

bewerkstelligt war. Nach diesen, besonders den in den letzten Zeilen enthaltenen Aufschlüssen war keine Zeit zu verlieren. Wintzingerode nahm die sämmtliche Reiterei seines Heertheils, etwa 7000 Pferde nebst 46 reitenden Kanonen, und rückte am 23. März von Epernay gegen Vatri vor, zog Tettenborn aus Chalons an sich, und marschirte am 24. in der Richtung auf Vitry. Wir sahen es in voraus als entschieden an, daß jetzt die beiden Heere Blücher's und Schwarzenberg's, anstatt vor Napoleon wie bisher seitwärts in größere Trennung sich zurückzuziehen, jetzt hinter ihm zusammenstoßen und vereinigt bleiben mußten. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen trafen mit Schwarzenberg am 24. in der Nähe von Vitry zusammen, und in einem unter freiem Himmel gehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, was Blücher immer gewollt und angestrebt, und Schwarzenberg jetzt nicht länger versagen konnte, mit gesammter Heeresmacht, anstatt dem Kaiser Napoleon wie er es wünschte zu folgen, gradezu auf Paris loszugehen. Die Verbündeten konnten nun vielleicht mit Einem Schlage den Krieg endigen; sei es, indem sie vor Napoleon Paris erreichten und sich dieser Hauptstadt bemächtigten, oder daß es, im Fall er sogleich umkehrte, in der großen Ebene zwischen der Marne und Aube zur Schlacht käme, in der unsre zahlreiche und vortreffliche Reiterei, die bisher zu sehr vertheilt gewesen und nicht gehörig gebraucht worden, in großen Massen wirkend ihr bedeutendes Uebergewicht darthun konnte.

Man darf diesem Entschluß das Lob einsichtiger Kühnheit geben. Daß auch einiges Wagniß dabei war, verhehlte man sich nicht. Napoleon hatte den Kern seiner Truppen bei sich und konnte sich mit den zahlreichen Besatzungen seiner Festungen vereinigen; der General Maison in den Niederlanden hatte sich schon in Verbindung mit dem General Carnot gesetzt, bedrohte Brüssel, und konnte bald vielleicht Napoleon die Hand bieten; hinter unserm Heere war alles im Aufstande, der durch Napoleon's Erscheinen nur noch gesteigert werden mußte; der Marschall Augereau befehligte zahlreiche Truppen bei Lyon, und konnte von dort herangezogen werden; unsere Heere verloren sich immer tiefer in Frankreich,

getrennt von ihren Hülfsquellen, in einem verwüsteten Lande, ohne Verbindung, Zufuhr, Ersatz, Stützpunkte, und konnten bald vor der Hauptstadt des Reichs stehen, deren Volksmenge fähig war, ein großes Heer zu beschäftigen, zu vernichten. Alles dieses durfte die größten Bedenklichkeiten erregen; allein nie ist das Wesentliche von dem Scheinbaren besser unterschieden worden, und die erwählte Maßregel war die rechte, auch wenn ihr Erfolg minder günstig ausgefallen wäre. Paris und Napoleon hatten ihre bisher vereinte Bedeutung schon von einander getrennt. Die großen Heere brachen am 24. und 25. März von der Aube und Marne nach Paris auf, und trafen am 25. bei Fère-Champenoise die vereinigten Marschälle Marmont und Mortier, die von Soissons nun auch wieder an Napoleon sich anschließen wollten; nach kurzem, aber blutigem Kampfe wurden diese geschlagen und vernichtet, und der Marsch gegen Paris unaufhaltsam fortgesetzt.

Indeß durfte Napoleon selbst nicht aus den Augen gelassen werden. Der General von Wintzingerode, jetzt gegen 8000 Reiter stark, erhielt den Auftrag, dem Marsche Napoleon's auf dem Fuß zu folgen, seine Truppen zu necken, zu ermüden und einzeln aufzureiben, vor allem aber ihn in der Täuschung zu erhalten, daß das große Heer der Verbündeten ihm folge. Wintzingerode war am 24. Mittags über Vitry hinausgerückt, und setzte Nachmittags seinen Marsch auf dem rechten Ufer der Marne gegen Saint-Dizier fort. Tettenborn führte den Vortrab, der aus Kosakenregimentern, dem Isum'schen Husarenregimente und 8 reitenden Geschützen bestand, zusammen etwa 1500 Reiter. Den General Tschernyscheff mit ungefähr 2000 Kosaken sandte er auf dem linken Ufer in südlicher Richtung vor. Nach der bei Craonne gemachten Erfahrung hätte man billig Bedenken tragen dürfen, Wintzingerode'n so große Reitermassen zu solch wichtigem Zweck anzuvertrauen, da ihm kühner Unternehmungsgeist und selbst rasche Thätigkeit fehlte; allein er war einmal da, und man konnte ihn nicht übergehen; übrigens stand er bei dem Kaiser in besondrer Gunst, und seine persönliche Tapferkeit war anerkannt. Um der letztern Eigen-

schaft willen ehrte ihn auch Tettenborn, und sah sich nicht ungern unter seinen Befehl gestellt, da sie schon vom österreichischen Dienste her befreundet waren.

Der Feind war schon am Nachmittag aus der Nähe von Vitry weggezogen, und wurde erst mit einbrechender Nacht in dem Dorfe Thièblemont erreicht, wo sein Fußvolk erst nach lebhaftem Geplänkel abzog. Am nächsten Tage wurde die Verfolgung heftiger fortgesetzt, und eine größere Abtheilung des Feindes in Saint-Dizier eingeholt, wo sich sogleich ein hitziges Gefecht entspann; Wintzingerode folgte seinem Vortrabe dicht auf dem Fuße, und hinderte dadurch jede freie Bewegung desselben, ohne ihn wesentlich unterstützen zu können, da die ganze Masse hinter ihm auf der Straße gedrängt stehen blieb, und der Raum schon für den Vortrab zu enge war. Der Feind hielt Saint-Dizier mit Fußvolk stark besetzt; es war die Nachhut des Generals Gerard, der den zweiten französischen Heertheil befehligte; seine Haupttruppe war über die Marne gegangen und zog am linken Ufer abwärts nach Valcour in der Richtung auf Wassy, während Napoleon schon weiter auf Bar-sur-Aube vordrang. Tettenborn ließ Saint-Dizier durch Kosaken umschwärmen, und wandte sein besonderes Augenmerk auf die feindlichen Truppenzüge, die wir jenseits der Marne in uns entgegengesetzter Richtung längs des Ufers fort und dann links die Höhen hinauf nach Valcour marschiren sahen; sie gaben uns auf der ganzen Strecke die rechte Flanke bloß. Eiligst ließ Tettenborn dem Dorfe Valcour gegenüber bei Hoiricourt hart am Ufer seine 8 Kanonen aufpflanzen und ein mörderisches Feuer auf die jenseits abziehenden Truppen eröffnen. Die Wirkung war furchtbar; von derselben Kugel sahen wir drei, vier Mann stürzen, durch dieselbe Granate ganze Züge in Verwirrung gerathen, die vordersten Abtheilungen eilten die Höhe zu gewinnen, die späteren stoben in Angst und Schrecken aus einander, und retteten sich vereinzelt in die Gehölze seitwärts der Straße. Da zugleich ein Kosakenregiment durch die Marne setzte und die in Saint-Dizier zurückgebliebenen Franzosen, die sich bis dahin tapfer gehalten hatten, abzuschneiden drohte, so beeilten auch diese ihren Rückzug und

suchten vor dem auch ihnen verderblichen Geschützfeuer eine Zuflucht in dem nahen Walde.

Der Feind hatte jedoch nicht gesäumt einen Theil seines Geschützes, das schon auf der Straße nach Wassy voraus war, zurückzuholen und den russischen Kanonen entgegenzustellen. General Gerard ließ auf dem Hochrande von Valcourt eine Batterie von 16 Kanonen auffahren, die bald ein heftiges Feuer auf die unsere richtete, um den Abmarsch von Saint-Dizier zu decken. Der ungleiche Kampf wurde noch eine Weile fortgesetzt; Tettenborn selbst war bei seinem Geschütz und ermunterte die Kanoniere; da sauste eine feindliche Kanonenkugel ihm so dicht über den Kopf dahin, daß ihm die Mütze durch den Druck verschoben wurde; in ruhiger Haltung nahm er die Mütze ab, schwang sie in der Luft und dankte den Franzosen für den schönen Gruß, welches den Kosaken so gefiel, daß sie in ein lautes Hurrah darüber ausbrachen. Indeß war ein Pulverwagen durch eine französische Granate entzündet und aufgeflogen, ein Lafettenrad schwer beschädigt, und die ganze Stellung am niedern Ufer gegen die Uebermacht auf der Höhe nicht haltbar. Auch sendete der Feind schon Voltigeurs über die Marne herüber, deren Plänklerfeuer den Kosaken und Kanonieren gefährlich wurde, während das zu deren Schutz vorgezogene Isum'sche Husarenregiment in Kartätschenhagel gerieth. Tettenborn zog daher die Kanonen und Husaren aus dem Feuer zurück, und nur Kosaken blieben dicht am Feind und umschwärmten dessen Posten.

Die Franzosen behaupteten sich auf der Höhe von Valcour bis zum Abend, dann zogen sie still in der Richtung von Wassy ab. Tettenborn war augenblicklich davon benachrichtigt und folgte dem Feind auf dem Fuße nach, er ging mit allen seinen Truppen über die Marne, durch den Engweg, der aus dem Thal durch das Dorf Valcour auf die Höhe führte, erreichte die Nachhut bei dem Dorf Humbecourt, griff sie sogleich an, und vertrieb sie aus dem Dorfe. Weiter vorzudringen aber war unmöglich; alle nächsten Dörfer waren stark mit Fußvolk besetzt, und wo die Kosaken nahten,

empfing sie heftiges Gewehrfeuer. Hiernach mußte eine beträchtliche Truppenmacht sehr in der Nähe sein, die sich nicht ungestraft antasten ließ. Indeß dauerte das Plänkeln die ganze Nacht, während deren wir den Raum vor uns bis Wassy in weiter Ausdehnung durch unzählige Wachtfeuer erhellt sahen, die sich besonders auch zu unsrer Rechten längs des Waldes bis ganz in unsre Nähe erstreckten. Tettenborn brachte die Nacht rechts von Humbecourt in Eclaron zu, und machte Wintzingerode'n, der sein Hauptquartier in Saint-Dizier hatte, wiederholt Meldungen, und theilte ihm seine Wahrnehmungen in bündigster Weise mit. Doch dieser war immer noch der Meinung, man habe es nur mit einer Nachhut zu thun, die bald abziehen werde.

Frühmorgens am 26. März fand Tettenborn die Dörfer, welche der Feind am vorigen Abend besetzt gehalten, keineswegs von ihm verlassen, sondern die Franzosen rückten aus denselben mit viel stärkerer Mannschaft dem Angriffe der Kosaken sogar entgegen. Die 2 Kosakenregimenter in Humbecourt wurden durch das Vordringen einer beträchtlichen Feindesstärke zum Abzuge genöthigt, stellten sich aber dicht davor wieder auf. Benachrichtigt, daß Wintzingerode ihm 2 Reiterregimenter zur Unterstützung sende, versuchte Tettenborn das Dorf Humbecourt wieder zu nehmen, doch die angreifenden Plänkler fanden die hartnäckigste Gegenwehr, die zu brechen Tettenborn einen allgemeinen Angriff befahl. Dem plötzlichen Anstürmen einer so starken und entschlossenen Reiterei widerstanden die Franzosen nicht, sie wurden geworfen, niedergemacht, in das Dorf zurückgesprengt. Als aber die Russen in dieses eindringen wollten, wies Kartätschenhagel und mächtiges Gewehrfeuer sie mit Verlust zurück. Sehr deutlich unterschied man in der Ferne große Truppenmassen, die sich immer näher zogen, und denen immer andre nachfolgten. Tettenborn schätzte sie wenigstens auf 30,000 Mann, unter denen sehr viele Reiterei; es war kein Zweifel, daß Napoleon's Hauptstärke hier anrückte. Schon gingen auch die Franzosen auf allen Punkten zum Angriff über, und zwangen die Kosaken durch starkes Gewehr- und Kanonenfeuer überall zum Weichen; auf beiden Flügeln entwickel-

ten sich beträchtliche Reiterschaaren. Das Vordringen geschah so schnell und in so großen Massen, daß an kein Aufhalten zu denken war; Tettenborn sandte 6 seiner Kanonen und alle Husaren sogleich über die Marne zurück, mit den Kosaken und 2 Kanonen wollte er so lange als möglich auf dem linken Ufer ausdauern.

Wintzingerode, noch immer ungläubig, kam nun selber zu Tettenborn herangeritten, und meinte, es sei zweckmäßig den Feind durch einen neuen Angriff zu völliger Entwicklung seiner Streitkräfte zu nöthigen, die man alsdann erst richtig werde beurtheilen können. Er wollte, bevor er einen Entschluß faßte, die Meldungen von Tschernyscheff erwarten, deren Ausbleiben er nicht begreifen konnte. Tettenborn gab sogleich seine Befehle, doch ehe die Kosaken fertig waren, drangen auf allen Seiten die Franzosen mit Uebermacht heran, im Galopp fuhren ihre Geschütze auf, zahlreiche Reiterei entwickelte sich, große Massen Fußvolk eilten rechts und links der Marne zu, gegen die 2 Kanonen, welche Tettenborn zur Unterstützung der Kosaken auf den andringenden Feind feuern ließ, waren schnell 10 französische Kanonen in Thätigkeit. An der Stärke des Feindes war nicht mehr zu zweifeln, man sah, daß man es mit wenigstens 20,000 Mann zu thun habe, denen noch immer neue Züge folgten. Nun kehrte Wintzingerode eiligst nach Saint-Dizier zurück, um seine Truppen sämmtlich in Bereitschaft zu setzen.

Für Tettenborn war durch die Verzögerung, welche der Unglaube Wintzingerode's verschuldet, die Lage sehr schwierig geworden; er mußte für seinen Rückzug sich erst Luft schaffen, und dabei wo möglich für Wintzingerode's jetzt eilige aber fast schon zu späte Anordnungen einige Zeit gewinnen. Beides war nur dadurch zu erreichen, daß er selbst wieder angriff. Trotz der stets wachsenden und rasch vordringenden feindlichen Uebermacht war er sogleich dazu entschlossen. Er sah den offen vor ihm liegenden Raum von beiden Seiten durch Gehölz beengt, so daß er ihn durch seine Kosakenlinien ausfüllen und für deren Flanken ohne Sorgen sein konnte;

diese Gunst des Bodens benutzend stürzte er an der Spitze von 3 Kosakenregimentern ungestüm auf den Feind, der dies jetzt am wenigsten erwartete, in Verwirrung gerieth und zum Theil die Flucht ergriff. Die Kosaken stachen viele Flüchtige nieder und nahmen mehrere gefangen, unter diesen einen Generalstabsoffizier, durch den die Vermuthung, daß Napoleon mit seiner Hauptstärke ganz nahe sei, bestätigt wurde. Ehe die Franzosen sich vom Schrecken erholen und ihr heranrückendes Fußvolk in die Gehölze vordringen konnte, ordnete Tettenborn seinen Rückzug, den die zwei andern Kosakenregimenter deckten. Es war die höchste Zeit, denn in der Front rückte schon wieder alles vor, Reiterei, Fußvolk, Geschütz, auf beiden Seiten aber konnten feindliche Schaaren durch die Waldung gedeckt ihm an der Marne zuvorkommen und ihn abschneiden. Durch den Engweg bei Valcour wieder auf freies Feld gelangt, mußte Tettenborn, bevor die Furt bei Hoiricourt erreicht wurde, noch mehrmals Front machen, um die vordersten Verfolger zurückzuwerfen; in fester Ordnung, gegen die Gewohnheit der Kosaken, stellten sie sich wechselsweise auf und gingen zurück, ohne daß der Feind ihnen etwas anhaben konnte. Nachdem schon 4 Regimenter über der Marne in Sicherheit waren, wurde das letzte, bei welchem Tettenborn selbst war, heftiger gedrängt, er ließ dasselbe rasch wenden und auf den Feind ansprengen; ehe dieser sich besinnen konnte, waren alle Kosaken plötzlich umgekehrt und über die Marne gelangt.

Als Wintzingerode nun nicht mehr zweifeln konnte, daß Napoleon selbst herannahe, beschloß er Saint-Dizier zu vertheidigen, und anstatt seine gewaltige Reitereimasse zu freier Bewegung in der Hand zu haben, fesselte er sie an den ungünstigen Ort. Die Gegend war zwar eine ziemliche Strecke eben, aber doch zu sehr durch Weingärten und Zäune durchschnitten, und zu nah von allen Seiten durch Gehölz und Niederungen umschlossen, als daß möglich gewesen wäre eine so zahlreiche Reiterei mit voller Freiheit zu gebrauchen. Wintzingerode wollte ein russisches Jägerregiment, das einzige Fußvolk, welches er bei sich hatte und das den Ort besetzt hielt, nicht verlieren, wie er sagte, und verschob daher den Rückzug noch.

Er sandte demnach an Tettenborn den Befehl, die Straße nach Vitry zu behaupten, während er selbst den Uebergang bei Saint-Dizier vertheidigen und im Nothfall sich auf Bar-le-Duc zurückziehen würde. Die gesammte Reiterei marschirte in größter Eile hinter und neben Saint-Dizier auf, vor ihrer Front standen 20 Kanonen, die den flachen Raum vorwärts und die Krümmungen der Marne so wie die Furt bei Hoiricourt beherrschten. Tettenborn hatte den äußersten rechten Flügel dieser Stellung, und 9 Kosakenregimenter, das Husarenregiment Elisabethgrod, 2 Schwadronen Isum'scher Husaren, und noch 2 Schwadronen preußischer Landwehrulanen des Majors von Falkenhausen unter seinem Befehl. Den linken Flügel, der sich links an Saint-Dizier lehnte, befehligte General Balk. Weiter zurück hielt Wintzingerode seine Hauptstärke mit 26 Kanonen aufgestellt, die den Rückzug nach Bar-le-Duc sichern mußte.

Mit unglaublicher Schnelligkeit aber entfaltete sich die französische Macht, Truppen drängten sich an Truppen und wogten über Valcour in die Ebene hinab, und in wenigen Minuten stand alles im Gefecht. Eine große Anzahl Kanonen bestrichen von der Höhe bei Valcour die russische Front und die Stadt Saint-Dizier. Unter fortwährendem Kanonenfeuer setzte der Feind mit großen Massen Reiterei, mit Fußvolk, und selbst mit Kanonen, durch die Marne, und rückte unaufhaltsam gegen die Straße von Vitry vor, immer näher schmetterte das heftige und überlegene Geschützfeuer in die Reihen der Russen, die noch nicht durchgängig geordnet waren. Gepäck und Handpferde waren noch nicht zurückgeschafft, und ihr Herumirren veranlaßte Störungen, die sehr nachtheilig wurden. Vor jener Straße von Vitry rechts seitwärts hielt Tettenborn mit etwa 1000 bis 1200 Reitern, worunter 4 Schwadronen Husaren, die übrigen lauter Kosaken. Eine Masse von wenigstens 10,000 französischen Reitern war bereits über die Marne, und schob sich zwischen Wintzingerode und Tettenborn trennend vor. Der General Sebastiani, so erfuhren wir später, war hier mit der Gardereiterei zuerst über den Fluß gegangen, ihnen folgten Dragoner, Kürassiere, Husaren, die tüchtigsten französischen Reiter-

generale, Excelmans, Colbert, Milhaud, Kellermann, Lefebvre-Desnouettes standen an der Spitze. General Gerard mit seinem Fußvolk war ebenfalls bei Hoiricourt übergegangen, der Heertheil von Ney und das Fußvolk der Garde war im Anzug, der Heertheil von Oudinot marschirte aufwärts gegen Saint-Dizier.

Tettenborn erkannte die große Gefahr, jeden Augenblick konnten diese schwellenden Massen sich plötzlich entfalten und alles überrennen, umschließen, vernichten. Auch rückte noch immer mehr Fußvolk und Geschütz über den Fluß und stellte sich zum Kampf. Hier war keine andre Vertheidigung möglich, als selber zum Angriff überzugehen. Tettenborn sandte seinen Adjutanten Rittmeister von Lachmann zum General Balk, und ließ ihn auffordern gemeinsam das Wagniß mit aller Kraft zu bestehen. Balk aber wollte vorher die Franzosen durch seine Kartätschen mürbe machen und ließ sein Geschütz heranfahren. Inzwischen war die französische Reiterei schon ganz nahe gekommen, die Gefahr auf's höchste gestiegen, es war der letzte Augenblick der sich noch benutzen ließ. An Umkehren und Zurückweichen war nicht mehr zu denken, es wäre daraus bei dem Nachdringen des Feindes die wildeste Flucht geworden. Da faßte Tettenborn für sich allein den kühnen Entschluß, nahm seine 1000 Reiter zusammen, und warf sich, er selbst an der Spitze des ersten Treffens mit heftigem Ungestüm auf jene Massen, die eben anfingen sich zu entwickeln. Mit unerschrockener Tapferkeit fielen die Husaren und Kosaken in die französischen Schwadronen, durchbrachen die erste Linie, hieben und stachen eine Menge Feinde nieder, jagten die Flüchtlinge vor sich her; die zweite Linie war gleichfalls durch den plötzlichen Anprall erschüttert, und schon hin und wieder gebrochen, besonders da auch ein Dragonerregiment von Balk jetzt den Angriff unterstützte. Allein die übrige russische Reiterei nahm nicht Theil. Die Tettenborn'schen Reiter geriethen im Vordringen auf die feindlichen Kürassierregimenter, die mit vorgehaltenen Stoßdegen eine undurchdringliche Linie bildeten. Plötzlich entfalteten sich zu beiden Seiten neue Schaaren feindlicher Reiterei, deren immer mehr und mehr aus dem Hintergrund

herbeikamen, das Mißverhältniß der Zahl war zu groß, und durch keine heldenmüthige Tapferkeit der Unsrigen auszugleichen; diese kamen unglücklicherweise nun auch in den Bereich des feindlichen Geschützes, ja des Gewehrfeuers des aufmarschirten Fußvolks, einer solchen Uebermacht war nicht zu widerstehen, die Umkehr erfolgte von selbst, und nachdem auch das zweite Treffen geworfen worden, stürmten Verfolgende und Verfolgte in wirrem Gemeng auf der Straße von Vitry fort, wohin auch das Gepäck und die Handpferde flüchteten und die Unordnung mehrten. Tettenborn, der mit seinen Offizieren bis zuletzt im Kampfe ausgehalten hatte, und lange Zeit persönlich in größter Gefahr gewesen war, sammelte rasch einen Schwarm Kosaken aus den Regimentern des zweiten Treffens, das nicht völlig versprengt war, und warf ihn auf die linke Flanke des verfolgenden Feindes, der hiedurch aufgehalten die Flüchtigen einen großen Vorsprung gewinnen ließ. Schon bei dem Dorfe Perthe hatte Tettenborn seine Reiterei wieder in guter Ordnung beisammen, hielt durch seine Plänkler dem Vortrabe des Marschalls Macdonald tapfer Stand und zog erst in der Nacht nach Marolles gegen Vitry zurück. Sein ganzer Verlust betrug nur etwa 40 Mann, viele anfangs Vermißte waren nur versprengt, und fanden sich in der Nacht wieder ein.

Die Reiterei Wintzingerode's hatte ein schlimmeres Loos. Die Dragoner unter dem General Balk wurden geworfen, ehe sie sich in Bewegung gesetzt, ihren kämpfenden Waffenbrüdern zu Hülfe zu kommen. Auch Wintzingerode's Haupttrupp erlitt eine völlige Niederlage; Wintzingerode leistete anfangs heldenmüthigen Widerstand, mußte aber zuletzt der Uebermacht weichen. Saint-Dizier, von den russischen Jägern mit großer Aufopferung hartnäckig vertheidigt, mußte verlassen werden, die Reiterei wurde zum Theil in die Wälder versprengt; ein Theil des Geschützes ging verloren. Wintzingerode nahm seinen Rückzug auf Bar-le-Duc, setzte seine noch übrigen Truppen bald wieder in gute Verfassung, und wies den verfolgenden Feind, so oft er zu nahe kam,

mit größter Tapferkeit zurück. Er hatte gegen 1000 Reiter, 500 Jäger zu Fuß und 4 Kanonen.

Dieses Gefecht, obwohl es einen ungünstigen Ausgang nahm, ist für eines der glücklichsten des ganzen Feldzugs erkannt worden, weil es mit dem Irrthum verknüpft war, durch welchen Napoleon drei volle Tage verlor, während welcher Zeit seine Hauptstadt Preis gegeben blieb. Er war nämlich überzeugt gewesen, daß das ganze Heer Schwarzenberg's hinter ihm herzöge, und Wintzingerode hatte diese Ueberzeugung dadurch klüglich genährt, daß er in Saint-Dizier Wohnungen für den Kaiser von Rußland und den König von Preußen hatte nehmen lassen, indem er seine Reiterei nur für den Vortrab des Hauptheeres ausgab, wie auch allerdings ganz glaublich schien. Napoleon, der dieses auf der Stelle durch einige ihm ergebene Einwohner von Saint-Dizier erfuhr, machte deßhalb in Wassy Halt, rief die vorausgegangenen Truppen wieder zurück, und dachte eine Schlacht zu liefern, bei welcher Boden, Stellung und Wirkung auf die Gemüther durchaus zu seinem Vortheil waren. Er befand sich in Person bei der Reitermasse, auf welche Tettenborn einsprengte, dessen beherzten und von richtiger Kriegserfahrung zeugenden Angriff er noch besonders rühmte, als er schon auf der Reise nach Elba mit Unbefangenheit die Ereignisse besprach, die seinen Sturz herbeigeführt hatten. Noch am folgenden Tage wollte er sich nicht eingestehen, daß er sich geirrt und in die Luft gegriffen habe, er rückte noch bis gegen Vitry vor, wo der tapfre preußische Oberst von Schwichow mit seiner kleinen Besatzung sich schon ganz auf einen Sturm gefaßt machte. Hier aber, nachdem Napoleon seine kostbare Zeit in unnützen Bewegungen verschwendet, erfuhr er plötzlich die Niederlage der Marschälle Marmont und Mortier, sowie den Marsch der Verbündeten auf Paris, und eilig raffte er die ermüdeten, halbverhungerten Truppen in Eilmärschen fort, um über Troyes, Sens und Fontainebleau der bedrohten Hauptstadt zu Hülfe zu kommen. Ein Theil der Truppen blieb auf der Straße liegen, eine Menge Pferde fielen um, und eine Anzahl Kanonen wurden in's Wasser versenkt, weil die Bespannung

mit jedem Tage schlechter wurde. Nichts desto weniger kam Napoleon nur um wenige Zeit zu spät, er war schon in Fontainebleau, als er die Uebergabe der Stadt Paris vernahm.

Welches auch am Ende der Ausgang gewesen wäre, so viel ist gewiß, daß sich Paris nicht sogleich ergeben hätte, wenn Napoleon zu rechter Zeit erschienen wäre, und daß die Erstürmung dieser Stadt bei einem dann gewiß allgemeinen Aufstande des Volks zu den mißlichsten und zweifelhaftesten Unternehmungen gehört hätte; Napoleon, durch 100,000 Nationalgarden aus Paris und der nächsten Gegend verstärkt, würde den Krieg mit neuer Kraft und Hoffnung fortgesetzt haben, und in Rücksicht aller dieser Betrachtungen war es, daß der Kaiser Alexander bald die schmeichelhafte Aeußerung machte, er danke es dem General Wintzingerode, daß er schon in Paris sei. Tettenborn's Angriff aber, obgleich die ersten Vortheile schnell wieder verloren gehen mußten, galt für eine seiner schönsten Waffenthaten, deren Erfolg darin unschätzbar war, daß Napoleon noch mehr in seiner falschen Richtung festgehalten wurde, und dabei eine Zeit verlor, die für die große Wendung der Dinge entscheidend war.

Wintzingerode und Tettenborn konnten sich nun in Chalons ungehindert wieder vereinigen. Wintzingerode bekannte seinen Irrthum und Fehler, bedauerte dem Blick und Urtheil Tettenborn's nicht vertraut und diesen einem unverdienten Mißgeschick ausgesetzt zu haben, wiewohl dasselbe gegen das, welches er selbst erlitten, in keinen Vergleich kommen konnte. Die Schuld von allem aber warf er auf Tschernyscheff, auf dessen Meldungen er sich verlassen und der aus der ihm zunächst angewiesenen Gegend, wo er die französische Hauptmacht hätte entdecken müssen, eigenmächtig abgezogen und auf Montier-en-Der vorgerückt sei, ohne ihn seinen Vorgesetzten davon zu benachrichtigen. Er versicherte, in seinen Berichten an den Kaiser, die er wie alle Generaladjutanten unmittelbar erstattete, diese Anklage scharf aussprechen so wie andrerseits die Geistesgegenwart und Tapferkeit Tettenborn's gehörig rühmen zu wollen. Nach kurzer Erholung brachen

wir am 28. März von Chalons über Saint-Dizier, Montier-en-Der, Brienne und Lesmont nach Troyes auf, wo wir am 30. ankamen, ohne jedoch den Nachtrab Napoleon's, der diesen Weg nach Paris eiligst gezogen war, zu erreichen. Auf jedem Schritte jedoch fanden wir die Spuren seines Durchmarsches, weggeworfene Kleidungsstücke und Waffen, zerbrochene Wagen, auch Nachzügler, zum Theil in so traurigem Zustande, daß es nicht der Mühe werth schien sie gefangen zu nehmen. Eine Post hinter Troyes hatte Napoleon die Truppen ihren Marsch allein fortsetzen lassen, und war mit Kourierpferden, von einem einzigen Adjutanten begleitet, nach Fontainebleau vorausgeeilt.

Von Troyes ging Tettenborn mit seinen Truppen, immer noch als Vorhut Wintzingerode's, nach Villeneuve l'Archevêque. Hier fand sich der Oberst Karl von Nostiz bei uns ein, von Tschernyscheff gesandt, um wegen der Geschichten von Saint-Dizier, die ihn doch sehr beunruhigten und deren für ihn nachtheiligem Eindruck auf den Kaiser, er entgegenzuwirken wünschte, gewisse Verständigungen herbeizuführen, nach welchen es dann in der Ordnung gewesen wäre, daß Tettenborn über Wintzingerode Klage geführt und diesen beschuldigt hätte, das ganze Unglück durch seinen Eigensinn veranlaßt zu haben. Allein Tettenborn's freimüthige Gradheit war zu keinem solchen Schritte zu bewegen. Er war ein zu erfahrener und billigdenkender Kriegsmann, um in jedem Unglück oder Irrthum und Fehler eine Schuld zu sehen, und meinte, die großen Siege und Glücksfälle der Verbündeten, die ja zum Theil doch mit dem Ereigniß von Saint-Dizier eng zusammenhingen, ließen auch dieses, ungeachtet seines nächsten Ausgangs, in günstigem Licht erscheinen, das man nicht trüben dürfe.

Wir zogen von Villeneuve l'Archevêque weiter auf Sens an der Yonne, welche Stadt noch vom Feinde besetzt war, und fast zu gleicher Zeit, als wir davor erschienen, rückte von der andern Seite der General Allix mit französischem Fußvolk ein. Die Vorstadt wurde zwar von den Kosaken alsbald genommen, allein es war unmöglich ohne Fußvolk die Stadt selbst anzugreifen. General Allix vertheidigte sich

tapfer, und auch die heftige Beschießung der Stadt mit Granaten, welche verschiedentlich zündeten, bewirkte nicht deren Uebergabe. Schon wollte Tettenborn einen andern Ort suchen, um die Yonne zu überschreiten und gegen Fontainebleau vorzudringen; allein die Nachrichten von den Ereignissen in Paris, wo die Verbündeten eingerückt, die Thronentsetzung Napoleon's durch den Senat verkündigt, und die Rückkehr der Bourbons ausgesprochen worden war, hemmten jede weitere Unternehmung, und es trat eine allgemeine Waffenruhe ein. Der General Allix verhehlte jedoch durch sein Betragen nicht, wie unangenehm diese Wendung der Dinge ihm sei, und wie gern er wenigstens noch die Zwischenzeit, ehe die vollständige Bestätigung einträfe, zur Ausübung des widerspenstigen Trotzes verwenden möchte, der sich bald in allen französischen Truppen zur herrschenden Stimmung erhob. Diese Ruhe wurde für uns auf's neue unterbrochen, indem wir in Bray an der Seine den Befehl erhielten, unverzüglich auf die Straße von Auxerre zu marschiren, um den Kaiser Napoleon, der seine Abdankung noch verzögerte, und vielleicht nach dem Süden zu entkommen trachtete, wo er noch zahlreiche Truppen in ein furchtbares Heer zusammenziehen konnte, in diesem vermuthlichen Vorhaben zu verhindern. Wir marschirten eiligst von Bray in Einem Zuge fort bis Villeneuve-le-Roi, wo wir aber bereits österreichische Truppen fanden, dann die sichere Nachricht von Napoleon's ruhiger Anwesenheit in Fontainebleau, darauf von seiner Abdankung und seinem Vertrage, und endlich den Befehl zum Rückmarsche nach Bray erhielten. Die Truppen wurden nach Sens und Pont-sur-Yonne verlegt, von wo sie bald nachher, indem schon der Frieden mit Frankreich gesichert und dem Abschlusse nahe war, den Weg nach dem Rhein zurück antraten.

Von Bray wurde ich mit Aufträgen an den russischen Generalquartiermeister General von Diebitsch, so wie an den General von Wintzingerode, nach Paris vorausgesandt. Auf erhaltene Einladung kam bald nachher auch Tettenborn selbst mit den meisten seiner Offiziere dort an. Ein merkwürdiger Schauplatz war in dieser Hauptstadt vor uns aufgeschlossen,

welche nun die Krieger fast aller Völkerschaften Europa's in sich vereinigte, sowie die mächtigsten Herrscher, aus deren Sieg und fernerem Bund eine neue Gestaltung der Welt hervorgehen sollte. Die französische Revolution schien durch die Wiedereinsetzung der Bourbons und das verkündigte Verfassungsgesetz, die Charte genannt, völlig abgeschlossen. Doch fehlte es nicht an Zeichen, daß Frankreich fortwährend einen ungeheuern Gährungsstoff in sich trüge, den die neue Regierung nicht so leicht beruhigen, vielleicht nur mehren würde. Die Kriegsherrschaft Napoleon's lebte in den Trümmern seiner Heere, in seinen Einrichtungen und Anstalten, die man größtentheils bestehen ließ, heimlich und offenbar fort; die revolutionairen Grundsätze und Meinungen, welche nur Napoleon bisher niedergehalten hatte, wachten täglich belebter auf, und stellten sich herausfordernd zum Kampfe gegen diejenigen Kräfte, welche die Zeiten vor der Revolution, trotz der Charte, erneuern zu wollen schienen. Doch der große Umschwung der Dinge, der täglich neue Erscheinungen, Thätigkeiten und Bezüge hervorrief, der Drang der Geschäfte, zu deren Verfolg schon die Blicke nach London und nach Wien gerichtet waren, und besonders das tägliche Lebensgewühl, welches Sinn und Geist umfing, ließen die Betrachtung auf den damals nur noch untergeordnet erscheinenden französischen Regungen nicht allzu sehr weilen.

Ich sah in Paris auch Stein wieder, in wie andrer Stellung als damals in Prag! auf dem Gipfel des Glücks, in Sieg und Macht, dem schmachvoll gestürzten Gegner mit schon geschwächtem Hasse nachblickend. Aber auch die Revolution sah er als völlig überwunden an, oder glaubte das, was noch übrig sei, leicht unterdrückbar. Er wollte nicht von Bedenklichkeiten und Sorgen hören, und selbst sein Jugendfreund, der Graf von Schlabrendorf, der auf ganz anderm Standpunkte den Verlauf all dieser Weltereignisse miterlebt, konnte mit keiner seiner Bemerkungen bei ihm durchdringen. Beide Männer, einig im Hasse gegen die Herrschaft Napoleon's und in der Freude über dessen Sturz, gingen in allen Folgerungen, welche sie von da ab wünschten und hofften, nach ganz entgegengesetzten Richtungen,

und so bildete sich frühzeitig in diesen beiden Freunden die Spaltung ab, welche späterhin so ausgebreitet und ausdauernd in Deutschland die Meinungen und Ansichten ergriffen hat.

Von dem fernern Aufenthalt in Paris, dem Wiedersehen Metternich's, Hardenberg's, Wilhelm's von Humboldt, der Bekanntschaft mit Frau von Staël und andern bedeutenden Personen, sowie von manchen persönlichen Begegnissen und Erfahrungen wird in einem andern Abschnitte zu reden sein.

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Paris.

1814.

Mein Geschäft mit dem General von Diebitsch war auf das freundlichste bald abgethan, nicht eben so leicht die Bestellung, die ich dem General von Wintzingerode zu machen hatte; ich fand ihn noch aufgereizt von der Geschichte bei Saint=Dizier her; der Kaiser Alexander hatte ihm zwar hoch angerechnet, daß er dort die Uebermacht Napoleon's auf sich gezogen, und dadurch den großen Heeren den Marsch nach Paris erleichtert hatte, allein dies Verdienst war doch immer in Gestalt einer empfangenen Schlappe erworben, und Wintzingerode hing immerfort der bittern Vorstellung nach, daß er, besser unterstützt, dasselbe Verdienst mit dem hätte vereinbaren können, gegen Napoleon sich im Vortheil zu behaupten. Er sah mit Verdruß, daß die Gunst des Kaisers den Neid und Groll andrer Generale nur stärker anregte, und daß man so that, als decke ihn nur die Gunst, nicht diese Sache selbst, gegen Verantwortung. Ich traf ihn umgeben von hohen Offizieren, mit denen er sich schon im Gespräch erhitzt haben mochte; mein Erscheinen war ihm sehr willkommen, er hielt absichtlich eine große Lobrede Tettenborn's, pries dessen unerschrockenen Muth, dessen treue Zuverlässigkeit, und es war deutlich genug, daß dies Lob ein Tadel für Andre sein sollte. Für mich trat keine geringe Verlegenheit ein, als er laut ausrief,

in dem Schreiben, das ich ihm von Tettenborn gebracht, berufe sich dieser darauf, die hauptsächlichen Mittheilungen seien mir mündlich anvertraut, und nun forderte er mich auf, sogleich öffentlich vor all diesen Herren meine Aufträge darzulegen. Dies war in Wintzingerode's eignem Betreff unmöglich, und da er keine Entschuldigung wollte gelten lassen, sondern darauf bestand, er wolle alles vor diesen Zeugen hören, so blieb mir nichts anderes übrig, als einige unverfängliche Anliegen vorzutragen, die zwar einigermaßen erheblich, aber doch kaum wichtig genug schienen, um die Sendung eines Kouriers zu rechtfertigen. Am andern Tage, als ich ihn glücklicherweise allein fand, konnte ich denn wohl der wirklichen Aufträge mich ohne Hehl entledigen; aber anstatt der Einsicht, wie schädlich es ihm gewesen wäre, wenn ich alles das vor vielen fremden und ihm nicht grade befreundeten Zeugen ausgesprochen hätte, und anstatt des Dankes, daß ich, vielleicht nicht allzu geschickt, aber doch mit hinlänglichem Erfolge, diese Verwirrung ihm erspart, bezeigte er sein Mißvergnügen, daß ich nicht dennoch gestern alles gesagt. Ich unternahm es, seine sich verirrenden Vorstellungen zu berichtigen, Besonnenheit und Ueberlegung hervorzurufen, sah aber bald, daß hier alles vergeblich war, und nach einer lebhaften, scharfen Erörterung, die für mich gefahrvoll genug war und mir schon drohende Worte zuzog, verließ ich ihn, voll Unmuthes, daß offenbare Verblendung und vorgefaßter Eigensinn einen sonst gescheidten und wohlmeinenden Mann so mächtig ergreifen konnten, um auch die einfachsten Verstandeswahrheiten nicht mehr einzusehen. Und grade die hohe Stellung, und daß dem Geringeren jeder Einspruch zum Unrecht ausgelegt werden kann, reizt in solche Selbstberauschung, die sich bei Kriegsbefehlshabern häufiger als anderswo findet, und die so leicht, wenn es große Entscheidungen gilt, verhängnißvolle Folgen hat. Ich sah Wintzingerode darauf noch ein paarmal wieder; er schien unsre verdrießlichen Begegnisse vergessen zu haben, aber auch eine Beförderung, die mir noch schließlich zugedacht und in seine Hände niedergelegt worden war. Da ich nach Beendigung des Krieges ohnehin den Dienst verlassen wollte, so kümmerte es mich nicht allzu

sehr, nicht als Major, sondern nur als Hauptmann auszuscheiden; in dem Gewirr und der Freiheit des Pariser Aufenthaltes verschwand für den Augenblick, wie aller Zwang, so auch beinahe der Werth der Dienstverhältnisse.

Ich war in dem wohlbekannten Hotel de l'Empire abgetreten; die nöthige bürgerliche Kleidung, in welche jeder Stand und Rang hier beeifert war unterzutauchen, war gleich zur Hand, und ich begann meine Fahrten und Gänge, mir das wohlbekannte und durch den Wechsel der Ereignisse doch völlig neue Paris in Augenschein zu nehmen. Außerdem, daß die Fremden nun als solche, in ihrer Tracht und Wehr und Selbstigkeit, zahlreich und angesehen hervorragten, zeigten auch die Franzosen eine von der frühern ganz abweichende Physionomie. Mit den Bildern ihrer Kriegsübermacht, die ihnen seit langen Jahren schmeichelnd vorgehalten worden, waren auch die meisten andern Festigkeiten, an denen sie ihr Leben regelsicher zu halten meinten, zusammen gebrochen oder schwankend geworden, die tonangebende Meinung, das selbstzufriedene Betragen, der helle und rasche Ueberblick ihrer Zustände und Welt, der ihnen im Praktischen von jeher so großen Vortheil gab, alles war plötzlich fort, mußte erst wieder gefunden, wieder errungen werden, und das Wo und Wie lag in tiefem Dunkel. Napoleon's Stern war untergegangen, das war gewiß, ihm blickten sehnend und trauernd einzelne Anhänger nach, aber die große Menge hatte sich völlig abgewandt. Die Anhänger der Bourbons jubelten laut, und niemand störte sie, aber in ihren eignen Reihen war große Unruhe und schon mannigfache Spaltung; die wenigsten von ihnen hatten ihre Treue durchaus rein erhalten, die meisten, und unter diesen die vornehmsten und fähigsten mußten sich größere oder geringere Abweichungen verzeihen lassen; war doch sogar Chateaubriand in diesen Falle! Und während nun die Ausschließlichen sich den höchsten Lohn, den Andern aber gerechte Strafe zuerkannten, fühlten sie doch sogleich die Nothwendigkeit, auch den erst heute entstandenen Eifer gelten zu lassen und ihm einige Anschließung zu gönnen. Die Politischen hinwieder wollten von der Gegenwart ausgehend nur die Zukunft in's Auge fassen; ihnen galt Ge-

sinnung und Hingebung nur in so weit, als sie heute zu brauchen waren, und es zeigte sich bald, daß die eigentliche Kraft der Dinge bei ihnen war; die altadeligen Offiziere und Beamten, die unter dem Kaiser gedient hatten, aber nun von ihm abgefallen waren, standen im größten Vortheile des Augenblickes, sie waren am meisten geeignet, der neuen Sache mit Kraft und Erfolg zu dienen. Die Freiheitsfreunde und Republikaner, sofern sie nicht schon in das Kaiserthum übergegangen waren, standen zerstreut und dunkel im Hintergrunde, von ihnen war kaum die Rede. Die Masse des Volkes hatte wenig Selbstständiges, sie harrte beklommen und neugierig der Dinge, welche kommen würden, und konnte mit mäßigen Zugeständnissen befriedigt werden, sobald nur Ordnung, Festigkeit und eine leidliche Uebereinstimmung der Regierenden mit den bisherigen nationalen Entwickelungen zu hoffen blieb. Diese gutmüthige Hoffnung war allerdings bei Vielen vorhanden, und sogar auf die verbündeten Herrscher sah man hiebei mit Zuversicht, sie hatten ihre eigne Sache kraftvoll und weise geführt, ihre Mäßigung war augenscheinlich, und der Kaiser Alexander führte eine Sprache, welche an die schönsten Ergüsse aus den frühsten Zeiten der Revolution erinnerte. Man war überzeugt, aus so viel edlem Willen müsse Gutes und Richtiges hervorgehn; die Masse des Volkes würde ohne Widerwillen den Versuch gemacht haben, sich von dem jungen Napoleon unter Regentschaft seiner Mutter oder von dem Kronprinzen von Schweden regieren zu lassen, die Wiedereinsetzung der Bourbons, die alsbald zu Stande kam, erfuhr dieselbe halb gleichgültige, halb vertrauende Aufnahme, wiewohl nicht zu verkennen war, daß dieser Versuch im Allgemeinen die Gemüther doch bedenklicher stimmte, als es bei jenen andern schien folgen zu müssen.

Doch das eben Gesagte gilt nur von dem kleinen Zeitraum der ersten acht oder zehn Tage, denn mit unglaublicher Schnelligkeit ging eine völlige Verwandlung vor. Das Ungewisse entschied sich, das Schwankende befestigte sich, wie im Allgemeinen, so in jedem Einzelnen; die Bestürzung hörte auf, die Besinnung kehrte wieder, man erkannte sich selbst, überschaute die Fremden, die Nächsten, die Feinde und Gleich=

gesinnten, man erwog und rechnete, und binnen wenig Wochen zeigten sich alle Vortheile der Stellung und des Benehmens im täglichen Verkehr wieder auf der Seite der Franzosen. Aus dem Gewirr von Widersprüchen und Partheien erhob sich, als gemeinsamer Ausdruck aller, vorherrschend die Richtung des Nationalen, und trat den Fremden gegenüber mit Erfolg auf; alle Kräfte und Eigenschaften der Nation waren zu diesem Werke thätig und eifrig, und wie ein über Nacht schnell aufgeworfner Wall die Dahinterstehenden am Morgen in einer ganz neuen Stärke und Fassung zeigt, so standen uns die Franzosen unvermuthet in neuer Sicherheit gegenüber, indem sie mit stiller aber eiliger Arbeit, zu welcher alle Klassen beitrugen, sich mit achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen hatten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbietung und Huldigung zu widmen sei. Wirklich sah es bald aus, als wären wir nicht unsertwegen, sondern der Franzosen wegen, nach Paris gekommen, als müßten wir vor allem sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen, uns das Zeugniß edler Denkart und feiner Sitte von ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl, und nicht ohne Mißmuth, daß unsre Sache in demselben Maße erschlaffte, als die der Franzosen sich steifte, wir fühlten, daß unser Volkswesen, gemischt und unentwickelt gegen das französische zurückstände, daß unsre Anliegen zurückgeschoben blieben, wie denn sogar unsre Krieger im eroberten Lande schlecht quartiert und versorgt waren; aber den Franzosen durften wir deßhalb keinen Vorwurf machen, im Gegentheil mußten wir anerkennen, daß grade hierin sie uns ein achtungswerthes Beispiel gäben, und die Erscheinungen, aus denen es sich zusammensetzte, waren im Einzelnen so gefällig, so lustig, oder so scharf und bedeutend, daß ein unbefangener Sinn sich unwillkürlich davon einnehmen ließ.

Mein erster Gang war zu dem Grafen von Schlabrendorf. Im Hotel des Deux-Siciles, vor demselben wurmstichigen Schreibtisch, auf demselben gebrechlichen Stuhl und auch wohl in demselben zerrissenen Kittel, fand ich ihn wieder, ganz wie vor vier Jahren. Er war froh und keck, lebhaft wie immer, und sah mit stolzer Zuversicht aus seiner

Einsiedelei auf die Dinge hin, die sich draußen in der Welt begaben. Die Ereignisse freuten ihn; so lange schon hatte er den Sturz Napoleon's geweissagt, aber die Erfüllung in unbestimmte Ferne gesetzt, nun war sie plötzlich unter seinen Augen geschehen! Doch keinen Augenblick hatte sie ihn berauscht, er durchschaute besonnen die Ursachen und die Folgen des Sturzes, und verhehlte sich nicht, daß die Sache, für welche sein Eifer ausschließlich brannte, die Sache der Freiheit, dabei nicht hauptsächlich, sondern nur gelegentlich betheiligt sei, nur insofern, als sie bei jeder Bewegung gewinnen müsse. An seinen Grundsätzen, den Ergebnissen seines Nachdenkens und seiner Erfahrung, hielt er unverbrüchlich fest, im Gebiete der Idee ließ er sich nichts abdingen, keinen Anspruch, keine Folgerung, unverkürzt und unverhüllt sollten alle Erfordernisse zugestanden sein, die er als wesentlich zum Urbilde des Staates gehörige sich ausgeklügelt hatte; dafür war er nachgiebig und billig für die Erscheinungen, beurtheilte die Menschen mild, und suchte gern überall das Beste hervor. Er war der Erste, und vielleicht der Einzige, der an demselben Tage, wo Napoleon's Herrschaft brach, gleich wieder an Republik dachte, und für sie eiferte. Dennoch übersah er um seiner Träume willen keinen Drang der Wirklichkeit. Die Verbündeten waren in Paris eingerückt, mit verhältnißmäßig geringer Macht, umgeben von französischen Truppen, die zwar kapitulirt hatten, aber mit andern in Berührung kamen, die noch als feindliche anzusehen waren; die Schaaren Napoleon's konnten von Fontainebleau heranrücken, die Pariser Nationalgarde war noch bewaffnet, das Volk gährte in drohenden Wallungen, mehrere Tausend Napoleonischer Offiziere, von ihren Truppen abgekommene, neuer Anstellung harrende, oder auch von Krankheiten und Wunden genesene, streiften aufregend durch die Stadt; die geringe Zahl der verbündeten Truppen, die schwachen Maßregeln zur Sicherheit des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen wurden Anlaß zu einem verwegenen Plane, beide Herrscher aufzuheben; die Truppen bei Fontainebleau waren benachrichtigt, auf ein gegebenes Zeichen anzurücken, fünfhundert Offiziere sollten auf Leben und Tod den Haupt-

streich führen und in die Wohnungen der Monarchen eindringen, das Volk sollte in Masse zu den Waffen gerufen, an mehreren Orten Feuer angelegt werden, und wenn auch Paris darüber in Flammen unterginge, hieß es, so sei der Preis für Frankreichs Befreiung nicht zu hoch. Schlabrendorf, dem dergleichen schnell vertraut wurde, sandte noch in der Nacht eine genaue Anzeige und Warnung an den König von Preußen, der ihm dafür danken ließ, und die nöthigen Maßregeln anordnete, um jeden Angriffsversuch zu vereiteln. Einige bewaffnete Haufen kamen wirklich in den Straßen zum Vorschein, wurden aber sogleich auseinander gesprengt, und die vom Felde her sich der Stadt nähernden Truppen zurückgetrieben. Nur der erste Augenblick war hiebei der gefahrvolle, nachdem dieser verloren und alles Verabredete fehlgeschlagen oder unterblieben war, stand kein neues Unternehmen zu befürchten, solche Gelegenheit und solcher Muth wiederholen sich nicht. Hatte sich hiedurch Schlabrendorf um seinen König und um die Sache der Verbündeten verdient gemacht, so war er dagegen in andern Beziehungen ein unerschütterlicher Freund der Franzosen. Er wollte die Errungenschaft der Revolution gewahrt wissen, keines ihrer theuer erkauften Güter sollte verloren gehn. Gegen die Könige hatte er im Allgemeinen viel einzuwenden, er sprach darüber mit einer Freiheit und Scheulosigkeit, die, wie der jugendliche Ungestüm seiner geistreichen Ausdrücke, in Erstaunen setzten, besonders da er zu Franzosen aller Partheien und zu Deutschen jedes Ranges und Standes sprach, denn seine Klause war zu manchen Tagesstunden ganz überfüllt von Besuchenden. Er wurde erinnert, daß manche seiner Aeußerungen doch gefährlich seien, die heutigen Machthaber dürften in gewissen Fällen sogar strenger sein, als Napoleon gewesen. Er aber versetzte lebhaft: „Die mich hören, müssen sich fürchten, mehr als ich, der ich spreche!“ Und so fuhr er fort, alles zu sagen, was ihm in den Sinn kam.

Dem Fürsten von Metternich, den ich darauf besuchte, standen der Sieg und Ruhm der verbündeten Sache sehr wohl zu Gesicht, er durfte sich von dem vollbrachten großen Werk ein gutes Theil zurechnen, und wiewohl man behaup-

tete, die letzten Wendungen seien nicht ganz nach seinen Absichten erfolgt, und er habe andre Auswege, als die man gewählt, im Sinne gehabt, so war doch in seinem Wesen keine Spur eines Mißvergnügens zu merken, und wenn jene Meinung nicht ganz unbegründet gewesen, so wäre nur um so mehr die Ruhe und Größe zu bewundern, die das zur Thatsache Gewordene mit klarem Bewußtsein hinnahm, und nun aufrichtig und standhaft das erkannte und förderte, was vorher vielleicht dem eignen Sinne weniger entsprechen mochte. Bisher hatte sich mir neben der Aussicht, nach Beendigung des Krieges eine neue Laufbahn in Preußen anzutreten, auch die Lockung, dies in Oesterreich zu versuchen, oftmals dargeboten, und es gab persönliche Gründe genug, die mich vorzugsweise das letztere konnten wählen lassen. Nach Verschiedenheit der Umstände und Eindrücke mußte ich bald mehr zu der einen Seite, bald mehr zu der andern neigen. Die große Anziehung des Fürsten, an den sich anzuschließen mir als das wünschenswertheste Glück erschien, konnte jetzt durch ihren Zauber allem Schwanken ein Ende machen. Sie that es, jedoch im entgegengesetzten Sinne, als ich erwartet hatte. Denn da ich aus dem überaus gütigen und vertraulichen Gespräche des Fürsten bald entnahm, ihm gelte nicht als ausgemacht, daß ich im österreichischen Dienste auch in seiner Nähe bleiben würde, so war aller Eifer mir gleich erloschen, und ich fühlte deutlich, daß, wenn bloß der Staat in Betracht zu kommen hätte, ich unbedenklich Preußen vorziehen müßte.

Dies kam auch gleich zur Entscheidung, als ich den Minister von Stein zu sprechen bekam. Er lachte laut auf, daß Paris, das eroberte Paris der Ort sei, wo wir uns wiedersähen! Die Freude und das Behagen glänzten in seinen Zügen, er hatte die reinste, die vollste Zufriedenheit, ihm waren die höchsten Wünsche erfüllt, der Feind lag darnieder, das Vaterland war frei, niemand schwelgte so uneigennützig, so ledig aller Nebengedanken, in diesem frischen Gefühle. Daheim würde schon alles zum Besten sich ordnen, meinte er, und wenn nur Recht und Wahrheit im Ganzen walteten, so dürfe man es mit einer Handvoll Ge-

brechen nicht so genau nehmen, deren würden in allen menschlichen Einrichtungen immer zu finden sein. Auch er hatte in seiner hohen Stellung öfters zwischen Preußen und Oesterreich geschwankt, bald dem einen, bald dem andern sich stärker angeschlossen; allein während der letzten Monate war sein Sinn entschieden auf preußischer Seite befestigt worden und mit den politischen Ansichten des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg in volle Uebereinstimmung getreten. Er fragte mich, was ich zu thun gedächte. „Sie werden doch nicht nach Rußland gehen wollen? Pfuel, Clausewitz, Barnekow, die kehren alle nach Preußen zurück, und da rath' ich Ihnen auch sich anzuschließen. Da will man Sie brauchen, ich glaube im Fach der auswärtigen Angelegenheiten, Hardenberg hat es mir gesagt; der will ihnen wohl und denkt, Sie können gut schreiben. Werden Sie mir aber nur kein Schwätzer und kein Naturphilosoph, studiren Sie Grotius und Puffendorf, da steckt die ächte, die kernhafte Diplomatik drin." Die Warnung vor der Naturphilosophie hatte ich mir noch von Prag her verdient, und er nannte mich, wie dort, auch hier bisweilen „Herr Metaphysikus". Der gutgemeinte Eifer des trefflichen Mannes wurde durch seine polternde Ausdrücke nur noch wohlthuender, ich hätte sie für keine, noch so zierlichen eintauschen mögen! Er hatte mir noch eingeschärft, ohne Säumen bei Hardenberg anzusprechen, ich würde vielleicht sogleich da zu thun finden. Nun war das meine Meinung wohl nicht, so übereilt wollte und durfte ich Tettenborn nicht verlassen, und wenigstens den Sommer wünscht' ich mir frei zu erhalten, um ganz der eignen Neigung lebend mich zu erholen und zu sammeln. Aber den Staatskanzler aufzusuchen war mir Annehmlichkeit und Pflicht.

Bei Hardenberg sah es preußisch aus, prunklos und kriegsmäßig, als wäre man noch im Feldlager, gedrängt, geschäftig. Generale und Offiziere in großer Anzahl, die freudige Stimmung noch mit etwas Trotz und Mißvergnügen gemischt, die Rede kühn und scharf, gern in Ironie auslaufend. Durch Wilhelm und Alexander von Humboldt, Gneisenau, Knesebeck, Rühle von Lilienstern, Ancillon und

Jordan, die ich hier beisammen fand, fühlt' ich mich sogleich auf bekanntem Boden, der Staatskanzler selbst war die hervorragende Mitte dieses Kreises. Hier hörte ich zuerst die bedeutenden Worte, der Krieg sei noch nicht beendigt, der Frieden könne nur ein Waffenstillstand sein, nur die Sache Napoleon's sei abgethan, die Nationalsache zwischen Deutschland und Frankreich aber nicht ausgefochten, man werde dazu nochmals auf den Wahlplatz zurückkehren müssen. Wer konnte denken, daß die Prophezeihung Gneisenau's im nächsten Jahre schon eine scheinbare Erfüllung finden würde! Doch allerdings nur eine scheinbare, denn abermals war es nur wieder die Sache Napoleon's, die ihre schließliche Entscheidung empfing, die andere Sache steht noch jetzt, nach achtundzwanzig Jahren, eben so wie damals.

Der Eintritt zweier Franzosen gab dem Gespräch eine andre Richtung; der eine, Oberst von Thierry, ein schöner und feiner Mann, hatte eine nahe Beziehung zu Preußen, denn er war mit der Gräfin von der Mark, der Halbschwester des Königs, verheirathet. Er kam von dem Könige her, ganz entzückt von dessen ernster Biederkeit und großmüthiger Fürsorge. Den Namen seines Begleiters erfuhr ich nicht. Man sprach nun französisch, und sowohl Wilhelm von Humboldt als sein Bruder Alexander nährten die gute Stimmung durch heitre Einfälle und scharfe Bemerkungen; bald aber nahm Ancillon das Wort, und machte dem Staatskanzler Vorwürfe, daß er sich mit so geringer Wohnung begnüge, nicht glänzender Haus halte, nicht mit mehr Gepränge auftrete, den Franzosen müsse man auch durch solche Mittel imponiren. Hardenberg lächelte, indem er sein Gehör anstrengte, dem Redner zu folgen; denn die freundlichen Phrasen gingen bald in feierliche Rede über, so daß alsbald das Scherzwort laut wurde, Ancillon spreche in dem hohen Stil, in welchem der Staatskanzler leben solle. Der Begleiter Thierry's zog mich bei Seite und fragte verwundert, wer dieser Redner sei? Ich gab ihm Auskunft. Er wollte gar nicht begreifen, daß derselbe von Franzosen abstamme. „Nie hätte ich das geglaubt, rief er; sehen Sie, bei allen kleinen Abweichungen des Tons und der Aussprache, würde

ich das Französische dieser beiden Herren — er deutete auf beide Humboldt — als natürlicheres und geläufigeres anerkennen, als das Ihres Réfugié's, auf das Sie so viel zu halten scheinen."

Mein künftiges Verhältniß wurde von Hardenberg vorläufig so besprochen, wie es für den Augenblick mir genügen konnte. Ich sah meine Lebenswendung für entschieden an, und Stein, dem ich es zu melden eilte, bezeigte die größte Zufriedenheit darüber; eben so Tettenborn, der inzwischen mit dem größten Theile seiner Offiziere gleichfalls in Paris eingetroffen war, und sich freute, daß ich wenigstens die nächste Zeit noch mit ihm bleiben könnte. Er hatte für sich und sein Gefolge eine große prächtige Wohnung in der Rue du Helder genommen, und ich mußte nun in dasselbe Hotel ziehn, ehemals Hotel de Mirabeau genannt, wie ich mit Vergnügen erfuhr. Das enge Zusammensein mit den Kriegskammeraden genoß ich als ein schönes Glück noch zuletzt vollauf, denn der geliebte General hielt uns gern vereint, und blieb auch auf dem heißen Boden der üppigen Hauptstadt uns ein glänzender Führer zu allen Herrlichkeiten und Vergnügungen, wie früher im Felde zu Kampf und Anstrengung. Die nahe Trennung war übrigens nur allzu gewiß, das Band, welches die verschiedenartigsten Verhältnisse innig zusammengeschlungen hatte, löste sich auf. Pfuel, Hochwächter und Bismarck kehrten nach Preußen zurück, Droste von Vischering und Herbert nach Oesterreich, die Hanseaten nach Hamburg, der Marquis de La Maisonfort war schon kein Russe mehr, sondern wieder ein völliger Franzos, Russen und Deutsche sannen auf die Heimreise, manche der letzteren auf neue Abentheuer; als Adjutanten blieben bei dem General zuletzt nur die Rittmeister von Lachmann und von Philippsborn, sie sollten ihn fürerst nach London begleiten, wohin auch mir mitzureisen bestimmt wurde.

Ich benutzte die Zwischenzeit auf's beste, und fand in dem bewegten Drange so vieler Menschen und Gegenstände noch immer Zeit, auch durch Schreiben mannigfach thätig zu sein. Zu Tagesbemerkungen, Denkschriften und Aufsätzen gab es immer neuen Anlaß; Briefe waren zu schreiben, ge-

schäftliche und freundschaftliche. Erst kurz vor Paris hatte ich durch einen Zufall, nach sechswöchentlicher Abgeschnittenheit, wieder zwei Briefe von Rahel aus Prag empfangen, zwar nur ältere, aber bei nun wieder offner Verbindung belebte sich der Briefwechsel. Rahel war in Sorgen um mich, eine Zeitung hatte gemeldet, Tettenborn sei in einem der letzten Gefechte leicht verwundet worden, und einer seiner Adjutanten schwer; sie hatte an Tettenborn, an Pfuel und Bentheim und viele Andre geschrieben, um Nachrichten zu erlangen; erst später und zufällig, durch einen Brief von Gentz aus Wien, erfuhr sie, daß ich wohlbehalten in Paris sei. Aber noch eine andre Angst hatte sie; seit dem Treffen von Montmirail fehlten alle Kunden über Marwitz, er konnte todt sein, aber auch bloß verwundet und gefangen, und irgendwo krank und hülflos darniederliegen. Ich machte es mir gleich zum Hauptgeschäft, jede Nachforschung anzustellen, alle Behörden ging ich an, die französischen wie die unsern, ich ließ Anfragen in die öffentlichen Blätter rücken, ich vertheilte sie, trieb alle Freunde zur Thätigkeit an. Allein umsonst, es ergab sich keine Spur. Alle später eingesammelten Angaben vereinigten sich zuletzt in die kaum zweifelhafte Vermuthung, daß er bei Montmirail von einer Kugel tödtlich getroffen worden sei. Vergeblich waren auch meine Nachfragen in Betreff Willisen's, von dessen Geschick, seitdem er am Kriege Theil genommen, ich nichts gehört hatte; wenigstens erfuhr ich nichts Beunruhigendes, und tröstete mich mit guten Hoffnungen; daß Canitz wohlbehalten sei, wußt' ich von Tettenborn, der seines ehmaligen Begleiters mit liebreicher Gesinnung treu gedachte.

Henriette Mendelssohn glaubte ich mit ihrem Zögling, der Tochter des Generals Sebastiani, in der Normandie, ich fand sie aber unvermuthet, als ich grade zu Metternich gehen wollte, der im Sebastiani'schen Hotel wohnte. Mit ihr war durch den Eintritt in dieses Haus eine große Veränderung vorgegangen, sie war katholisch geworden, nicht eigentlich schon im Besitz eines festen Glaubens, aber voll Hoffnung ihn zu erlangen, und so traten die äußern Ereignisse, wie groß sie auch sein mochten, ihr sehr zurück gegen die innern,

mit denen sie täglich zu kämpfen hatte. Ich konnte ihr von keinem Troste sein, im Gegentheil mehrte ich nur ihre Unruhe, denn sie sah mich grade so reich, als sie geworden war, ohne daß ich in dieser Richtung reicher zu werden begehrte, was allerdings ihr Fall war, und wenn ihr dies zu werden gelang, so sah sie voraus, daß sie mich würde verwerfen müssen, was sie nur eben jetzt noch nicht durfte, da sie eingestandenerweise das mir Fehlende auch erst zu erringen hoffte. Eine wunderliche Verwirrung, in der aber doch mehr Unbequemes als Unterhaltendes war, und die unsern Umgang etwas ermatten ließ.

Hase's Wiedersehen auf der Bibliothek erfreute mich sehr; er zeigte in dem ausländischen Verhältnisse den ehrenhaften Sinn und die würdige Redlichkeit des deutschen Karakters, die Umstände konnten ihn nicht bestechen, er verließ und nahm keine Parthei und genoß Achtung von jeder. Dr. Karl Sieveking aus Hamburg, Senator Smidt aus Bremen, brachten mir von den Freunden und Angelegenheiten im Norden gute Nachrichten, ich empfing Briefe von meiner theuern Schwester aus Altona, wo die Nähe des Marschalls Davoust bis zuletzt viel Angst und Sorgen verursacht hatte. Nachrichten aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes kamen allmählig an, man gelangte wieder zu einigem Ueberblicke, man erkannte sich aus Todten und Lebenden heraus, und nach gehaltenem Abschlusse fing man auf neue Rechnung zu leben an. Unter den Verlusten schmerzte mich am meisten Fichte, dessen Tod mir erst hier bekannt wurde. Wen alles ich von Lebenden hier wieder sah, lieb und unlieb, erwartet und unvermuthet, aus allen Klassen, besonders aber Offiziere, preußische, österreichische und russische, — das wäre kaum aufzuzählen. Auch französische Bekanntschaften drängten sich heran, ehmalige Emigrirte, die unsern Heeren gedient oder in Deutschland sich aufgehalten hatten, die Brüder unsres Chamisso, sogar einige Spanier, die ich von Hamburg her kannte, wo sie mit dem Marquez de la Romana gewesen waren.

Smidt von Bremen wurde mir ein besonders erwünschter Gefährte, wir machten viele unsrer Gänge und Besuche ge-

meinschaftlich; in seiner launigen Heiterkeit schien er alles nur leicht zu nehmen, und nahm doch die Sachen, auf die es ankam, mit schwerem Ernst und festem Nachdruck, so daß gewiß kein Punkt, wo seiner Stadt oder des Vaterlandes Interesse sich anknüpfen ließ, ihm unbeachtet blieb, wobei doch ein sichrer Takt ihn vor Vielthuerei bewahrte, wohin solche Gaben in zu beengtem Geschäftskreise wohl zu verlocken pflegen. Smidt war als bremischer Abgeordneter während des letzten Feldzuges dem großen Hauptquartiere der Verbündeten gefolgt, und konnte mir von den dortigen Vorgängen mancherlei erzählen. Ein Mann von Geist gilt durch sich selber mehr, als durch die Stelle, welche der Zufall ihm anweist. Smidt's Ansichten und Aeußerungen blieben nicht gleichgültig, und fanden bisweilen Wiederhall in den höchsten Regionen. So wußte er ein Lied auswendig, das der in Hamburg verstorbene Dr. Kerner gedichtet hatte, als er sich von den Franzosen, denen er leidenschaftlich angehangen, mit Wuth und Grimm lossagte, weil sie statt der früheren Freiheit nur Knechtschaft und Schmach brächten; sie waren darin als blaues Fieber bezeichnet, und in wiederholten, stärksten Ausbrüchen verflucht, wobei Napoleon als der Oberste der Blauen an seinem Theile nicht verkürzt wurde. Ohne eigentlich dichterischen Werth, hatte das Lied ungemeine Kraft und Heftigkeit, die auch dem Ohr und Gedächtnisse leicht einging. Man ergötzte sich an dem blauen Sturme, und der Kaiser Franz, der sich das Gedicht mittheilen ließ, wußte es bald auswendig, und fiel nun bei hundert Gelegenheiten in die bald allgekannten Zeilen ein. Der Krieg war noch unentschieden, und mit Napoleon wurde noch unterhandelt; aber daß der Kaiser Franz ohne Bedenken täglich in solchen Versen den Blauen verwünschen konnte, zeigte genugsam, daß keine Vorliebe für seinen Schwiegersohn ihn beseelte, und manche Betreibung und Nutzanwendung folgte aus dieser Entdeckung. Ein anderesmal fand Smidt Anlaß, seine eigne poetische Kraft darzuthun. Als das große Hauptquartier nach Vesoul vorgerückt war, trat Charles Nodier's Ode gegen Napoleon zuerst an's Licht, und machte, als das erste werthvolle Erzeugniß dieser Art in französischer Sprache und von

einem Franzosen, ein ungeheures Aufsehn. Im Hauptquartiere sah man in diesem kühnen Beispiel eine Andeutung neuer Verbündeten, die man in Frankreich selbst hoffen dürfe, und der edle Redestrom drang bezaubernd in die Gemüther. Auch Stein war von dem Gedicht ganz eingenommen, und der Name Nodier blieb einer der wenigen französischen, die er bis an sein Lebensende stets mit Ehren nannte. Eines Mittags aber wurde bezweifelt, daß es möglich sei, das Gedicht deutsch wiederzugeben, und da Smidt dies bejahte, so sollte er gleich den Beweis liefern; er willigte ein und nach wenigen Stunden brachte er die fertige Uebersetzung. Sie ist meines Wissens noch nicht gedruckt, und da sie ein schönes Andenken aus dem Kriege ist, so mag sie hier wohl an guter Stelle stehen; das Französische lassen wir weg, da es in Nodier's überall verbreiteten Schriften leicht aufzufinden ist.

Napoleon.

Ode von Charles Nodier.

Mag Pöbel nach wie vor im Staube liegen
Vor Sylla's Goldpalast, bald einer Tullia
Den Wagen ziehn, bald sich dem Zepter schmiegen
Der Claudius und der Caligula!
Der Rache Götter herschten sie, mit Beben
Erfleht von ihnen ein verworfnes Leben,
Was ihrem Blutbann sie geweiht.
Doch nur der Nachwelt strafendem Gerichte
Barg ihre Frevelthaten die Geschicht[illegible]
Entriß sie der Vergessenheit.

Mag sich ein Andr[illegible]
Wer Lügen sä't, ih[illegible]
Der Freiheit Mu[illegible]
Zwang ist ih[illegible]
Um Knecht[illegible]
Zu the[illegible]
Er[illegible]

Der Mörder Erbe reißt aus Henkers Klauen
Er, was noch übrig ist vom Königsraub.
Der feige Flüchtling von des Niles Strande
Zu ew'gem Schandfleck unserm Vaterlande,
Zum Unstern ganzer Welten noch,
In unsern Schiffen birgt er Ruhm und Leben,
In Frankreichs Port wird ihm Asyl gegeben,
Er schlägt es in sein Eisenjoch!

Wie konntest Du Dein eignes Werk zertreten,
Du, der den Ruhm an Frankreichs Fahnen band!
Es floh, begann das Volk Dich anzubeten,
Die Freiheit, weinend an des Siegers Hand.
Hat eitles Hoffen Deinen Sinn verdunkelt?
Laß ab vom Pomp, der thöricht Dich umfunkelt,
Sei Krieger, — so bist Du begehrt.
Wähnst Du die Schuld durch Großthat abzubüßen,
Dein Haupt des Himmels Blitzen zu verschließen
Und daß kein Strahl durch Lorbeern führt?

Hat Deiner sich die Ehrsucht so bemeistert,
Hat unsrer Schande Staub uns so bedeckt,
Daß, nur von Herrscher-Trunkenheit begeistert,
Dich selbst im Traum kein Brutus-Dolch erschreckt?
Blick auf, und sieh den Tag der Rache nahen,
Des dunklen Schicksals Mächte Dich umfahen;
Dein heller Stern, er wird so bleich!
Tarpeja's Felsen hebt am Capitole
Sein dräuend Haupt, die Palme von Arcole
Umklammert ein Zypressenzweig.

Vergebens streut man Dir in Deinen Sünden
Sogar an heil'ger Stätte Weihrauch nach.
Auch Fürsten sterben, ihre Zauber schwinden,
Die Wahrheit setzt sich an den Sarkophag,
Ein streng Gericht ergeht, an solchem Tage
Entsinkt des Ruhmes Schimmerstaub der Wage;
Es wird zum Scheusal aller Welt
Auch Deine Asche, feucht von Völkerthränen,
Sich Dir zum ungeheuern Grabmal dehnen,
Von Natonen aufgestellt.

Vergebens wähnst Du, an des Sieges Wagen
Mit starkem Arm zu fesseln Dein Geschick,
Vom Strom der Zeit wird bald hinweg getragen
Dein Ruhm, Dein Reich von einem Augenblick.

Der Ceder gleicht's, die sich der Wolken freute
Noch gestern, niedres Gras bedeckt sie heute;
Satt Deiner Ketten ist die Welt!
Aus Gleichen wird Dir nie ein Heer von Sklaven,
Wenn nicht zuvor der Kern von Frankreichs Braven
Wie Sidney unterm Beile fällt.

Meine liebste und heilsamste Zuflucht blieb jedoch Schlabrendorf, und der Tag, wo ich ihn zu sehen versäumte, was nur selten geschah, galt mir als ein unbefriedigter. Die Gesellschaft bei ihm war immer zahlreich und gemischt, ihn hinderte niemand, und da er meist allein sprach, so konnte man im schlimmsten Falle nur für das verantwortlich gemacht werden, was man gehört hatte. Auf diese Gefahr wagten es doch die angesehensten Personen, ihn zu hören. Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Gneisenau und eine Menge andrer Preußen, besonders die vornehmen Schlesier, besuchten ihn. Von Franzosen erwähn' ich vor allen den liebenswürdigen, sprachkundigen Fauriel, den scharfsinnigen, edlen Say. Zu seinen eifrigsten Besuchern gehörte auch der Portugiese Dr. Constancio, ein Arzt, der aber Politik und Litteratur zu seinem Fach erwählt hatte, und in beiden mehr England, wohin er schon als Knabe gekommen war, als Frankreich angehörte. Oelsner, früher in diplomatischen Geschäften thätig, Keidel, Geschäftsträger der Stadt Danzig, Schubart aus Bremen, buchhändlerisch und politisch betriebsam, kannten Paris und die französischen Verhältnisse nach allen Richtungen. Sie und eine große Zahl ähnlich gestellter und beschäftigter Franzosen, von alter Zeit her mit Schlabrendorf vertraut, legten regelmäßig den Ertrag ihrer zugeströmten oder eingesammelten Neuigkeiten bei ihm ab, und empfingen sie kritisch gesichtet, erläutert und gesteigert von ihm zurück. Die frischesten Vorgänge waren hier gleich bekannt, die geheimsten Betreibungen enthüllt, die entlegensten Bezüge sogleich gefaßt und ihr Zusammenhang aufgehellt. Alle Fragen des Tages, alle dabei namhaften Personen, wurden hier mit gründlicher Kunde und ergötzlicher Munterkeit besprochen. Was für Debatten, was für Auseinandersetzungen, welche Anklagen und Vertheidigungen hab' ich hier mit angehört!

Die Stunden flogen im Sturme dahin, und immer fand man die Sitzungen zu kurz; wäre man noch anders als mit Worten oder einem Glase Wasser bewirthet worden, man hätte gern bis in die Nacht hinein ausgehalten!

Aber auch Stoff und Reiz der Tagesgegenstände in jener Zeit waren übergroß; die Geschicke der Welt, die Angelegenheiten von Europa, der Abschluß einer ungeheuern Revolution, der Anfang einer neuen Wendung, die Dämpfung und Neugestaltung der lebhaftesten und bisher mächtigsten Nation, alles war in Paris zusammengedrängt und arbeitete gährend unter einander. Ueber das künftige Regierungswesen in Frankreich war schon kein Zweifel mehr, der Wiedereinsetzung der Bourbons konnte kein Hinderniß mehr entgegen treten, schon war der Graf von Artois, für den auch der altherkömmliche Titel Monsieur aufwachte, als Vorläufer und Stellvertreter seines Bruders des Königs in Paris eingetroffen, und von Behörden und Nationalgarden feierlich empfangen worden. Auch war jederman überzeugt, daß die neue Regierung konstitutionelle Formen haben würde, nur über die Art und Stärke derselben schwebte man in ängstlicher Dunkelheit. Der Senat hatte zwar eine Konstitution entworfen und veröffentlicht, in der Meinung, der von ihm berufene König werde sie nicht abzuweisen wagen; allein jene Körperschaft entbehrte alles Ansehens und Vertrauens in der Nation, und es stand ihr schlecht an, sich zwischen Volk und Herrscher als Vermittlung aufzustellen; daß sie die Sicherung der Dotationen ihrer Mitglieder in die Konstitution aufgenommen hatte, brach beiden um so schneller den Hals, dem Senat und der Konstitution.

Nicht gesetzlich, aber thatsächlich und unhemmbar, bestand jetzt in Paris völlige Preßfreiheit; wer hätte sie beschränken, wer die Gesammtheit der Veröffentlichungen leiten, wer sie nur überschauen können? Noch unter dem eisernen Zwange der Kaiserherrschaft, in den letzten Tagen derselben, bevor die Verbündeten in Paris einzogen, hatte Chateaubriand mit Gefahr seines Lebens insgeheim seine heftige Schrift gegen Napoleon und für die Bourbons zum Druck befördert, und fast gleichzeitig mit den Ereignissen, die sie verkündete, trat

sie fertig hervor. Sie fand bei den Royalisten und bei den Fremden ungemessenen Beifall, auch in den Anschuldigungen gegen Napoleon bei vielen Franzosen noch Zustimmung genug; allein die pomphaften und sich den alten Formen anschmiegenden Erhebungen des wiederkehrenden Königshauses erregten Mißfallen und Argwohn, oder ließen kalt und gleichgültig. Auch Benjamin Constant ließ bald eine Schrift erscheinen, durch die er beweisen wollte, daß Napoleon Frankreichs Verderben gewesen, alles Heil aber nun von dem Königthume zu erwarten sei; strenger und gedankenschärfer, als der bilderreiche Chateaubriand, hatte Constant den Gegenstand behandelt, allein auch ihm warf man vor, daß er schon zu schmeichlerisch für die neue Herrschaft rede, und Feindlichgesinnte dachten daran, seine vor acht Jahren erschienene Schrift des réactions politiques wieder abdrucken zu lassen, worin er freilich hatte beweisen wollen, daß die Wiederkehr der Bourbons nie zu wünschen, nie für Frankreich heilsam sein könne!

Diesen edlern und höheren Schriften drängten sich bald eine Unzahl gemeine und geringe nach, in welchen Bonaparte und seine ganze Familie, seine Anhänger und seine Herrschaft auf alle ersinnliche Weise geschmäht, alle verschuldeten und unverschuldeten Gebrechen seiner Staatsverwaltung gehässig hervorgezogen, und alles zum Aergerniß verarbeitet wurde. Eine ganze Litteratur entstand in dieser Richtung, eine jedem guten Geschmack und Sinn durchaus ekelhafte. Ich sah hier das Gegenstück zu dem schon Einmal Erlebten, zu dem ähnlichen Hervorbrechen solcher schmähenden und schamlosen Schriften, das ich in Berlin in Folge der Unglücksfälle Preußens gesehen hatte, dieses Höhnen der Geschlagenen, dieses Schmähen der für den Augenblick Wehrlosen, dieses freche Zerreißen jeder Hülle, war mir jetzt hier, wie damals dort, in der Seele zuwider, und ich sah mit Unwillen, daß die französischen Schriften solcher Art von meinen Landsleuten begierig gekauft und genossen wurden. Sollte hier die Nemesis ihr Recht haben, so war der Göttin wenigstens edlere Sprache zu wünschen, und wenn die Genugthuung nur darin besteht, daß zu dem einen Unschönen noch ein

zweites komme, so ist es wohl besser auf alle Vergeltung zu verzichten!

In ganz anderer Richtung und unerwarteter Kraft erschienen alsbald auch Flugschriften von der Freiheitsseite her. Eine der frühesten und wichtigsten war die des Senators Grégoire, des ehemaligen Bischofs von Blois, der, ungeachtet seines revolutionairen Eifers und späteren Grafentitels, immer ein streng katholischer Christ und ein starrer Republikaner geblieben war. Er kritisirte die von dem Senat entworfene Konstitution mit eindringender Schärfe, und stellte politische Grundsätze auf, die man seit vielen Jahren nicht gehört hatte. Andere Schriften solcher Richtung, von genannten und ungenannten Verfassern, folgten rasch nach, und bei solcher Sprache und solchen Forderungen, wie hier aufgestellt wurden, begann man zu fühlen, daß die Revolution doch wohl nicht überall erstickt sei. Schlabrendorf ging mit verjüngter Lust und Kraft in diese Erörterungen ein, er hatte die Schriften gleich zuerst, erkannte ihren Sinn, ergänzte die Lücken, deutete die Anspielungen, und hatte mit den Gründen auch stets die Gegengründe zur Hand, mit welchen letztern er seine Hörer oft nicht wenig überraschte. Denn seine reife Erwägung drängte sich selbst seiner Partheineigung vor, und wo er falsche Anklagen zu finden glaubte oder oberflächliche Meinungen walten sah, da berichtigte er streng, und vertheidigte dann auch wohl das Königthum und die Bourbons mit größtem Eifer und siegender Beredsamkeit. Daß jede Seite gehört würde, darauf bestand er unverbrüchlich, er pries gerade darum die öffentliche Verhandlung, weil auch das Dumme und Verkehrte sich da ausspreche und solchergestalt unschädlich mache. Daher genügte ihm auch keines der Geschichtsbücher über die französische Revolution, weil alle zu wenig die Debatten überlieferten, in welchen doch oft einzig der Schlüssel der Begebenheiten zu finden sei. Als Zeugnisse des Tages empfahl er die erwähnten Flugschriften der Aufmerksamkeit nicht nur des Staatsmannes, sondern auch des Geschichtschreibers; er meinte, ihr wesentlicher Inhalt dürfe in einer Erzählung dessen, was wir eben erlebten,

nicht fehlen. Da er bedauerte, weder rasch und leicht noch gern zu schreiben, indem er sonst wohl eine solche Erzählung versuchen würde, so nahm ich in seinem Sinne die Feder, und begann ein Bruchstück „Die Rückkehr der Bourbons" zu schreiben, welches ich ihm dann zeigte, und ihn damit zu reizen dachte, selbst Hand anzulegen. Allein obgleich er die Auffassung billigte, so wollte er doch die deutsche Sprache für diesen Gebrauch noch zu unbeholfen halten, er meinte, die Franzosen müsse man nur französisch reden lassen. Er war nämlich damals ein großer Eiferer für deutsche Sprachreinheit, und wollte solche Wörter wie Revolution, Konstitution, Monarchie, Souverainetät, und andere dieser Art, im höheren deutschen Stil nicht gelten lassen, ohne sie doch immer durch schickliche, und fast nie durch gleichverständliche, reindeutsche ersetzen zu können. In Briefen gab er schon größere Freiheit zu, und im Gespräch völlige. Zum eigenen Schreiben war er doch nicht zu bewegen, und lehnte auch in der Folge jede Zumuthung der Art entschieden ab. Meine Arbeit blieb also liegen und mag nun, fragmentarisch und verspätet wie sie ist, nur noch als Merkwürdigkeit, in der das Leben jener Tage und der Geist jenes ausgezeichneten Mannes wiederscheint, wohlgünstigen Lesern mitzutheilen sein.

Ich besuchte Schlabrendorf auch zu solchen Stunden, wo ich ihn allein wußte, denn ihn zu stören durfte man nicht befürchten, er war Tag und Nacht zum Sprechen und Erörtern bereit, und er schien beinahe dankbar, daß man ihn vom Lesen und Schreiben erlöste, denn in der Einsamkeit war er doch zu einem von beiden nothwendig verurtheilt. In diesen Gesprächen unter vier Augen nahm er einen ganz andern Schwung, als wenn er gemischte und darunter auch wohl ganz gewöhnliche Zuhörer vor sich wußte; er verließ den realen Boden der Tageswelt, und erhob sich in ideale Gebiete der Staatskunde, der Sittenlehre, der Geschichte. Was er sagte, waren meist Bruchstücke seines großen Entwurfs einer Republik, die als Ganzes von ihm selber wohl nur als Hirngespinnst bezeichnet wurde, deren Grundlinien aber und einzelne Bestandtheile er in

jedem gegebenen Staate wiederfand, schwächer oder stärker, wonach sich denn auch die Stufe der Entwickelung bestimmen sollte, auf der sich ein Staat befände, je nachdem er viel oder wenig von jenem Ideal darstellte. Daß er hiebei auf die seltsamsten Dinge kam, unerhörte Verknüpfungen machte, und von Paradoxen zu Paradoxen sich verstieg, braucht kaum noch gesagt zu werden. So stand ihm z. B. Rußland in gewissen Beziehungen, doch freilich nur in diesen scharfbezeichneten, dem Staatsideale weit näher, als Deutschland und sogar England; in andern Beziehungen wieder waren ihm die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Beispiel des ganz Verwerflichen. Genug, man konnte von ihm sagen, wie Schiller's König Philipp vom Marquis Posa, daß die Welt in diesem Kopfe sich ganz anders abgebildet habe, als in jedem andern! Ich schrieb mir manches von seinen derartigen Aeußerungen auf, und kann daher einige Beispiele davon, fast in seinen eignen Worten hier mittheilen. „Alle gemäßigte Monarchie", sagte er eines Abends, „ist nur als Stufe zur Republik zu betrachten; der Fürst ist das sinnliche Zeichen, dessen das Volk zur Ehrfurcht für das Gesetz bedarf; kommt einmal das Volk so weit, diese Ehrfurcht für das Gesetz selbst zu hegen, so wird der Fürst unnütz, und die Republik ist da. Schlimm aber ist es, wenn das Zeichen unnütz erscheint, ehe der Sinn für das Wesen reif ist, wie jetzt in England, wo der Geringste im Volke weiß, daß sein König wahnsinnig, daher für das Land wie gar nicht da ist, und doch der Staat zusammenhält. Fände sich dagegen ein Volk so reif, republikanisch sein zu können, und so weise, freiwillig auf jener Stufe der Annäherung zu bleiben, so könnte man von solchem wohl die größten Erscheinungen der Geschichte erwarten." Ein andermal sagte er: „Die Freiheit ist untheilbar; wo man ein Stück von ihr zuläßt, da folgt unabwendbar das Ganze nach; jede einzelne ihrer Institutionen zieht die andern mit stiller Gewalt heran. Volksbewaffnung, Bürgervertretung, Preßfreiheit, all dergleichen ist ein Zweig der Freiheit, meint man den einen zu nähren und zu treiben, so nährt und treibt man alle andern mit, und unversehens

grünt und blüht der ganze Baum. Es ist in diesem Sinne ganz artig, daß die französische Republik sich jene Eigenschaft, die doch nur von der Freiheit selber gilt, angemaßt, und sich une et indivisible genannt hat." Diesem Gedanken reihte sich ein ähnlicher an: „Staaten so wenig wie Menschen", sagte er, „können isolirt sich bilden und fördern; sie verfallen in dumpfe Trägheit oder in wilde Wuth; es fehlt ihnen Tausendfaches, was nur bei nachbarlichem Wetteifer erzeugt wird und bestehen kann. Für die Vereinigten Staaten ist es ein großes Glück, daß neben ihnen andre Freistaaten entstehen, denn wiewohl jene noch vortheilhaft genug eine Mehrheit in sich selber darstellen, so sind sie doch schon sehr in Einseitigkeit erstarrt, und bedürfen neuer Anfrischung. Deßhalb konnte auch die französische Revolution nicht gleich gelingen: Ein Volk für sich allein kann so etwas nicht ausführen; man sagte immer, Frankreich sei zu groß für seine neuen Staatsformen, ich sag' im Gegentheil, es war zu klein! Aber jetzt, da die Revolution nicht mehr ein isolirtes französisches Faktum ist, da ganz Europa willig oder gezwungen daran Theil genommen hat, und noch nehmen wird, jetzt kann es gelingen, daß sie als das gemeinsame Werk so vieler Völker sich bewährt und behauptet; die Völker von Europa gehören mehr zusammen als man glaubt, sie gehen im Ganzen nach derselben Richtung, nach denselben Grundsätzen." Solche Aussprüche könnten ergiebige Texte mannigfacher Erörterungen werden, worauf wir uns doch hier natürlich nicht einlassen. Als ich ihm den Fortschritt pries, der doch darin liege, daß, ohne allen Zwang, wenigstens sichtbaren und handgreiflichen, der König von Frankreich seinem Volke freie Institutionen verhieße, rief Schlabrendorf stürmisch aus: „Ja wohl ein Fortschritt, aber kein Verdienst! Fürst und Volk sollen zusammen kommen, das ist unwiderruflich; steigt nun der Fürst nicht einige Stufen hinab und giebt, so steigt das Volk einige hinauf und nimmt; die Sache bleibt dieselbe." Dann sagte er wieder: „Die Fürsten können den Völkern nicht helfen, sie dürfen sich ihrer Macht auch um der Völker willen nicht begeben, denn die Uebergänge, einmal begonnen, hat

nachher niemand mehr in seiner Gewalt, und sie können eben so gut zum Verderben als zum Heile führen. Drum wer ein rechter Fürst ist, der bleibe es, und regiere kräftig fort, dann wird das Volk auch im Gehorsam sich frei fühlen.“ Er verlangte, die Staatsverfassung solle niemanden zwingen wollen, frei zu sein: „Mögen auch in der Republik Alle, die dazu Lust haben, sich zu Knechten, Kriechern und Schmeichlern machen! Aber das verlang' ich vom Staate, daß seine Formen von der Art sind, um einem jeden zu erlauben, ohne gerade ein Held und stets kampf- und schlagfertig zu sein, doch immer frei und würdig zu leben; diesen großen Vorzug hat England, dem ehemaligen Frankreich aber fehlte er ganz.“ Menschenfreundliches Wohlwollen war ein Hauptzug in Schlabrendorf's Staatsbildern; er verwarf es, daß Klassen oder Einzelne dem Staatszwecke zum Opfer fielen, er wollte Heil und Freude für Alle, ja seine Forderung freier Institutionen geschah nicht um des Kunstwerks willen, das sie darstellen sollten, sondern weil er jeden einzelnen Menschen dabei betheiligt sah; „denn der Mensch entbehrt des höchsten Lebensreizes“, sagte er, „wenn er nicht einem freien Gemeinwesen in thätiger Mitwirkung und höchster Selbstständigkeit angehören kann.“

Daß England im Kampfe mit Frankreich nicht unterlegen, freute ihn, besonders da er dies Ergebniß ganz aus der Stärke herleiten durfte, welche den Engländern durch ihre Verfassung und Freiheit gegeben wird; allein auch die Gebrechen dieser Verfassung und die Mängel dieser Freiheit zeigte er scharfsinnig auf, und meinte, hier liege der Grund zu Englands einstigem Fall, der nicht ausbleiben könne. „Und“, setzte er mit prophetischem Tone hinzu, „nie wird Englands Macht größer, nie glänzender und furchtbarer gewesen sein, als am Tage vorher, ehe sie zusammenbricht.“ Er wandte den Spruch des Römers vom römischen Reiche „Jam magnitudine laborat sua“ auf England an. „Uebrigens merkten“, sagte er, „die gescheidteren Engländer es schon lange genug, wo es ihnen fehle, und daß ihr Land in vielen Dingen zurückgeblieben, und es starke Schritte machen müsse, um den Nachbarn — den Besiegten —

wieder gleich zu kommen. Die Ertheilung der Bürgerrechte an die Katholiken, die Zufriedenstellung Irlands, und die unausweichbare Parlamentsreform, würden nicht bloße Schritte, sondern wahre Sprünge, halsbrechende Sprünge sein."

Reizende Schilderungen wußte er von dem Leben im Staate zu machen. Er nahm darin vier Stufen an, die des Jünglings, der aufstrebt und lernt, des Bürgers, der seine selbstständige Freiheit hat und ausübt, des Staatsbürgers, der an der Verwaltung thätig Theil nimmt, zuletzt des Altvaters, der als zurückgezogene ephorische Weisheit und Erfahrung, ohne Mitstreben des Ehrgeizes, nur noch durch Rath und Vermittelung einwirkt. In dem Altvater mahlte Schlabrendorf in belebten, großartig rührenden Zügen unwillkürlich sein eigenes Bild aus. „Wenn die Menschen", sagte er, „bei solcher gesetzlich eingeführten Abstufung, dann nur nicht über das rechte Maß hinaus auf derselben Stufe verweilen wollten, sondern einander zu gehöriger Zeit Platz machten, so könnte jeder Mensch, der lange genug lebte, sie alle durchgehen, jeder am Gemeinwesen nach seiner Gebühr Theil haben, und so die höchste Fülle menschlichen Kraftgenusses und schönster Lebensausstattung empfinden, deren Reichthum man jetzt kaum ahndet." Wenn im Staat ein Altvaterstand bestimmt würde, dann, meinte er, käme auch wieder das Alter zu Ehren, dem man jetzt schon deßhalb wenig Achtung bezeige, weil es sie nicht einmal annehmen wolle, weil es sich selbst lieber verläugne. Eine Hauptsorge des Staates müsse sein, die Männer nicht zu lange über ihre Lebensfrische hinaus in Aemtern hinaltern zu lassen, zu denen jüngere Rüstigkeit erfordert werde, hier sei es am angemessensten, goldne Brücken zu bauen für die, welche sich zurückzögen; es würde ein großes Verdienst sein, zu diesem Zwecke große Stiftungen zu machen. Er meinte auch, es würde sehr angemessen sein, wenn in einem Parlamente sich eine permanente Opposition aus lauter Altvätern bildete, die freiwillig aus den Aemtern getreten wären und keine mehr begehrten.

Ich verweile vielleicht manchem schon zu lange bei der Mittheilung dieser Urtheile und Träume des liebenswürdigen Altvaters; allein außer dem Werthe, den sie an sich haben mögen, besitzen sie an dieser Stelle einen örtlichen, den ich durch nichts ersetzen könnte und doch ungern vermissen würde. Sie kommen mir vor wie hohe Schattenbäume, zu deren stillem Dunkel man sich gern einige Augenblicke zurückzieht aus dem heißen Staub und Lärm so vieler Leidenschaften, scheinsamer Aeußerlichkeiten, leichtfertiger und unwürdiger Spiele, welche jeden ermüden, der sich durch ein Stück Pariser Leben drängt. Mir waren jene Gespräche und Gedanken wirklich eine Zuflucht und Kräftigung, und wenn ich in später Nacht von dem Hotel des Deux-Siciles durch die einsamen Straßen heimging, so fühlte ich, daß ich ein Pfund bei mir trug, das der Zerstreuung und Auflösung des wiederkehrenden Tagelebens ein heilsames Gegengewicht hielt.

Mir war aber noch eine stille Zuflucht anderer Art beschieden. Ich hatte nämlich den Ritter von Reinhold aufgefunden, der mir, seit ich ihn zuletzt in Hamburg gesehen, lange Zeit wie verschollen gewesen war. Ich wußte, daß er von Berlin, wohin er als Gesandter des Königs von Holland gegangen, bald wieder war abgerufen worden, weil Holland aufgehört hatte, ein selbstständiger Staat zu sein, sondern mit allen seinen Beamten in das französische Reich übergegangen war. Reinhold hatte seine Trauer über dies Ereigniß nicht verhehlt, und bezeigte wenig Neigung, dem Kaiser Napoleon zu dienen, sollte aber in Paris abwarten, daß ihm eine neue diplomatische Stellung zu Theil würde. Man hatte von seinem Talent und Karakter die beste Meinung, doch weil er sich um keine Gunst bewarb, noch sonst Schmiegsamkeit zeigte, so ließ man ihm nur ein geringes Wartegeld, von dem er nicht leben konnte, und dessen Auszahlung öfters unterblieb. Er trug die Ungerechtigkeit ohne Murren; sie überhob ihn lästiger Amtsthätigkeit, die man ihm hätte zumuthen können, und die nöthige Aushilfe suchte er in litterarischen Arbeiten. So lebte er zurückgezogen mit Frau und Schwester und zwei liebenswürdigen

Kindern in einer bescheidenen Wohnung der Vorstadt, beschränkt, arbeitsam, nicht ohne Sorgen, aber befriedigt in seiner glücklichen Häuslichkeit, durch sein reines Bewußtsein getröstet, und ermuthigt durch seinen stets frischen Geist, seinen klaren und sichern Ueberblick der Weltverhältnisse, die er ihrem nahen Umschwung entgegen eilen sah. Seine Gattin und seine Schwester stimmten mit ihm völlig überein, und es war eine Freude, diesen stillen heitern Kreis zu sehen, der ein ganz deutsches Leben hegte, und in seiner Beschränktheit nicht nur behaglich, sondern auch noch geschmackvoll erschien, ja die höchste Vornehmheit in den Gesinnungen bewahrte. Ich besuchte diese Familie fleißig; mit Reinhold hatte ich so viel gemeinsam erlebt, so viel, was uns gesondert betroffen, nachzuholen, und nicht weniger rief die Gegenwart lebhaften Austausch der Ansichten und Bemerkungen hervor; in sehr vielen Wahrnehmungen und Urtheilen konnten wir uns wechselsweise bestätigen, wo wir verschieden dachten, war es ohne trennenden Widerspruch.

Eines Abends kam ich zu Reinhold, mich von der Ermüdung des Tages und von den widerwärtigen politischen Eindrücken, die mir von Franzosen und Deutschen reichlich zugekommen waren, zu befreien und auszuruhen. Es war schon etwas dunkel, Reinhold und seine Schwester befanden sich im Grunde des Zimmers, Frau von Reinhold aber saß mit dem einen Kinde auf einer Fußbank am Fenster, ihr gegenüber eine fremde Dame, und ich ebenfalls rückte meinen Stuhl hier an. Nach einer Weile begann die fremde Dame etwas zu erzählen. Ihr erstes Bewegen und ihr erstes Sprechen schreckte mich auf, wie von einem Pfeil getroffen nahm ich mich zusammen. Ich war in einen Wirbel dunkler Erinnerung gezogen, diese Art, so ganz ungewöhnlich und eigen, war mir tief bekannt. Ich hörte und sann mit gespannter Aufmerksamkeit, endlich, nach langem Zweifeln und Schwanken, frag' ich unwillkürlich: „Sind Sie nicht eine Schwester von Clemens und Bettine Brentano?" Sie war es und sie mußte es sein, denn nicht auf Frankfurt allein führte diese Sprache, diese Eigenthümlichkeit zurück, sondern

geradezu auf jenen besondern Familienboden. Es war Frau von Jordis, geborne Luise Brentano — unter den Geschwistern Lulu genannt —, die jüngste der begabten Schwestern, und nicht die wenigst liebenswürdige von ihnen. Dies Erkennen verursachte eine angenehme Aufregung, es war im natürlichsten Geleise ein harmloses Abentheuer. Nach einigem Hinundherreden darüber sollt' ich nun auch meine Vorbegegnisse, die mich mit den ihrigen zusammengeführt, näher darlegen. Hier aber mußt' ich in Verlegenheit sein, denn ich kannte die Familie in Frankfurt fast gar nicht, und was ich mit Clemens in Prag und dann mit Bettinen in Berlin gehabt, war nicht eben von der Art, daß ich mich darauf hätte mit gutem Gefühl berufen dürfen. Am Ende bekannt' ich, daß es schlechterdings nicht angehe, mich ihr als einen Familienfreund vorzustellen, eher vielleicht als einen Familienfeind, wenn nicht auch das schon ihr gegenüber eine Unwahrheit sein müßte! Sie nahm den Scherz gütig auf, und eben so gütig den Ernst, der sich damit verknüpfte und in Erörterung einiger früheren Lebensumstände auslief. Sie sprach mit klarer Einsicht und inniger Liebe von den Geschwistern, wußte die Vorzüge anzuerkennen, die Sonderbarkeiten richtig zu erklären, und versetzte mir so meine Vergangenheit wohlthätig versöhnend in diese Gegenwart, nannte mich aber dazwischen doch immer wieder den Feind. Das Ganze war höchst anmuthig, und alles Störende weit entwichen, auch Reinhold's, denen im Anfange doch etwas bange gewesen, zeigten die heiterste Befriedigung; es war ein Abend, wie deren das reichste Leben nicht viele zu haben pflegt, mir aber auch dadurch merkwürdig, daß schon Einmal mir Aehnliches begegnet war, und ich in diesem Falle wiederholt erfuhr, wie schön Unbefangenheit und Witz im Vereine wirken.

Herr von Jordis, den ich bald kennen lernte, hatte früher am westphälischen Hofe zu Kassel in Geschäften sich aufgehalten. Von dorther stand er mit dem, jetzt wieder in preußischen Dienst zurückgekehrten Grafen von Bülow in genauer Bekanntschaft, und da ich ihren traulichen Gesprächen oft als Dritter zuhörte, so war ich bald in eine

Menge Geschichten eingeweiht, die man im frischen Uebermuthe gar nicht bedacht war zu verhehlen, die aber in der Folge, als sich alles besann und zurechtlegte, nicht mehr erwähnt wurden, und für die man schwerlich, um ihre bestrittene Wahrheit zu erhärten, dann noch die frühere Erzählung hätte als Zeugen aufrufen dürfen. Uebrigens konnte man damals und auch später durchgängig bemerken, daß den meisten Deutschen, welche sich am westphälischen Hofe zusammen gefunden, in der Folge stets eine gewisse Gemeinschaft geblieben, gleichsam als Theilnehmern derselben Mysterien, oder als mit demselben Gebrechen Behafteten, bei denen sich ein geheimes Einverständniß, selbst wenn es sich verläugnen möchte, doch in manchen stillen Zeichen wirksam erhält. — Auch den ehemals westphälischen General Freiherrn von Hammerstein sah ich öfters in diesem Hause, gedrückt von einem schweren Geschick, das er in keinem Betracht verdient hatte. Die unglückliche Errichtung des Königreichs Westphalen hatte auch ihn, wie so viele wackre Männer, aus seinem natürlichen Verhältniß in dieses aufgedrungene gerissen, und als der Augenblick herannahte, dieses Mißgeschick durch freie That abzuwerfen, wich der falsche Boden unter ihm, während der rechte unerreichbar blieb. Seine großen Geistes- und Gemüthsgaben, seine Gesinnung und seine Willenskraft waren eines bessern Looses werth, von dem nur einigermaßen begünstigt, er unfehlbar unter den ausgezeichnetsten Helden der deutschen Sache geglänzt haben würde!

Inzwischen war nun auch der König Ludwig XVIII. in der Hauptstadt eingetroffen, und die französischen Angelegenheiten zeigten eine mit jedem Tage festere Gestalt. Die Emigrirten drangen von allen Seiten hervor, und nahmen Besitz, nicht von ihren verlorenen Gütern, denn das war auf keine Weise thunlich, aber von der Gunst, dem Einflusse, den Aemtern. Mit ihnen wetteifernd, rückte die Geistlichkeit in die Vortheile ein, die der Augenblick eröffnete; doch mußte sie noch mit Klugheit und Schonung verfahren, denn der König selbst war ihr nicht günstig, und hielt nichts von ihren Formeln, die er nur als politisches Hülfsmittel

gelten ließ. Er war ein Philosoph im französischen Sinne, das heißt in unsrem Sinne ein Freigeist, der allen Kirchenglauben verwirft. Seltsamerweise hatte man sogar, um dem Könige unter der Masse der Franzosen Anhänger zu gewinnen, diese Seite von ihm geflissentlich gerühmt, und nicht ohne Erfolg, denn es schien darin eine Gewähr gegeben, daß die Priester kein schädliches Uebergewicht im Staat erlangen würden. Doch im Allgemeinen war gleich im Anfange die Stimmung kalt und mißtrauisch, und auch die Royalisten, die entschiedensten und heftigsten wenigstens, vertrauten für ihre Sache mehr dem Grafen von Artois und der Herzogin von Angoulême als dem Könige selbst. Bei dem Volke machte die Persönlichkeit des Königs keinen guten Eindruck; sie wurde bald Gegenstand frecher Bilder und Witzworte. Eines der Spottlieder, die gegen ihn erschienen, im Vergleich mit andern mehr lustig als schlimm zu nennen, wurde noch am Tage des Einzugs auf den Boulevards ausgetheilt, es hat sich unter meinen Papieren verwahrt, und so mag es auch hier seine Stelle finden!

Louis XVIII.

Air: Quand l'Amour naquit à Cythère.

Je vous revois, peuple fidèle,
Qui m'avez donné mon congé,
Pardon . . . . . ma goutte habituelle
M'ôte le peu d'esprit que j'ai;
Les grands rois, les hommes de tête
Font le malheur de leur pays;
Pour être bon faut être bête,
(le peuple s'écrie:)
Vive le roi! Vive Louis!

Vous étiez las de la victoire;
Vous n'en aurez plus sous ma loi,
On vit bien plus longtemps sans gloire,
J'ai soixante ans, regardez moi!
Je ne puis souffrir la vaillance.
Ça me fait mal de voir le sang,
J'arrive avec mon innocence,
Mes vertus et mon ruban blanc.

Bon jour, ma brillante noblesse!
Jadis vous m'avez planté là;
Mais aujourd'hui le péril cesse,
Je vous reconnais . . . . vous voilà!
Venez, ferme appui de mon trône,
Recevez le ruban de moi!
(les nobles s'écrient:)
Nous savons tous ce qu'en vaut l'aune,
Vive Louis! Vive le roi!

Das Gewirr des Pariser Lebens wurde mir schon mit jedem Tage unleidlicher, und ich sehnte mich, ungeachtet mir des Guten so viel begegnete, oft genug nach der Abreise, die mir aber noch lange versagt bleiben sollte. Um früher nach Deutschland zurückkehren zu können, gab ich auch den Besuch in London gern auf, und sah mit Vergnügen, daß Tettenborn seine Gedanken gleicherweise schon anders gewendet hatte. Ich war der Unruhe und des Gepränges satt, neuer Anknüpfungen bedurft' ich nicht, am wenigsten sucht' ich die hohen; die stillen und traulichen, die ich schon besaß, die mir ein dauerndes Glück verhießen, waren allein vermögend, mich anzuziehen. Dennoch durft' ich die Gelegenheiten, die zunächst auf meiner Bahn sich darboten, nicht versäumen. Ich wurde dem Könige von Preußen vorgeführt, der sich meiner von Prag und Töplitz, und dann von Breslau her, gnädigst erinnerte, und mir über meine Schilderung der hamburgischen Vorgänge im Frühjahr 1813 ein Wort des Beifalls sagte, den mir bald darauf ein noch aus Chaumont erlassenes, nun erst an mich gelangendes Kabinetschreiben auch schriftlich ausdrückte. Den alten Feldmarschall von Blücher besuchte ich, um ihn doch auch hier gesehen zu haben; er war geschwächt und verfallen, und fühlte sich nicht mehr auf seinem natürlichen Boden, die mannigfache Welt hatte ihm nichts zu bieten, als was den Husarenoffizier in ihm reizen konnte, und in einen solchen verlor er sich meist, wenn er öffentlich erschien, sofern man einen Gang durch den Garten des Palais Royal und sein Verweilen an der Spielbank so nennen will.

Gneisenau war mir in anderer Art fremd, ich ehrte ihn hoch, aber sein Umgang zog mich nicht an, seine Aeußerungen voll Haß und Grimm gegen alle Franzosen konnten mir nicht gefallen, sogar Stein war hierin billiger und beweglicher, ich konnte bisweilen entschiedenen Widerspruch gegen ihn wagen, und sogar durchsetzen. Hardenberg und Humboldt hatten alle ihre Zeit und Sorgfalt dem schwerringenden Friedensgeschäfte zuzuwenden; dies war auch der Fall bei Metternich, den ich nur noch ein paarmal sah und nur flüchtig sprach. Der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg bezeigte mir bei gelegentlichem Begegnen ein herzliches Wohlwollen, und versprach mir von freien Stücken einige merkwürdige Papiere zur Geschichte des eben beendigten Krieges, im Fall ich darüber zu schreiben dächte; allein ich sah ihn dann nicht wieder, und er war auch schwer zu finden, da er meist von den höchsten Personen in Anspruch genommen war. Wenn ich schon diese allgemein verehrten, mir bekannten, wohlgeneigten Männer wenig aufsuchte, sondern zum Theil ganz vernachlässigte, so konnte mir der Vorschlag, dem Könige von Frankreich und den französischen Prinzen aufzuwarten, jetzt wohl nicht sehr genehm sein. Er kam von dem Grafen von Trogoff, der aus einem österreichischen Major schnell ein französischer Maréchal de Camp und Adjutant des Grafen von Artois geworden war; er schwamm im Glücke der neuen Herrlichkeit, im Taumel der größten Hoffnungen, und wollte mich aus guter Meinung dem Besten, was er kannte, nahe bringen. Doch ich lehnte sein Anerbieten bescheiden ab, und wollte auch ihn selbst lieber nicht wiedersehen, als mich in Gefahr setzen, mit ihm offenbar zu brechen, was bei der Verschiedenheit der Ansichten auf die Dauer nicht wäre zu verhindern gewesen. Ich vermochte nur nicht zu begreifen, wie der kluge, scharfsinnige Mann plötzlich alle seine Verstandesklarheit und Umsicht in blinde Verstocktheit hatte umwandeln können.

Wie freudig war mir dagegen das Zusammentreffen mit dem Herzoge von Sachsen-Weimar, das ganz zufällig im Palais Royal Statt fand! Ich war schon an ihm vorüber

gegangen; er aber schickte mir nach und ließ mich zurückholen; er hatte sich zum Frühstück bei Véry mehrere Gäste bestellt, und ich mußte nun Theil nehmen, vorher aber von allen möglichen Sachen und Personen Auskunft geben, besonders von Tettenborn, Bentheim, Pfuel, und auch von Marwitz, den der Herzog gut gekannt hatte und dessen Tod er sehr beklagte. Ich wünschte zu wissen, was Goethe mache, und wie er wohl die neueste Wendung der Dinge aufnehme; der Herzog aber sagte etwas empfindlich, Goethe schreibe ihm nicht. Mit der Napoleonsverehrung würde es jetzt wohl aus sein, meinte einer der Anwesenden; der Herzog wandte sich rasch um und erwiederte: „O ganz und gar nicht, da kennen Sie Goethe nicht.“ Und er hatte Recht; ich hörte nach einiger Zeit, daß er, als man in seiner Gegenwart auf den Gefallenen heftig losgezogen, erst einige Zeit geschwiegen, dann aber mit strenger Ruhe gesagt habe: „Laßt mir meinen Kaiser in Ruh!“

In dem wechselnden Tagesgewühle konnte man keinen Schritt gehen, ohne unvermuthet auf Bekannte zu stoßen, oder von neuen Ankömmlingen zu hören. In Breslau, als der Krieg eben beginnen sollte, hatte ich Steffens zum Ausrücken bereit gesehen, und ihm scheidend die Hand gedrückt, jetzt, nach glücklich beendigten Feldzügen, konnt' ich ihm abermals die Hand unter herzlichen Glückwünschen bieten. Er hatte im schlesischen Heere gedient, in Blücher's Generalstab unter Gneisenau, und also den schärfsten und entscheidendsten Ereignissen beigewohnt, und erzählte mir herrliche Züge aus dem Kriegsleben. Neu war mir auch die muntre Mittheilung, daß er im Rheinischen Merkur von Görres ein Gegenwort wider mich geschrieben; denn von mir sei doch ohne Zweifel ein Aufsatz in der Feldlager-Zeitung, der die Möglichkeit annehme, die Franzosen könnten an die Stelle Napoleon's den Kronprinzen von Schweden wählen; das hatte Steffens bestreiten wollen. Diese Plänkelei störte unsern Frieden nicht, ich fühlte mich vielmehr geschmeichelt, solchen Gegner aufgereizt zu haben. In die Klemme des Widerstreites, der damals heftig zwischen Dänen und Schweden erregt war, gerieth ich noch oft, wiewohl ich

durch Gesinnung partheilos dabei war und nach beiden Seiten freundliche Verhältnisse hatte, wie ich denn auch in Paris mit dem dänischen Gesandten General von Waltersdorf und dem schwedischen Grafen Löwenhjelm in aller Unbefangenheit gleichmäßig verkehrte.

Immerfort erschienen neuangekommene alte Bekannte auf dem Platz, und des Anrufens, Verwunderns, Begrüßens und Umarmens war kein Ende. Aus Berlin sah ich Kiesewetter, dann Abraham Mendelssohn, den lieben Freund und wackern Bürger, der mit vollem Zutrauen, und mit ganzem Bewußtsein der Gefahr, in der schlimmen Zeit alle seine Kräfte als Geschäftsmann und all sein erworbenes Vermögen so dem Heil des Staates zu Dienste gestellt hatte, daß bei unglücklicher Wendung der Sachen auch für ihn keine Rettung gewesen wäre. Für mich hatte er noch das besondere Verdienst, unter den zahlreichen Menschen, denen seine Fürsorge und Aushülfe zu Gute gekommen, auch Rahel durch Rath und That freundlich beigestanden zu haben, dessen wir ihm zeitlebens eingedenk geblieben sind. Was wir zuerst besprachen, war der Tod unseres Freundes Veit in Hamburg, und so mußte man bei jedem frohen Begegnen immer auch einiges Leid hervortreten sehen!

Erwähnen muß ich hier unter den preußischen Bekannten noch des Obersten von Barnekow, des Obersten Grafen von Kalckreuth, des Rittmeisters Grafen Archibald von Keyserling, des Oberstlieutenants Grafen Hermann von Pückler, des Rittmeisters von Goschitzki, des Oberstlieutenants Karl von Nostitz, wiewohl sie zum Theil nicht in preußischen Verhältnissen standen. Pückler war Adjutant des Herzogs von Weimar, und seine vortheilhafte Erscheinung machte sich wie immer geltend, von seiner kriegerischen Kühnheit erzählte man glänzende Beispiele, doch jetzt, im Frieden und in Paris, sah man schon wieder mehr auf andre Auszeichnung, deren er keinen Mangel hatte. Nostitz befestigte sich mehr und mehr in dem Gedanken, nach Rußland zu gehen, wo er einen weiten Schauplatz seiner Thätigkeit zu finden hoffte; Paris gab ihm wenig Befriedigung, er mußte immer etwas ausgrübeln und anstreben, eine Klugheit ausführen, einen

Gewinn erlangen, und indem er diese ungeheure Lebensbewegung vor sich sah, mit der Gewißheit, darin müßten alle Vortheile stecken, welche die europäische Welt irgend darbiete, empfand er stets den Verdruß, nicht die Angel zu haben, durch welche sich die verschwemmten Güter aus der Fluth herausziehen ließen. Zwei seiner Freunde wußten sich anders zu helfen. Der Graf Karl von Bohlen hatte sich treuherzig eingestanden, das Beste von Paris sei eben das, was man genießen könne, und die Verfeinerung der Küche, die Köstlichkeit der Weine, die Unterhaltung in den Theatern, auf den Boulevards, in Tivoli, das alles dürfe den Sieger um so ausschließlicher erfreuen, als gerade dies später in der Heimath nicht eben so zu finden sein würde. Derselben Ueberzeugung huldigte mit noch stärkerem Eifer der vormals sächsische Major, jetzt russische Oberst von Bose; er war mit in den Krieg gegangen, und bei Gelegenheit auch befördert worden, aber zu irgend einer Auszeichnung hatte er es nicht gebracht, und zum Unglück auch nicht das kleinste Ordenskreuz erlangt. Er sprach hierüber mit lustiger Verzweiflung und knüpfte die Bemerkung an, da schon während des Krieges ihm die Rüstigkeit eines Soldaten abgegangen, so wolle er sich im Frieden, da sie völlig unnütz geworden, nicht mehr deßhalb grämen, und seine Tage so gut hinbringen, als es sein Körper fordere und erlaube. Demnach hatte er sich bei Beauvilliers förmlich niedergelassen, wo er Morgens und Mittags ungeheure Mahlzeiten verzehrte; sein stürmisches Anpreisen dieses vortrefflichsten aller Restaurateure, seine überfließende Beredsamkeit über Tisch, nud sein gutes Beispiel im Essen und Trinken, zogen zahlreichen Besuch herbei, und während der dicke Bose an seiner Tafel thronte, waren die Säle stets von deutschen und russischen Gästen gefüllt, die hier am besten zu speisen glaubten, oder auch ihm zuhören wollten, denn seine Erzählungen ebenfalls waren von der ausgesuchtesten, üppigsten Zubereitung. Diese Herrlichkeit dauerte viele Wochen, endlich aber trat doch ein Tag ein, wo der Wirth, mit dem Nebenvortheil des Zulaufes nicht zufrieden, auch den bestimmteren Lohn seiner Leistungen ansprach, und durch diesen wunder-

lichen Einfall dem Ueberraschten Eßlust und Laune störte. Glücklicherweise legte sich die Hülfe hoher Gönner in's Mittel, um den tapfern Bose persönlich, wenn auch sein Name noch übel angeschrieben blieb, aus diesem Gedränge herauszuziehen. Man sagte, es sei schade, daß er nicht bessern Erfolg gehabt, denn unter allen Verbündeten sei er doch der Einzige gewesen, der für die Leiden des Vaterlandes einige Vergeltung gesucht, der einzige, der es darauf angelegt habe, den Feind aufzufressen! Er hatte aber nicht das Glück, auch nur die Erinnerung so guter Zeit lange zu genießen, er sank in Mißmuth und Schwäche, die Beredsamkeit versiegte, die alte Spannung gegen Napoleon und die Franzosen wollte sich durch keine neue ersetzen lassen, und so starb er bald nach der Heimkehr still und unbeachtet.

Zahlreiche neue Bekanntschaften, zwar nur vorübergehende, aber das Herz innig erregende, machte ich durch Rahel, welche mir von Prag her ihre Jäger und Freiwilligen zuschickte. Sie hatte, wie schon anderwärts erwähnt ist, in Prag, wohin sie geflüchtet war, auf eigene Hand eine Hülfsthätigkeit begonnen, die aus einfachen Anfängen in geräuschlosem Walten zu dem reichsten Wohlthun erwachsen war. Nicht der Kranken und Verwundeten allein, die, besonders nach den Schlachten in Sachsen und Böhmen, in erschreckender Anzahl nach Prag gelangten, nahm sie sich mit kräftigster Fürsorge zweckmäßig an, schaffte ihnen Nahrung, Kleidung, Unterkunft, so weit Mittel und Umstände es nur zuließen, sondern auch die oft eben so bedürftigen Gesunden, und vor allem die noch kaum Genesenen, unterstützte sie mit jeder Aushülfe, die der Augenblick erforderte. Hunderte von preußischen Freiwilligen, die meisten guter Leute Kind — wie man zu sagen pflegt —, versprengte, aus der Gefangenschaft befreite, aus den Spitälern entlassene, wurden von ihr mit Kleidung, Wäsche, Schuhen versorgt, sogar mit Waffen neu ausgerüstet, und dann mit Geld und Empfehlung den im Felde stehenden Truppen wieder zugefertigt. Um ihnen für mögliche Fälle auch in der Ferne Anhalt und Hülfe zu sichern, pflegte sie den

Bessern die Namen derjenigen Freunde aufzuschreiben, die sie bei den Heeren wußte, und von denen sie überzeugt war, daß sie solche Anweisung ehren würden. Tettenborn, Bentheim, Bartholdy, Nostitz, Barnekow, gehörten hauptsächlich in diese Reihe, doch mein Name stand natürlich obenan. Diese auf die Freundschaft gezogenen Wechsel wurden unweigerlich angenommen, und oft in überraschender Weise geehrt. So lange der Krieg währte, und wir meist abgesondert, an der Niederelbe, in Dänemark, und zuletzt in der Champagne, hin und her zogen, kamen nur ein paar solcher jungen Leute in meinen Bereich; desto mehr hingegen zu Bartholdy und Barnekow, die ihnen reichlich schenkten, und besonders hat der letztere, in der Freude seines Herzens, und um Rahel's willen, ansehnliche Summen solchergestalt ausgetheilt. In Paris aber, dem allgemeinen Versammlungsort, trafen sie in großer Anzahl auch bei mir ein. Die jungen Leute, wenn sie treuherzig ihren Gruß anbrachten und mir das Blatt vorzeigten, auf welches die geliebte Hand meinen Namen geschrieben hatte, rührten mich oft zu Thränen. Rahel hatte sich bei den meisten ein dankbares Andenken gestiftet, nicht durch ihre Gaben allein, sondern eben so und noch mehr durch die Beseelung, welche sie damit zu verbinden wußte Den einen hatte sie durch Zuspruch getröstet und ermuthigt, den andern von schlechten Dingen abgehalten, einem dritten günstige Verhältnisse eröffnet; sie war mit den Eltern oder Verwandten in Briefwechsel getreten, hatte Nachrichten mitgetheilt, erwünschte Sendungen veranlaßt; kurz alle die jungen Leute waren ihr so herzlich ergeben, und segneten auf's neue den theuren Namen, der ihnen zuletzt hier noch die ersprießlichste Hülfe hervorrief; denn leider war für diese tapfre und preiswürdige Jugend nur schlecht gesorgt, und nach dem ruhmvoll beendigten Kriege und in der eroberten feindlichen Hauptstadt waren sie bedürftiger, als mitten in den Wechselfällen der Feldzüge, sie boten zum Theil den jammervollsten Anblick, und manche schämten sich in ihrem schlechten Aufzuge die Straßen von Paris zu betreten. Schlabrendorf, den sein eigener Neffe, ein junger Uhlanen-Freiwilliger,

von diesem traurigen Zustande so vieler seiner Kammeraden unterrichtete, that im Stillen viel Gutes; allein das Wirken Einzelner mußte doch immer nur beschränkt bleiben.

Bei der großen Zahl angesehener Personen, die schon theils durch Amt und Verhältnisse genöthigt waren, offene Tafel zu halten, bei dem großen Eifer und der lockenden Gelegenheit zum gegenseitigen Bewirthen, und bei so mannigfachen Anlässen zu gemeinsamen Gastmahlen, war es ein seltner Fall, daß ich in einer Restauration für mich allein essen konnte. Doch erzwang ich es bisweilen durch bestimmten Vorsatz, aus Bedürfniß der Absonderung und Freiheit. Aber auch dann hing der Erfolg noch von Umständen ab, in die man sich ergeben mußte. So saß ich, eines Mittags bei Beauvilliers an meinem kleinen Tische, verdrießlich, und ganz behaglich dies sein zu dürfen. Doch mußt' ich mir gegenüber bald einen fremden Herrn bemerken, dessen Blicke mich scharf beobachteten, und mir bald so unbequem wurden, daß ich mein Mahl abkürzte und schon weggehen wollte; doch der Herr stand auf und trat mir entgegen. Er war eben erst seiner Sache gewiß geworden, und begrüßte mich mit meinem Namen. Auch ich erkannte nun ihn, es war Diebek, ein früherer Studiengenosse aus der chirurgischen Pepiniere in Berlin, von Geburt ein Pole, und jetzt Generalchirurgus bei den polnischen Truppen. Ich freute mich unsäglich, ihn wiederzusehen, er war ein trefflicher Mensch, in seinem Fache von gründlichen Kenntnissen, mit einem edlen Triebe zu allgemeiner Geistesbildung. Eine nicht begünstigte Jugend und ein wenig anziehendes Aeußere hatten ihn keine glänzende Laufbahn hoffen lassen, doch war seine wissenschaftliche Tüchtigkeit durchgedrungen, und hatte in Verbindung mit seinem glühenden Vaterlandseifer, dem er, seit wieder ein Polen als Herzogthum Warschau erstanden war, ohne Rückhalt hatte folgen dürfen, ihn zu der höchsten Stufe befördert; er trug mehrere Ehrenzeichen auf der Brust, und genoß unter seinen Landsleuten eines verdienten Ansehens. Wir hatten viel mit einander durchzugehen, von den Anfängen unserer Studien der Kantischen Philosophie bis zu den neuesten Kriegsereignissen und po-

litischen Erwartungen, wobei unsre Standpunkte sehr abweichende Schlüsse gaben. Die wunderbarste Erschütterung aber empfand ich, als er den Namen Marwitz nannte, und mir erzählte, wie er diesen habe kennen lernen. Ich wußte durch Rahel's Briefe, daß Marwitz in einem Reitergefechte an der Elbe von polnischen Uhlanen vom Pferde gehauen worden und mit vielen Wunden in Gefangenschaft gerathen war, daß ein polnischer Arzt ihn dann menschenfreundlich gepflegt und zwei polnische Offiziere ihn großmüthig unterstützt hatten, wie er selber dies später, als er befreit nach Prag kam, Rahel'n dankbar angerühmt. Der Arzt war Diebek gewesen, und als sich ergeben, daß er in Berlin studirt, hatte Marwitz ihn gleich nach mir gefragt, und durch diese Berufung nur noch erhöhte Theilnahme empfangen, die beiden Offiziere aber waren jetzt auch in Paris, Oberst Szymanowski und Oberstlieutenant Skrzynecki, mit denen Diebek mich in der Folge bekannt machte, deren Namen ich jedoch nicht behielt, und bei ihrer späteren verhängnißvollen Berühmtheit als ganz neue lernte; denn daß es jene wären die uns schon früher so werthvolle Männer bezeichnet, ergab sich erst lange nachher bei wiederholtem Durchlesen von Rahel's Prager Briefen, wo die Namen mit absichtlicher Deutlichkeit standen, weil sie für alle Wechselfälle des Krieges uns empfohlen sein sollten! Diebek verweilte nur noch kurze Zeit in Paris, er ging nach Polen zurück, wohin er viele Kisten voll französischer Bücher mitnahm, größtentheils klassische und wissenschaftliche, als reiche Aussaat höherer Bildung. Gleich den meisten seiner Landsleute war er voll Zutrauen und Eifer für den Kaiser Alexander, der die von Napoleon für Polen erweckten Hoffnungen großmüthig erfüllen wollte. Ich habe von seinem weiteren Leben, ungeachtet wiederholter Nachfrage, nichts mehr erfahren können.

Spät noch kam von Berlin der Geheime Staatsrath Stägemann, den der Staatskanzler wegen der innern Verwaltungsgeschäfte zu sich berufen hatte, und mit dem ich den ihm neuen Boden von Paris treulich durchstrich. Die Oertlichkeit der geschichtlichen Ereignisse sprach seinen dichte-

rischen Sinn mächtig an, und mit Staunen und Beifall hörte er Schlabrendorf's wogende Beredsamkeit, welche die Bilder der Revolution in großen lebendigen Zügen anschaulich machte. Bei Tettenborn hatten wir andere, dem neuesten Tage angehörige Unterhaltung, ausgezeichnete Militairpersonen aller Nationen kamen hier zusammen, und solche Gesellschaft war dem kriegerischen Sänger stets genehm, er liebte die Freimüthigkeit, den zwanglosen Sinn und frischen Humor, die sich mit der Tapferkeit so gern verschwistern. Herzerfreuend war es, unter den Deutschen so verschiedener Länder fast alle Trennung aufgehoben zu sehen, der gemeinsame, glückliche Heerzug schien alle bisherigen Gränzen ausgelöscht zu haben; auch hatten die Begebenheiten die Menschen gut durcheinander gerüttelt; alte Waffenbrüder aus Oesterreich begegneten einander in russischen, in preußischen, in englischen Uniformen, preußische Offiziere hatten für Rußland, hannöversche in Spanien gekämpft, die Baiern, Würtemberger, Sachsen, Badener, Hessen, alle waren mit Bestandtheilen gemischt, die früher in Oesterreich, in Preußen gedient hatten.

Zu meinem Bedauern war Reinhold inzwischen abgereist, und beinahe plötzlich, denn kaum zwei Tage vorher hatte er seinen Entschluß uns angekündigt und wenig früher ihn gefaßt. Aber meine herzlichen Glückwünsche begleiteten ihn, denn der von Napoleon zurückgesetzte und vergessene Ehrenmann hatte von andrer Seite eine so ungesuchte als verdiente Würdigung erfahren, die ihn zu seinen ursprünglichen, dem Herzen erwünschten und dem treuen Sinne angemessenen Verhältnissen zurückführte; der Prinz von Oranien, bald nachher den Thron des neuen Königreichs der Niederlande einnehmend, hatte sogleich, bei Prüfung der ihm zunächst in Betracht gestellten Staatsdiener, den redlichen Sinn und die ausgezeichneten Fähigkeiten Reinhold's erkannt, und ohne Säumen ihn zu sich nach dem Haag berufen, von wo gleich darauf mein Freund mir noch nach Paris die gute Nachricht schrieb, er gehe als Gesandter nach Rom.

Durch seine Abreise war mir eine große Lücke verursacht, die ich möglichst auszufüllen strebte. Der Boden, wo ich

Frau von Jordis sehen konnte, war bald und bestens ersetzt, indem ich meine Besuche bei ihr nun um so häufiger wiederholte. Hammerstein, Rühle von Lilienstern und andere Deutsche, besonders Frankfurter, fanden sich hier heiter zusammen, und auch die Gegenwart eines Franzosen, den ein gesetztes und bescheidenes Wesen auszeichnete, störte unser geselliges Behagen nicht, indem wir Alle in friedlicher Eintracht derselben Liebenswürdigkeit gleichmäßig huldigten.

Neben diesem stillen Lichte flammte nun aber plötzlich eine sprühende Fackel auf, und die Augen wurden unwillkürlich zu dieser Erscheinung hingelenkt. Frau von Stael war in Paris eingetroffen, hatte ein schönes Hotel bezogen und ihre Gesellschaftsabende begonnen. Sie war in früherer Zeit von den Royalisten und Emigranten übel angesehen, die Bourbons hatten allerlei Groll, allein die lange von ihr durch Napoleon erlittene Verfolgung war eine Art von Sühne geworden, und in den letzten Zeiten hatte die begabte Frau sich offenbar um die Sache des Hofes verdient gemacht; dabei waren ihr die alten Freunde aus der Revolutionszeit nicht verloren, die aus der Kaiserzeit hatten keinen Grund mehr sie zu verläugnen, die Fremden aber wetteiferten in Verehrung und Aufmerksamkeit. Sie hatte auf ihrer großen Fluchtreise durch Europa gesellig, litterarisch und politisch vielfach gewirkt und ihren berühmten Namen mit Hoffnungen verflochten, die jetzt großen Theils erfüllt waren. Der Kaiser von Rußland bewies für sie die größte Beeiferung und besuchte öfters ihre Abendgesellschaft, andre große Herren folgten dem allgemeinen Zuge, der Herzog von Wellington leuchtete den Engländern vor, Feldherren und Diplomaten aller Nationen drängten sich, die Litteratoren und Künstler hatten das unbestrittenste Anrecht, es war eine glänzende Hofhaltung, wie die Bourbons erlebte auch Frau von Stael ihre Restauration. Einen solchen Kreis in der Nähe zu betrachten, durft' ich mir nicht versagen, ich hatte sogar persönliche Aufforderung dazu. Durch August Wilhelm von Schlegel, bei dem ich zuerst ansprach, wurde ich sogleich angemeldet und eingeführt. Es war Vormittags, in einem

Gartenzimmer, Frau von Stael in leichter Morgenkleidung trat uns von dem Garten her entgegen, einen frischen Zweig in der Hand, den sie eben von einem der draußen stehenden Orangenbäume abgepflückt hatte. Ich wußte genug von ihr, um durch nichts überrascht zu sein, es war wie eine alte Bekanntschaft, nur solche Unbefangenheit und schlichte Natürlichkeit hatte ich nicht erwartet, diesen großen Reiz und wohlthuenden Eindruck hatte mir niemand an ihr gerühmt. Sie wußte auch einiges von mir, sie hatte einige Erinnerung von dem Buche „Die Versuche und Hindernisse", das in Coppet war gelesen worden, und von dem ich, nach Schlegel's Meinung, der alleinige Verfasser sein sollte. Ohne Zweifel hatte Schlegel ihr Gedächtniß hierüber eben erst aufgefrischt, wie er sie jetzt auch erinnerte, daß ich ein Kriegsgenosse ihres Sohnes Albert gewesen; sie wollte beeifert alles hören, was ich von diesem wußte, wie wir zusammen gelebt, wie er sich gezeigt, welche Meinung man von ihm gehabt, was man von ihm gehofft. Die Umstände des Zweikampfs, in welchem er getödtet worden, mußte ich genauer angeben, sie weinte, doch that ihrem Herzen wohl, daß er sich als ein Tapferer bewährt und weder Furcht noch Gefahr gekannt. Dieser erste Besuch war nur sehr kurz, es kamen neue Anmeldungen, und nachdem Frau von Stael mich noch zu ihren Abenden verbindlich eingeladen, empfahl ich mich und Schlegel begleitete mich, um sogleich umständlicher zu vernehmen, wie mir seine Herrin gefallen habe. Ich konnte ihn wohl zufrieden stellen, mir selbst aber nicht verhehlen, daß Frau von Stael, so achtungsvoll und interessant sie sei, mir doch eigentlich nicht gefalle, ich vermißte Anmuth, den lieblichen Ausdruck einer tiefen Seele; — Güte, Weichheit, Feinheit, die ich ihr zugestehen mußte, waren mir dafür kein Ersatz. Ihr Wesen gab mir das Gefühl eines Zwiespaltes, der keine Vermittelung fand, mir stand in ihr zugleich eine Fürstin vor Augen und eine Bürgerfrau, und welches von beiden, oder ob gar beides, nur Maske sei, schwebte in beängstigendem Zweifel. Ihr Buch über Deutschland, früher auf Befehl Napoleon's zu Brei verstampft, aber doch in einigen Abdrücken gerettet,

war nun in mehreren gleichzeitigen Ausgaben wieder erschienen, und wurde allgemein mit Eifer gelesen und gepriesen. Mir war es schon von jener früheren Zeit bekannt, und ich konnte jetzt nicht milder darüber urtheilen, als damals. Manches darin empörte mich, die sichtbare Unfähigkeit in philosophischer Richtung war nur durch die Anmaßung übertroffen, mit der die unruhige Frau alles Betastete schon begriffen zu haben wähnte, in den ästhetischen Beziehungen erkannte man die Einseitigkeit der auf Treu und Glauben angenommenen fremden Aussprüche. In meiner damaligen Stimmung überwogen diese Gebrechen allen sonstigen Werth des Buches, den ich später gern anerkannt und einmal gegen Tieck, der jene Vorwürfe erneuerte, lebhaft und zu dessen eigenem Beifall vertheidigt habe; wenigstens läßt sich nicht läugnen, daß die Wirksamkeit des Buches ungeheuer gewesen, und Folgen gehabt, welche von Deutschen und Franzosen gleich dankbar anzuerkennen sind.

Um doch den persönlichen Eindruck gleich frisch durch den litterarischen zu vervollständigen, griff ich lieber zu dem Roman Delphine, der überdies, wie man versicherte, das ideale Karakterbild der Verfasserin, ihre Gefühls- und Sinnesweise, vortrefflich schildern sollte. Aber auch hier fand ich wenig Befriedigung; in dem großen Talent, bei der Macht der Gedanken und der Leidenschaft des Herzens, die sich in einer oft hinreißenden Sprache offenbarten, blieb mir immer etwas Störendes, was mich zu keinem rechten Genusse kommen ließ; mir gelang nicht, darüber völlig klar zu werden, und noch heute wüßt' ich es nur im Allgemeinen damit zu bezeichnen, daß man sich nicht auf natürlichem festen Boden fühlt.

Ich wagte nur Einmal bei Frau von Stael einen Abendbesuch; eine glänzende, wogende, und doch verhältnißmäßig stille Gesellschaft erfüllte den Saal, gespannt und ehrerbietig lauschte alles auf einzelne Stimmen, die sich in nicht eben lauter Weise vernehmen ließen. Der Kaiser Alexander war zugegen und gab sich liebenswürdig hin wie ein Gleicher unter Gleichem; doch hatte nur Frau von Stael

vor ihm ihre völlige Freiheit, und nährte fast allein das Gespräch. Als ich ein wenig vorgedrungen war, hörte ich, daß die muthige Wirthin den hohen Gast über Negersklaverei zu reden veranlaßte, und daß er mit Unwillen sie eine Schändlichkeit nannte; ein Portugiese — ich weiß nicht, ob es der Marquis Marialva war — erlaubte sich, dem Kaiser vorzuhalten, in seinen Landen sei doch Leibeigenschaft; der menschenfreundliche Herrscher zuckte einen Augenblick, war aber gleich wieder gefaßt, und sagte mit edler Festigkeit: „Sie haben Recht, in Rußland giebt es Leibeigene, aber der Unterschied von ihnen zu den Negersklaven ist noch sehr groß; doch will ich davon absehen, und erkläre, daß auch die Leibeigenschaft schlecht ist, daß sie abgeschafft werden muß, und daß sie mit Gottes Hülfe noch unter meiner Regierung aufhören wird." Ein Gemurmel des Beifalls verbreitete sich durch den ganzen Saal, denn der Kaiser hatte diese Worte laut gesprochen, und sie wurden sogleich weitergesagt und erläutert. Ich war schon wieder zurückgedrängt, ich sah keine Möglichkeit Frau von Stael auch nur zu begrüßen, die Hitze nahm überhand, und ich wählte den völligen Rückzug. An der Thüre traf ich mit Bartholdy zusammen, der ebenfalls wegging; er schien von der Aeußerung des Kaisers wenig erbaut, ganz und gar nicht aber von der Gesellschaft, in der man, meinte er, wenn man nicht Fürst oder Herzog sei und drei bis vier Sterne habe, nur immer beschämt und gedemüthigt dastehe, ohne Vergnügen oder Nutzen, er werde gewiß nicht mehr hingehen. Ohne gerade seine Gesichtspunkte zu haben, ließ auch ich es bei diesem Einenmale bewenden, und sah leider Frau von Stael nicht wieder, was ich doch oft bereut habe; denn ihres näheren Umganges zu genießen, wäre mir in allem Betracht erwünscht und vortheilhaft gewesen.

Mir wollte es überhaupt mit französischen Bekanntschaften in Paris nie sonderlich glücken. Ich sollte bei dem Fürsten von Talleyrand eingeführt werden, man hatte ihm gesagt, daß ich seine Denkschrift über Kolonieen — worin er nach Algier und Tunis deutete — übersetzt und mit einem Vorworte in Druck gegeben habe; allein ich dankte,

mir war der Mann gerade in dieser Zeit sehr zuwider. Gegen den Grafen Reinhard empfand ich ebenfalls nur Widerwillen. Gleicherweise, weil kein reines Verhältniß abzusehen war, versäumte ich Grégoire und Carnot, die mir doch weit wichtiger waren, und vernachlässigte Chézy und Say, denen ich sogar einige Neigung zugewandt hatte. Mit Boissy d'Anglas war ich ein einzigesmal zusammen, bei längerem Aufenthalt hätte ich mich ihm wohl genähert, so wie auch dem ernsten Lanjuinais. Aber mir kam es immer so vor, als könne ich alle diese Franzosen weit bequemer und kürzer in der deutschen Uebersetzung lesen, welche ich von ihnen in Schlabrendorf hatte; denn er war in der That ein Inbegriff und Auszug aller der Richtungen, die der Revolution angehörten. Nach meinen Bekannten am Hofe, Trogoff, Maisonfort, oder nach Chateaubriand, Ferrand und andern solchen, hatt' ich noch weniger Neigung mich umzuthun.

Nun muß ich aber doch zu meiner Rechtfertigung anführen, daß ich in Paris keineswegs bloß der Zerstreuung lebte, sondern auch ernstlich beschäftigt war. Den politischen Fragen hätte ich wohl entfliehen mögen, aber sie thaten mir Gewalt an, und ich mußte mich durch sie durcharbeiten. Ich thät dies in Briefen, Aufsätzen und Denkschriften, die zum Theil an guten Orten hervortraten und wirkten, um so besser vielleicht, als kein Name dabei genannt wurde. Eine Denkschrift sehr zarten Inhalts, die ich zum Theil auf Stein's Aufforderung abgefaßt hatte, legte der russische General Laharpe dem Kaiser Alexander vor, eine andre ging durch die Hand des Fürsten Adam Czartoryski. Ich sammelte und bereitete überdies schon jetzt Angaben und Hülfsmittel zu einer kriegsgeschichtlichen Darstellung, und auch verging fast kein Tag, ohne daß ich aus Schlabrendorf's Gesprächen einiges niedergeschrieben hätte. Bewegt und erfüllt von solcher mannigfachen und oft anstrengenden Thätigkeit empfand ich das stärkste Bedürfniß, in deutscher Umgebung auszuruhen, und das Gefühl heimathlichen Behagens und stiller Sicherheit wenigstens auf Augenblicke hervorzurufen. Daher ich dem höheren Salonleben größten-

theils entsagte, und oft auf dem Wege zu glänzenden Kreisen wieder umkehrte und zu deutschen Freunden einlenkte.

Hiemit ist einigermaßen auch erklärt, wie so ich bisher noch nicht des Theaters zu erwähnen gefunden. In dem Pariser Leben sind die Theater ein täglicher Bestandtheil, der für alle Klassen die größte Bedeutung hat, auf die Fremden und Ausländer mit unendlichem Reize wirkt. Glücklicherweise hatte ich diese Lust bei meinem früheren Aufenthalte hinlänglich genossen und konnte mich jetzt mit einigen ausgewählten Vorstellungen von Talma, Mlle. Mars, von Brunet und Potier begnügen. Am wenigsten konnte mich die Pracht der Oper und des Ballets locken, und oft ließ ich die mir angebotenen oder vorbehaltenen Plätze ohne die geringste Reue ungenutzt. Auch andere Vergnügungen und Lustbarkeiten raubten mir wenig Zeit; ich begnügte mich dergleichen einmal zu sehen, ohne den Wunsch des Genusses oder gar der Wiederholung.

Die großen Ereignisse, und nachdem ihr Ausgang sich im Allgemeinen entschieden, die tägliche Verarbeitung ihrer noch bewegten Einzelheiten, hielten Paris in einer Spannung, welche durch die Zahl und Verschiedenheit der hier ungewöhnlich zusammen gedrängten Menschen noch verstärkt wurde. Solche Spannung wirkt durchaus kräftigend, aber sie pflegt, nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht hat, plötzlich nachzulassen und in weichliche Ermattung überzugehen. Dieser Uebergang wurde wohl schon von den Meisten empfunden, und mit ihm auch die stärkere Regung der Krankheitskeime, welche dann nicht säumen, aus ihrem Hinterhalt hervorzubrechen und das Leben in seiner Schwäche zu überfallen. Das Frühjahr war vorgeschritten, und der Kampf in der Atmosphäre zwischen Hitze und Kälte so heftig, daß es genug war, diese Luft zu athmen, um von katarrhalischen Uebeln ergriffen zu werden. Die Krankheit war fast allgemein. Einheimische und Fremde litten gleicherweise, doch besonders unsre jungen Leute, die in der Umgegend meist in schlechten Quartieren lagen, und sich wenig helfen konnten. Auch Schlabrendorf entging dem Uebel nicht, Tettenborn

mußte sich niederlegen, und mich traf dasselbe Loos; doch nur auf wenige Tage, während deren ich die Delphine zu Ende las, eine Auswahl von Briefen der Frau von Sévigné, Duclos' Geschichte Ludwig's XI., und Chamfort's Schriften durchlief. Eine starke Dosis Opium stellte mich rasch wieder her, und gab mir neues Zutrauen zu der Lehre Brown's. Auch Tettenborn genas bald wieder, und bereitete sich zur Abreise nach Mannheim, wohin ich ihm später nachfolgen sollte, denn einige wichtige Geschäfte mußten mich noch eine Weile in Paris zurückhalten.

Mir war dies um so peinlicher, als der Aufbruch fast allgemein war, und alles sich zur Abreise, theils nach England, theils in die Heimath anschickte. Hardenberg begleitete, wie auch Blücher und Gneisenau, den König nach England; mir gereichte zum Vortheil bei'm Abschiednehmen seinen Schwiegersohn bei ihm zu treffen, den baierischen General Grafen von Pappenheim, den er sehr liebte; denn der biedre und freundliche Mann, früher im österreichischen Dienste Tettenborn's Kriegskamerad, stellte mich durch sein zutrauliches und doch rücksichtsvolles Benehmen sichtbar in der Meinung des Staatskanzlers um einige Stufen höher. Ich empfing die günstigsten Versicherungen von Hardenberg, die er mir auch noch schriftlich zufertigen ließ. Doch fand ich einen merklichen Unterschied zwischen dem schriftlichen Ausdruck und dem mündlichen; mein Wunsch, noch eine Zeit frei zu bleiben, wurde zugestanden, aber es lautete, als hätte ich das Gegentheil gewünscht und müßte mich gedulden. Solcherlei Zeichen eines im Stillen wirksamen Widersinnes habe ich späterhin noch oft genug in wichtigeren Dingen und erhöhten Maßen zu erfahren gehabt.

Auch Stein bereitete sich schon zur Abreise. Seine Geschäfte in der Kriegsverwaltung deutscher Länder waren noch nicht erledigt, und wurden jetzt wichtiger und dringender. Auch begleiteten ihn wieder seine treuen Gehülfen, Rühle und Eichhorn. Er war ungemein heiter. Eines Tages, da ich bei ihm zum Essen bleiben sollte, aber es ablehnte, weil ich versprochen habe, mit zweien Freunden bei Grignon zu

speisen, mußte ich sie ihm nennen; der eine war ein Philosoph. „Da thäten Sie doch besser", rief Stein, „Sie äßen bei mir, denn bei mir sind Sie nicht in Gefahr verrückt zu werden", und nun ergoß er sich in munterer Schilderung dessen, was er Metaphysik nannte: sie sei bei den Menschen das, was bei den Schafen das Drehen, doch ich wisse wohl gar nicht, was das sei, ich solle ein Landwirth werden, da würd' ich ihn schon verstehen! In diesen Zorn hatte ihn ein Buch von Oken gebracht, das ihm in die Hände gekommen war. — Als ich ihn zuletzt mit Tettenborn besuchte, um Abschied zu nehmen, fanden wir Wilhelm von Humboldt dort, und es fielen wieder mancherlei ergötzliche Reden vor, bei denen Humboldt in gewohntem Uebergewicht erschien.

Stein hatte mich immer mit ernster Theilnahme nach Schlabrendorf gefragt, und öfters ein gefühlvolles Verlangen bezeigt ihn zu sehen, aber sich doch nie überwinden können, zu ihm zu fahren, der Gedanke mit Jakobinern, Bonapartisten, und wer weiß was alles für Teufelszeug zusammen zu treffen, war ihm zu widerwärtig. Schlabrendorf, der sich schon entschlossen hatte seinen Bart abschneiden zu lassen und einige Besuche zu machen, nahm es mit dem alten Freunde nicht so genau, und trat unvermuthet bei Stein in's Zimmer, als dieser eben im Begriff war abzureisen. Der alte Freund sah wohl anders aus, als vor so vielen Jahren, wo Stein ihn zuletzt in England gesehen hatte, er mußte seinen Namen nennen, worauf denn Umarmung und freundliche Grußesworte folgten. Bald aber bemächtigte sich Stein's einiger Unmuth, und die folgenden Wechselreden sind wörtlich aus der Erzählung Schlabrendorf's, der mir gleich nachher das Vorgefallene mittheilte. Stein. „Aber warum kommen Sie auch grad' erst jetzt, da ich gleich in den Wagen steigen muß! Schlabrendorf. Das hab' ich denn doch wohl nicht berechnen können! Und reisen Sie nach Frankfurt wie ich gehört habe? Stein. Ja, ich mag nicht mit nach England, mich vom Prinz-Regenten begaffen zu lassen. Schlabrendorf. Späterhin aber rufen Ihre Dienstgeschäfte Sie wohl nach

Wien? Stein. Dienstgeschäfte? Ich habe keine, ich diene niemanden. Schlabrendorf. Schon recht, weil Sie Allen dienen. Das ist eine republikanische Gesinnung, die mag in Deutschland vielfältig noth thun. Stein. Aber wir wollen keine Republik in Deutschland. Schlabrendorf. Nun, Sie haben sich doch der freien Städte treulichst angenommen. Stein. Das ist ganz was anders. Schlabrendorf. Ich will auch gar nicht eigensinnig sein und will die Republik fallen lassen, aber republikanische Gesinnung werden Sie doch in keinem Staate entbehren können, und jeder Fürst muß sie im eignen Interesse wecken und nähren. Stein. Was Sie meinen, erkenn' ich an; aber wir haben andere Benennung dafür, wir nennen's Gemeinsinn. Schlabrendorf. Auch gut, und mir um so lieber, weil es deutsch ist, nur verstehen die Deutschen nicht immer das Deutsche so recht." — Die Scheidestunde war herangerückt, und die alten Freunde sagten einander Lebewohl. Zum Schlusse rief Stein noch: „Auf Wiedersehn in Deutschland! Denn wenn Preußen ein Parlament erhält, dann kommen Sie doch und werden Präsident? des Ober- oder Unterhauses, wie Sie wollen!" — Sie sahen einander nicht wieder. —

Schlabrendorf sah sich auch zu Besuchen bei Hardenberg und Gneisenau veranlaßt. Beide waren im Auftrage des Königs bei ihm gewesen, und hatten ihm mit dessen Danke zugleich das Eiserne Kreuz überbracht. Der König wollte dadurch den vaterländischen Eifer und die großmüthigen Aufopferungen anerkennen, durch welche Schlabrendorf um die preußische Sache sich so vielfach verdient gemacht. Die Stiftung des Eisernen Kreuzes hatte ihm gleich ungemein gefallen, und wiewohl sonst kein Freund von Orden, ließ er diesen doch vollkommen gelten. Aber nie war ihm in den Sinn gekommen, selber so geschmückt zu werden, und die Sache überraschte und freute ihn, obgleich sie ihn auch etwas verdroß, letzteres eben deßhalb, weil sie ihn freute. Dieses Gemisch in seiner Empfindung war auch wohl Ursache, daß er mir bis dahin von dem ganzen Vorgange lieber gar nichts gesagt und mich ihn erst jetzt

wie zufällig erfahren ließ. Bei Gneisenau wurden ebenfalls, wie bei Stein, scharfe Reden mit guter Laune ausgetauscht, die mir Schlabrendorf nachher wiederholte, von denen ich aber nichts aufgezeichnet finde; ich erinnere mich nur, daß er mit Vergnügen anmerkte, bei einigen seiner Aeußerungen, welche Gneisenau mit ernster Miene ruhig angehört, hätten die jungen Adjutanten sich des Lachens nicht erwehrt.

Der Frieden mit Frankreich war schon so gut wie geschlossen, man erwartete täglich die Unterzeichnung. Was von den Bedingungen verlautete, wollte jedoch weder den Franzosen noch den Deutschen genügen; nur die Engländer schienen erlangt zu haben, was ihnen gebührte und genehm war, nächst ihnen waren die Russen am meisten befriedigt; für Preußen, überhaupt für Deutschland, blieb noch manche Ungewißheit, deren Lösung auf den Kongreß verschoben wurde, der im Sommer zu Wien Statt finden sollte.

Von Napoleon, der auf der Insel Elba sich ruhig verhielt, hörte man wenig; sein österreichischer Begleiter auf der Reise nach Elba, Graf Karl von Clam-Martinitz, erzählte mir von den wunderlichen Auftritten, die sich unterwegs ereignet hatten, von dem Hasse, der sich gegen ihn gezeigt; jederman glaubte seine Rolle zu Ende, und niemand wollte des Vertrags von Fontainebleau eingedenk sein, dessen Erfüllung die Bourbons ohnehin verweigerten. Plötzlich aber rief ein erschütternder Schlag den Namen Napoleon's für einen Augenblick auf's neue in's Gedächtniß, und regte zu tiefen Betrachtungen auf. Die Kaiserin Josephine, Napoleon's geschiedene Gattin, starb am 29. Mai in Malmaison, sehr schnell an dem herrschenden Uebel, das auch sie, doch anfangs nur sehr gelinde, befallen hatte. Der Kaiser von Rußland war ihr besonders günstig gewesen, die Bourbons nahmen sich ihrer an, sie sollte in den nächsten Tagen am Hofe Ludwig's XVIII. erscheinen; während der Glanz des im Uebermuthe des Glückes treulosen Gemahls mehr und mehr erlosch, ging der Stern der Verstoßenen noch Einmal wieder auf. Doch nur auf kurze Frist! Ihr Tod wurde von vielen Franzosen aufrichtig be-

dauert. Man überdachte den Eindruck, den die Nachricht auf Napoleon machen mußte. Viele wollten die Nemesis erkennen, die ihm sage, es sei mit seinem Glücke vorbei, und die ihn furchtbarer Reue überliefere; Andre wollten darin die rächende Strafe für Josephinen sehen, weil diese den Feinden des Gemahls sich befreunden wollte, ja man beschuldigte sie, am meisten zu seinem Sturze beigetragen zu haben, denn sie zumeist habe die Ideen in ihm genährt, die ihn das Faubourg Saint-Germain begünstigen und eine zweite Heirath wünschen ließen.

In den nächsten Tagen begann der fast allgemeine Aufbruch nach England, auch die nur kürzlich erst angekommenen Prinzessinnen von Kurland reisten dorthin, wiewohl sie ungern Paris so schnell verließen; mit der Herzogin von Acerenza war die Gräfin von Plettenberg gekommen, die wir noch vor wenigen Monaten auf ihrem Landsitze bei Münster besucht hatten. Das Wiedersehn nach solchen Umwandlungen aller Dinge, nach so großen Gemüthsbewegungen der Furcht und Hoffnung, hatte einen Reiz, der sich mit nichts vergleichen läßt.

Nur wenige Tage, so schien es, hatte ich noch in Paris zu verweilen, um einige militairische Ausfertigungen, die sich in den Kanzleien hinschleppten, abzuwarten, und meine Ungeduld hatte längst alles, was von meiner Seite geschehen konnte, zur Abfahrt vorbereitet. Allein mir sollte dies ersehnte Glück so schnell noch nicht gewährt sein. Meine Genesung, anstatt sich zu befestigen, ging sichtlich abwärts, und die nicht geheilte, nur unterdrückte und dadurch verschlimmerte Krankheit brach in einem Rückfall neuerdings heftiger aus. Das Katarrhalfieber war in ein nervöses übergegangen, und der herzugerufene Arzt Dr. Harbaur verrieth einige Bedenklichkeit. Eine Reihe sehr schlechter Tage ging vorüber; erst mit Beginn der Besserung ließ ich Schlabrendorf wissen, daß ich krank sei; er kam nun, und saß stundenlang vor meinem Bette, zu meinem unaussprechlichen Troste; seine Unterhaltung war die lieblichste, erfreuendste und ganz meinem Zustande angemessen, sie wurde stärker und derber nach Maßgabe meiner wachsenden

Kräfte. In den Stunden des Alleinseins labte ich meine Seele mit den heilsamen Eindrücken der Erzählungen Goethe's aus seinem Leben, wovon der dritte Theil eben herausgekommen und durch ein Wunder so früh nach Paris in die Hände von Henriette Mendelssohn gekommen war; das Buch konnte gewiß kein zweitesmal hier gefunden werden. Frau von Jordis und Henriette Mendelssohn sandten mir Erquickungen. Der wackre Arzt ließ es seinerseits an keiner Aufmerksamkeit fehlen; und so war ich binnen kurzem so weit, an die Abreise denken zu dürfen, die ich als die zuverlässige Ergänzung meiner Genesung ansah.

Der Abschied von Paris war mir leicht, der von den lieben Freunden schwer. Schlabrendorf gestand mir, er selber denke jetzt zum erstenmal ernstlich an die Rückkehr nach Deutschland; Paris, das er unter den schwersten Umständen ertragen, das er in den schlimmsten Zeiten noch stets geliebt, werde ihm jetzt zuwider, und hauptsächlich aus einem Grunde, der geringfügig erscheine im Vergleich mit andern Dingen, aber für ihn entscheidend werde; die neue Regierung hatte nämlich eine strenge Verordnung wegen der Sonntagsfeier erlassen, und er sah darin den Anfang eines Pfaffenregiments, einer nun unfehlbar einreißenden, von oben begünstigten und gebotenen Gleißnerei und Scheinheiligkeit, das Schrecklichste, was seiner Meinung nach einem Lande widerfahren könne, denn alle wahre Religion und Tugend, alle Redlichkeit im Staate und alles Glück der Familien gehe dabei zu Grunde. Die Leute, die für ihre Andacht so tiefe Stille und so große Anstalten nöthig hätten, dünkten ihm in der Frömmigkeit nicht so zurück zu sein, wie jener Klempnermeister es im Schreiben war, der seinen Lehrburschen in die Werkstatt abschickte mit der Weisung, die Gesellen möchten doch eine Weile still sein, er habe eine Quittung auszufertigen! Dies mit anzusehn, meinte Schlabrendorf, diese kirchliche Aeußerlichkeit als Frömmigkeit hinzunehmen, sei ihm unmöglich, und grade weil die Sache ganz äußerlich hervortrete und täglich den Sinnen sich aufdringe, werde sie ihm zu täglich wiederholter Beleidigung.

Als ich später in Berlin diese von Schlabrendorf angeführte Beweggründe zum Weggehen von Paris dem General von Krusemarck wiedererzählte, tadelte dieser sie heftig, und meinte, was das den Alten denn anginge, dergleichen könne ihm ganz einerlei sein, sobald man ihn nicht persönlich zu etwas zwingen wolle. Allein Schlabrendorf nahm die Sache höchst ernst und wichtig, als eine persönliche und allgemeine. Genug, er war entschlossen, Frankreich zu verlassen, und wollte zuerst auf seinen Gütern in Schlesien nachsehen, was er dort etwa Nützliches unternehmen könnte. Es war ihm Ernst genug, aber die Ausführung, gleich der so manches andern Vorsatzes, verlor sich in der grübelnden Ueberlegung, in welcher Weise die Sache am zweckmäßigsten zu thun sei. Ich fand ihn das nächste Jahr noch stets im Hotel des Deux-Siciles.

Am 16. Juni reiste ich nach Straßburg ab, und von hier ohne Aufschub jenseits des Rheins nach Baden-Baden, wo ich Tettenborn finden sollte.

Dreiunddreißigster Abschnitt.

Der Wiener Kongreß.

1814. 1815.

Nachdem ich meine Aufträge in Hamburg glücklich ausgeführt und darauf in Berlin mich verheirathet, mußte ich sogleich wieder in den Reisewagen steigen, um nach Wien zu eilen, wohin ich durch den preußischen Staatskanzler beschieden war. Ich mußte um so mehr eilen, als ich den Umweg über Frankfurt am Main zu machen hatte, wo der General von Tettenborn mich erwartete. Mit ihm und dem Freiherrn von Ompteda, der sich anschloß, reiste ich ungesäumt weiter, und ohne Aufenthalt bis Wien, wo wir im Anfang des Oktobers eintrafen.

Meine Absicht kann hier nicht sein, eine Geschichte der Verhandlungen des Wiener Kongresses zu unternehmen; ein früher angekündigtes Vorhaben dieser Art mußte wegen der in unsern deutschen Verhältnissen unübersteiglichen Schwierigkeiten bald wieder aufgegeben werden. Auch zu einer vollständigen Schilderung der Zustände, zu einer durchgeführten Zeichnung der Personen würden mir zu viele Farben und Striche versagt sein, die Unzulänglichkeit der eignen Anschauung und Hand noch gar nicht gerechnet. Aus dem Vorrathe persönlicher Eindrücke, welche für jeden Beobachter nach Stellung und Antheil sich sehr verschieden darbieten und beschränken, kann ich nur diejenigen hier zusammenreihen, an denen das ehemals Heißverfängliche heute schon etwas ab-

gefühlt ist, also nur Bruchstücke von Bruchstücken, zu deren Ergänzung mancherlei erfordert wird, von dem es noch dahinsteht, ob und wie es geschrieben, oder das schon Geschriebene künftig eingetragen werden mag.

Ich hatte Wien oft und in günstigen Zeitpunkten gesehen, aber diesmal erkannte ich kaum die Stadt wieder. Die Volksmenge schien verdoppelt; Bewegung und Gedräng überall, und was für Bewegung und Gedräng! der höchsten, vornehmsten Gäste, der namhaftesten, ausgezeichnetsten Personen, aus allen Gegenden hieher zusammengeströmt, aus den gebildeten, ansehnlichen, reichen Klassen. Europa hatte den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militairischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, ja die reichsten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunst und des Geschmacks hieher geliefert, in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Frische der Hoffnungen, des Eifers, meinetwegen auch des Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartungen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich zu dem heimischen und altgewohnten der Kaiserstadt, welche durch großweltliche Ueppigkeit, wie durch volksthümliche, durch Pracht und Behaglichkeit, und durch die Macht ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, Neigungen, Redeweise, mit sanfter Gewalt, unwiderstehlich mittheilte. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Kaiserliche Hof für die große Anzahl seiner hohen Gäste mit ihrem mannigfach enkaum übersehbaren Anhang und Gefolge die glänzendste Aufnahme und reichste Bewirthung darbot; diese durch viele Monate gleichmäßig fortgeführte, und nur etwa durch besondre Festlichkeiten unterbrochene Anordnung setzte durch den Umfang und die Gediegenheit der, wie es schien, ohne Anstrengung aufgebotenen Hülfsmittel in Erstaunen; doch hatten sich Fremde und Einheimische dies nach vorhandenen Maßen allenfalls vorstellen können. Was ich aber hervorheben muß, was man sich nicht genug ver-

gegenwärtigen kann, wenn man es nicht durch Anschauung erlebt hat, ist die Atmosphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen; die heitre, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der schon halb italiänische Müßiggang und die dazu gehörige schon halb italiänische Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, so rundlich bequem hinzuwälzen, und doch so leicht in scharfen Witz zuzuspitzen, — diese Mundart, die etwas von ihrem Wesen jeder andern deutschen und auch der höchsten Sprachbildung unwiderstehlich mittheilt, — und so viele andere Weisen und Gebilde dieses altbestehenden Phäakenlebens, — alles dies gehört so eigenthümlich zu dem Wiener Kongresse, zu dessen bestimmter Physiognomie, daß er ohne diese gar kein zuverlässiges, lebendiges Bild mehr liefert. Daß dieses Element bis in die politischen Verhandlungen und Beschlüsse unmittelbar eingedrungen, und auch dort seine Spur nachzuweisen sei, möchte sich schwerlich behaupten lassen, da vor der diplomatischen Schärfe ohnehin keine volksthümliche Farbe so leicht unzersetzt besteht; aber mächtig gewirkt hat dieses Element sicher auf alle Personen, die darin geathmet, und also gewiß auch mittelbar auf die Geschäfte, welche von diesen Personen geführt worden, und vielleicht in dieser Hinsicht am bedeutendsten ist der Wiener Kongreß eben der Wiener!

In diesem Gewühl unterzukommen und Weg und Stätte zu finden, war keine leichte Aufgabe. Für uns war glücklicherweise gesorgt; der General hatte reichliche Wohnung in einem der besten Gasthöfe lange vorher bestellt, und auch hier, wie im Felde, war er für uns der Mittelpunkt eines erwünschten Zusammenlebens. Mir gereichte bald zum Vortheil, daß ich in Wien schon gewissermaßen heimisch war. Ich erneuerte die mannigfachen früheren Wiener Bekanntschaften, traf bei jedem Schritt unerwartet auf solche, die ich früher in andern Orten geknüpft hatte, und mußte neue eingehen, die sich nur zu reichlich darboten. Alles schwamm in Glanz und Festlichkeit, die der Geselligkeit eröffneten Häuser wetteiferten in Aufnahme und Bewirthung der Fremden. Natürlich gab es

hier vielfache Abstufungen, es gab Kreise, wo nur die höchsten Personen unter einander verkehrten, andere, die mit der vornehmsten und reichsten Aristokratie streng abschlossen, dann wieder solche, wo diese sich mit der größern Gesellschaftswelt mischte, welche hinwieder auch, bei manchen Festlichkeiten allgemein, oder bei besondern Anlässen einzeln begünstigt, in jene höchsten Säle Eintritt gewann.

Beim Fürsten von Ligne war großer Zudrang, den die engen Räume kaum fassen konnten. Der liebenswürdige Wirth war für seine Gäste wie immer an Geist ein Verschwender, und Scherz und Laune unterhielten ein beständiges Feuerwerk; doch wie anmuthig und leicht der altfranzösische Witz auch die Gegenstände des Tages hin und her bewegte, man fühlte doch mitunter, daß die neueste Zeit eine ganz andere sei als jene alte, und auf vielen Punkten schon unergreifbar weit von ihr sich geschieden habe. Auch empfand der heitere Greis nur allzu sehr, wie der Sinn und Anspruch der Jugend ohne ihre Kräfte eitel sei. Er, der in jeder Auszeichnung, des Krieges, der Galanterie und des Hofes, glänzende Anbeter und Günstling Katharinens der Großen, wie schien er berufen, jetzt ihren Enkel, den Kaiser Alexander, in gleicher Weise mit den Huldigungen der feinsten Schmeichelei, der angenehmsten Unterhaltung zu umgeben, und im Schimmer dieser Sonne selber in neuem Lichte zu strahlen! Eine gewisse Anziehung schien in der That vorhanden, allein die Helden so verschiedener Zeitalter konnten sich leichter wechselseitig anerkennen als vereinigen, und der treffliche Fürst von Ligne, der sich wie in Munterkeit so auch in Aufmerksamkeit und Dienst unermüdet erweisen wollte, mußte bald aufgeben, mit der jungen Welt Schritt zu halten. Von den höchsten Personen mehr vernachlässigt, als seine Jugenderinnerungen ihn erwarten ließen, erhielt er wenigstens daheim seiner scherzenden Laune die gewohnte Uebermacht, spottete allerliebst, und schickte die glücklichsten Witzworte aus, welche der großen Welt zur Erinnerung dienten, daß sein Geist annoch da sei. Man sah über diese Opposition hinweg, und seine Zimmer wurden nicht leer; ich sah Menschen des verschiedensten Schlages dort, die wohl öfters verwundert sein

konnten, sich zusammen zu sehen. Indeß ließen andere Anziehungen mich nach ein paar Besuchen diesen französischen Kreis vernachlässigen, wo meine eigentliche Weide doch nicht sein konnte.

Entsprechender meinem Sinn und Verhältniß war das Haus der liebenswürdigen und feinen Gräfin von Fuchs, deren ich schon bei früheren Jahren erwähnt habe, und die fast im Ernste den scherzhaften Namen „Königin" führte, wie denn dergleichen Koteriенamen stärkere Lebenskraft in Wien haben, als an irgend andern Orten. Sie beherrschte durch den Zauber ihres Wesens ein weites Reich von Unterthanen, die mit seltner Treue an ihr hingen, und in deren Zahl zu gehören auch mir zum Verdienst und Vortheil gerechnet wurde. Die größten Auszeichnungen der Wiener vornehmen Welt fanden sich hier in traulicher Weise zusammen, in doch großer Mischung, wodurch der Reiz des Umgangs nur erhöht wurde. Prinz Philipp von Hessen-Homburg, Gentz, die Fürsten Esterhazy und Liechtenstein, die Grafen Neipperg und Wallmoden, dazu die kurländischen Prinzessinnen, mögen beispielsweise genannt sein. Auch hier aber veränderte die Kongreßzeit manches, und der freundliche deutsche Ton ging in einen spitzern französischen über, schon dadurch, daß der Prinz Eugen Beauharnais, Napoleon's Stiefsohn und gewesener Vicekönig von Italien, sich beinahe täglich einfand und manchen Anhang mit sich zog. Diese Beimischung, wie artig und merkwürdig in manchem Betracht, verwandelte den ursprünglichen Stoff nicht günstig, und das frühere Behagen war allerdings vermindert. Ueberhaupt drückte das Gewicht der zahlreichen, hohen und mächtigen Fremden doch zuletzt alle Wiener Gesellschaft mehr oder weniger aus ihren Fugen, und mancher ältere Theilnehmer sehnte sich nach der Zeit, wo dieser erhöhte Glanz wieder erloschen sein würde. In diesem Betreff machte vielleicht nur grade das Haus eine Ausnahme, wo sie am wenigsten schien Statt finden zu können. Es war dasjenige, dem die Gräfin Julie Zichy, geborne Gräfin Festetics, als Frau und Wirthin vorstand, und wo die höchsten Monarchen gern in engerem Kreise zum Besuch erschienen. In dem reinsten Adel der Weiblichkeit strahlte

hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unschuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung. Die Gegenwart der höchsten Gäste schloß natürlich andere aus; doch konnte die herrliche Erscheinung bei vielen Anlässen auch der allgemeinen Bewunderung sich nicht entziehen, und der äußere Anblick schon bestätigte jeden vernommenen Ruf der innern Vortrefflichkeit. Als wenige Jahre später, noch in voller Jugendblüthe, dieses Leben gebrochen wurde, schien der Bildner, der die Scheidende in der Gestalt eines der Erde entschwebenden Engels darstellte, auch hierin nur eine schlichte Wahrheit auszudrücken. Ueber dieses kurze, aber schöne und reiche Leben ist ein brieflicher Aufsatz Friedrich's von Schlegel vorhanden, der künftig vielleicht an's Licht treten wird. Die Herzogin von Sagan bildete wie immer den Mittelpunkt eines lebensvollen Kreises, der diesmal durch Vornehmheit und Bedeutung noch gesteigert war. Das einnehmende, so mild gütige als schwungvoll kräftige Wesen dieser schönen Dame wirkte mit siegender Macht, und es schien nur von ihr abzuhängen, auf große Entscheidungen Einfluß zu gewinnen. Daß sie dergleichen Ehrgeiz, bei solcher Befähigung dazu, nicht hegte, sondern gern und leicht auf das den Frauen eigenste Gebiet sich beschränken mochte, erhöhte nur den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit.

Viele angesehene, schöne und vortreffliche Damen wären theils als Wirthinnen, theils als Gäste noch zu nennen, könnte hier die Absicht sein, alle gesellschaftlichen Zierden dieser großen Kongreßwelt auch nur zu nennen. Unter den fremden Bedeutendheiten glänzte die Fürstin von Thurn und Taxis, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, welche durch die Gesichtszüge, wie durch Anmuth und Wohlwollen des Benehmens, an ihre Schwester, die herrliche, leider vor dem siegreichen Umschwunge der Dinge noch inmitten der Trübsal dahingeschiedene Königin Luise von Preußen, erinnerte. Durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit zeichnete sich die Fürstin von Fürstenberg aus, um welche sich die bedrängten, durch den Rheinbund zu Unterthanen herabgedrückten fürstlichen und gräflichen Standesgenossen zu Rath und That versammelten; ferner die Fürstin Esterhazy, ge-

borene Prinzessin von Taxis, die Fürstin von Solms-Lich nebst ihren Schwestern, die dänische Gesandtin Gräfin von Bernstorff, und noch viele Andere, die zum Theil auch schon anderwärts genannt und gepriesen worden. Die Preußen vermißten die Frau von Humboldt, welche bis kurz vor dem Kongresse in Wien ein paar Jahre hindurch eine erwünschte, so heitere als geistvolle Geselligkeit gebildet hatte. Die russische Fürstin Bagration, durch längeren Aufenthalt und Lebensverhältnisse in Wien halb einheimisch, durch Schönheit und Aufwand einst in erster Reihe vorangehend, durfte auch jetzt noch darin dem Wetteifer nicht entsagen.

Als eine Schönheit ersten Ranges mußte man die Frau von Geymüller anerkennen. Sie war die angebetete Gattin eines der reichsten Banquiers, und hatte das ihrer begünstigten Lage, zu der sie doch nicht erzogen war, entsprechendste Talent, mit aller Fülle des Dargebotenen frei und großartig zu schalten, sich selbst aber nicht davon bedingen zu lassen. Wie Calderon in der Tochter der Luft die Semiramis darstellt, war damals, weil die Uebersetzung von Gries noch fehlte, in Deutschland kaum bekannt; doch wurde Frau von Geymüller in Wien öfters mit diesem Namen bezeichnet, der wohl einige Seiten ihres Wesens ausdrücken konnte, das im Ganzen mehr Bewunderung als Neigung zu erwecken schien.

Das durch allseitige Gastfreiheit ausgezeichnetste und für Fremde wie Einheimische bequemste Haus war ohne Frage das Arnstein'sche, wo die Baronin Fanny von Arnstein die unermüdete, lebensprühende, alle Verhältnisse umfassende und zweckmäßig fortbildende Wirthin machte. Im Allgemeinen habe ich zu dem, was schon an anderm Orte über diese unvergleichliche Frau gesagt worden, nichts hinzuzusetzen; besondere Einzelheiten anzumerken, wird in der Folge noch öfters Anlaß sein, da ein nicht geringer Theil der Strömungen und Wirbel der Kongreßwelt hier sein Bette fand oder grub, und die höchsten Mitglieder der Diplomatie, Cardinal Consalvi, Fürst von Hardenberg, Herzog von Wellington, Marquez Marialva u. s. w., hier mit andern Elementen der Gesellschaft in eine Art von Gleichheit zusammenflossen.

Der Frau von Arnstein stand ihre Schwester, Baronin von Eskeles, in vornehmer und eleganter Haushaltung wo nicht gleich, doch sehr nahe, nur war der Zuschnitt ein ganz andrer. Auch hier traf man die angesehensten Diplomaten, für welche nicht nur die gütige und feine Wirthin, sondern auch der überaus kluge, in Finanz- und Handelssachen mit schärfster Einsicht begabte Hausherr große Anziehung hatte. Ich habe den Grafen Kapodistrias dort öfters von reizender Unterhaltung, den Grafen Pozzo di Borgo ganze Abende hindurch von überfließender Beredsamkeit gesehen.

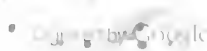
Der Gesellschaftssäle waren unendlich viele eröffnet, sie alle zu besuchen, hätte auch der ausgemachteste und müßigste Visitenheld nicht unternehmen können. Die alte Erfahrung jedoch bewährte sich auch diesmal, daß nicht immer das Glänzende und Berühmte das in seiner Art Gute oder auch nur das Gute ist. Kreise zweiter und dritter Ordnung vereinigten oft in reichen Maßen, was die der ersten bisweilen kärglich oder gar nicht darboten, wenigstens eigneten Geist, Geschmack, Güte und Liebenswürdigkeit keiner bestimmten Klasse. Einen etwas litterarischen Anstrich bei der als Schriftstellerin geschätzten Frau von Pichler, musikalisches und überhaupt künstlerisches Streben bei untergeordneten Dilettanten, ließen sich zur Abwechselung auch solche Personen gefallen, deren Ansprüche sonst hoch hinausgingen. Im Allgemeinen nöthigte ein Zustand, wo alles so sehr emporgeschraubt war, auch wieder zur Herabstimmung.

Dem Fürsten von Metternich in dieser Zeit nur gelegentlich und wie im Fluge zu nahen, war schon Gunst genug, und ich bewunderte nur stets, wie auch solche Augenblicke immer seine ungemeine Freundlichkeit und seinen unbefangenen Gleichmuth zeigten, als wären keine Staatssorgen in der Welt. Auch der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, den die biedere Gutmüthigkeit eines deutschen Kriegshelden für jeden Bekannten immer zugänglich machte, war doch größtentheils in den obersten Kreisen abgeschlossen. Gleiches galt, in mancherlei Abstufung, von den Fürsten Moritz und Aloys von Liechtenstein, dem Grafen von Neipperg und

vielen Andern dieses Ranges, mit denen ich in früheren Zeiten und Verhältnissen mehr oder minder nah zusammengelebt hatte.

Daß ich aber den Grafen zu Bentheim hier wiederfand, und bald auch den ihm durch Zuneigung verbundenen österreichischen Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, meinen einstigen Stubengenossen in Prag, gewährte mir einen steten und sichern Anhalt täglich erneuter Erinnerung und das wohlthuende Gefühl, als dauerten neben meinen neuen auch die früheren, mir wahrlich theuern und dankenswerthen Verhältnisse ununterbrochen fort.

Inzwischen hatte ich auch nicht gesäumt, mich bei den preußischen Freunden zu melden und umzuthun. Der Geheime Staatsrath Stägemann empfing mich mit der traulichen Fröhlichkeit, welche dem muthvollen, freien, auf eigne Tüchtigkeit wie auf alles Beste der vaterländischen Ueberlieferung gegründeten Manne bis in späte Tage glücklich verblieben ist. Der Verein so entgegenstehender Eigenschaften, wie dichterischer Schwung und strenge Geschäftswaltung sind, führt in Preußen auf das Beispiel Friedrich's des Großen hinauf, und kann hier in der That schon als ein Hochpunkt nationaler Eigenthümlichkeit gelten. Die Poesie Stägemann's aber quoll stärker und frischer, als die des Königs in seiner Zeit und Sprache es vermochte. Er war den Heeren der Verbündeten mit kühnen, waffenkräftigen Liedern gefolgt, und hatte besonders die preußischen Thaten gefeiert, wie bis dahin noch kein Krieg dichterisch begleitet worden. Daß aus aller Last der Geschäfte bei ihm die Muse sich frei emporrang, wußte man wohl, und der Gedanke lag nahe, ob wie der Krieg nicht auch der Kongreß zu Gedichten Gelegenheit sein würde? Doch Stägemann lächelte der Zumuthung, und meinte, die Poesie habe zwar der Formen viele, aber hier möchte schwer zu wählen und die rechte erst nach der, welche der Gegenstand selbst annehmen werde, zu finden sein. — Bei dem Staatsrath Jordan erhielt ich über meine persönlichen Anliegen zuvorkommende Auskunft und Leitung, und es machte



den besten Muth, zu sehen, wie leicht und scharf auch hier alles Geschäftliche behandelt wurde, und wie aus der Umgebung des preußischen Staatskanzlers alle Steifheit und Kleinlichkeit gewichen war. — In Wilhelm von Humboldt braucht' ich die frühere Bekanntschaft nicht erst anzusprechen; doch wußte ich schon, daß er über meine Verbindung mit Rahel sich gewundert und gezweifelt habe, ob mir eine solche Gefährtin auch zu gönnen sei. — Sehr wohlmeinend und dienstfreundlich erwies sich Bartholdy, der als Hofrath in der preußischen Staatskanzlei und als Verwandter der Damen Arnstein und Eskeles den Boden von Wien, als Mann von Geist und Welt aber auch den allgemeinen Boden sehr gut kannte, mich in vielem orientirte, zunächst aber wegen Rahel's zu erwartender Ankunft für schickliche Wohnung sorgen half. — Bei Stägemann traf ich auch den Freiherrn von Otterstedt, mir aus vielfachen Beziehungen schon lange dem Namen nach bekannt, und der gleich mir in preußische Verhältnisse heimkehren wollte; ferner den als kühnen Patrioten und scharfsinnigen Kriegsdenker ausgezeichneten Doktor Karl Müller, der ein geborner Sachse, aber durch Sinn und Eifer ein Preuße war, damals durch Schrift und Wort wacker eingriff, und mit seinen großen Talenten sich allzu früh in beschränkte Stille zurückgezogen hat. Mit ungemeiner Freude sah ich den Doktor Koreff hier wieder, der Paris verlassen, dann in Italien gelebt hatte, und schon seit einiger Zeit sich in Wien aufhielt, wo er, seinen großen ärztlichen und geselligen Gaben gemäß, mehr als er wollte, in die sich aufdrängende Praxis und in den Strudel der vornehmen Welt gezogen wurde. Herzlich schloß er sich den preußischen Landsleuten an, den in Sieg und Ruhm jetzt wiedergefundenen, und sie hatten auch ihrerseits Freude an dem geistreichen Arzt, der in den Kreisen, wo sie eintraten, schon des größten Ansehns genoß.

Auch den Freiherren vom Stein muß ich als Preußen rechnen. Seinem Freunde Schlabrendorf hatte er zwar noch im Frühjahre zu Paris, als dieser ihn nach seinem Dienstverhältnisse fragte, schroff erwiedert: „Ich habe nur Aufträge, ich diene keinem"; hier aber verhehlte er nicht, daß er nicht

nur preußisch sein, sondern auch wieder in den Staatsdienst treten wolle. Im Besitz des höchsten Ansehns und Vertrauens bei dem Kaiser Alexander, durch seine Schicksale, Wirksamkeit und Gesinnung überall eine Art Macht, hielt er sich doch zumeist an den Fürsten von Hardenberg, mit welchem er in den Hauptfragen, sofern sie Preußen und Deutschland betrafen, völlig einverstanden schien. Die Unzufriedenheit, deren Herr von Gagern erwähnt, kann erst in späterer Zeit eingetreten sein, wenn sie überhaupt erheblich war. Stein's heftiges Wesen hatte schon manchem hohen Staatsmanne verwunderlich mitgespielt, keinem jedoch ärger, als einem ehrbaren Abgesandten, dem Präsidenten von Wolframsdorf aus Dessau, der als Bevollmächtigter zum Kongreß freilich eine kleine Figur, an dem herzoglichen Hofe aber, den er vertrat, keine geringe Person war; er hatte das Unglück, zu Stein hereingelassen zu werden, als dieser allein bleiben wollte; durch den unbekannten Fremdling, der ihn demüthig ansprach, gestört und erzürnt, sprang Stein auf, ergriff den Gast, ohne zu fragen, wer er sei, an beiden Schultern, ließ ihn durch einen kräftigen Ruck vollkommen Kehrt machen, und schob ihn zur noch offnen Thüre hinaus. Alles war das Werk eines Augenblicks. Nun kam es freilich zu aufgebrachten und schmerzlichen Erklärungen; Stein ärgerte sich über seine unbedachte Raschheit, die ihm leid genug sein mochte; indeß bewog ihn doch kaum die eindringliche Vermittelung Andrer, die in solchem Falle unerläßliche Abbitte zu thun. Mein Vernehmen mit ihm erhielt sich ganz leidlich; er wollte, daß für die deutsche Sache mehr geschrieben, mehr gedruckt würde; er fürchtete, daß zu viel Rheinbündisches erhalten bliebe. Mit Begierde las er, was Schlabrendorf mir über die Lage der Dinge schrieb, und heftig begehrte er, derselbe solle Paris verlassen, und Präsident einer deutschen Nationalbehörde werden! In nicht geringe Verlegenheit setzte er mich eines Tages, als ich angefangen hatte, ihm von einer wichtigen, aber geheimen Betreibung zu reden, welche die Unabhängigkeit eines benachbarten Landes betraf; er wußte, daß ich gut unterrichtet war, und bedachte den Gegenstand ernstlich; da traten einige österreichische Herren und ein russischer

General zum Besuch ein, und von jenem Gegenstande durfte auf keine Weise mehr die Rede sein, er aber verlangte ungestüm, daß ich fortfahren sollte, und soviel er schon wußte, verrieth er ohne weiteres, so daß ich froh sein mußte, nicht schon alles gesagt zu haben, und alle ersinnliche Mühe hatte, der Sache noch eine gute Wendung zu geben. Für die Zukunft aber gelobt' ich mir, gegen ihn zurückhaltender zu sein.

Mit Stein in gutem, doch ebenfalls höchst vorsichtigem Vernehmen stand der Graf von Solms-Laubach, der zwar die Ansprüche der reichsgräflichen Mediatisirten, zu denen er gehörte, verfechten half, den größten Theil seiner Erwartungen jedoch unverhohlen auf die neuen preußischen Verhältnisse gründete. Wir gedachten fröhlich der lebhaften und vertraulichen Gespräche, die wir vor drei Jahren zusammen in Laubach geführt; an manches damals Gesagte aber wollte er doch nicht zu laut, und am wenigsten in Gegenwart Stein's erinnert sein, z. B. daß er in Napoleon die Erfordernisse, welche die goldne Bulle für einen deutschen Kaiser aufstellt, nicht so ganz vermißt habe. Ein solcher Einfall war dem gelehrten, geistesregen und immer dem Vaterlande treugesinnten Manne schon zu Gute zu halten. Wenn Herr von Gagern äußert, auf dem Kongresse sei allzu wenig Kenntniß des deutschen Staatsrechts gewesen, so thut er nicht nur solchen Männern, die, wie Humboldt, Wessenberg, Graf von Münster, an der Spitze der Geschäfte standen, sondern auch dem Grafen von Solms-Laubach entschieden Unrecht, indem dieser als ehemaliger Reichshofrath und als gelehrter Forscher in den deutschen Sachen völlig zu Hause war.

Nachdem ich den Fürsten von Hardenberg bald nach meiner Ankunft umständlich gesprochen, war mein preußisches Dienstverhältniß gleich entschieden; ich sollte meine diplomatische Laufbahn bei der Gesandtschaft in Wien beginnen, vorerst aber in den Geschäften arbeiten, die mir der Fürst persönlich auftragen würde. In der That sandte er mir

alsbald einen mächtigen Stoß von Eingaben und Verhandlungen aus dem Kreise der deutschen Angelegenheiten; ich sollte diese Sachen übersichtlich zusammenstellen, ihm Vortrag darüber halten, und nach Maßgabe der möglichen Entscheidung sie erledigen. Indeß konnte ich dabei nicht lange verweilen, und nachdem der preußische Gesandte von Stuttgart, Geheime Staatsrath Küster, angelangt war, wurde ihm dieser ganze Schwall zugewiesen, mir aber eine Arbeit übertragen, auf die der Staatskanzler das größte Gewicht legte, und die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Sache betraf die preußische Erwerbung von Sachsen, welche zwar früher festgestellt worden war, jetzt aber von mehreren Seiten hart angefochten wurde, und immer schwerer und bedenklicher zu werden drohte. Auf die Meinung vermittelst der Presse zu wirken, schien von äußerster Wichtigkeit, zumal die Gegner dieses Mittel mit großem Erfolg anwandten; freilich hatte schon auch auf preußischer Seite in jener Sache der Rheinische Merkur gute Dienste gethan, auch hatte der Fürst bereits durch den Staatsrath Hoffmann eine Schrift ausarbeiten lassen, die unter dem Titel „Preußen und Sachsen" eben im Druck fertig wurde, und eine andere sollte von dem Geheimen Staatsrath Niebuhr in Berlin herausgegeben werden; allein dies alles genügte nicht, die Hoffmann'sche Staatschrift war allzu statistisch, trocken und ohne alle überredende Kraft; von der Niebuhr'schen erwartete der Fürst ohnehin manches Schiefe und zu Scharfe, und so wünschte er, neben diesen Versuchen noch einen dritten, seinen eigensten Sinn in gemäßigter und frischer Sprache vorgetragen zu sehen. Sehr schmeichelhaft eröffnete er mir, daß, wenn er mich zu dieser Arbeit berufe, es hauptsächlich auf Mahnung des Ministers vom Stein geschehe, der darauf dringe, daß keine andere als meine Feder hier angewandt werde. Der Gegenstand erforderte eine völlige Einweihung in den Stand der politischen Angelegenheiten, und diese wurde mir nicht nur von Seiten Hardenberg's ohne Rückhalt, sondern auch von Seiten Stein's vollständig ertheilt, von letzterm freilich ganz in seiner Weise, unter Ausdrücken, die kein Andrer sich erlauben durfte, mit heftigen Ausschüttungen, die für die

Sache nichts nutzen konnten, im Gegentheil kamen für diese oft nur die schwächsten Hülfsmittel vor, wie er denn z. B. der Hinweisung auf Grotius und Pufendorf, und deren Behauptung eines Rechts der Eroberung, die unwiderstehlichste Beweiskraft beilegen wollte, da hier doch zumeist ganz andere Gründe und Bedingungen gelten mußten. In völlig entgegengesetzter Weise beschied mich Hardenberg; nach zweistündigem Gespräch war mir der Gegenstand zur klarsten Deutlichkeit aufgehellt, der Kern der Sache mit allen Umhüllungen und Beziehungen vollkommen eingesehen, und ich brauchte die sofort begonnene Ausarbeitung durch keine weitere Anfrage, durch keine Bitte um bestimmtere Anleitung zu unterbrechen.

Inzwischen war auch Rahel, meinem dringenden Wunsch und wiederholten Begehren nach, endlich von Berlin aufgebrochen und gegen Ende des Oktobers glücklich in Wien angelangt. Sie hatte mit Recht die Schwierigkeit des Unterkommens und den allgemeinen Zudrang gefürchtet, denn eine schon gemiethete übertheure Wohnung wurde uns widerrechtlich vorenthalten, und während ich noch im Gasthofe blieb, wo keine Zimmer mehr zu haben waren, fand sich für Rahel nur eine Zuflucht im Savoyischen Damenstift, durch die Güte der Vorsteherin, Gräfin von Dietrichstein. Schnell aber war auch dieser beschränkte Raum behaglich eingerichtet, und die lebendige Seelen- und Geistesfrische ließ die Mängel der Umgebung kaum bemerken. Ich wenigstens vermißte nichts, und als wir nach einiger Zeit in leidliche gemeinsame Wohnung zogen und nun wirklich beisammen wohnten, hätte ich gern eingewilligt, für immer so zu bleiben; die alte Versicherung von der Hütte, welche sich dem befriedigten Herzen zum Palast verwandle, hatte sich mir überreich verwirklicht! Nun fühlt' ich ein heimisches Glück, und die fremde große Welt wurde mir täglich fremder, wie ich denn auch anfing, sie mehr und mehr zu vernachlässigen. Durch ernste Arbeit beschäftigt, durch die erwünschte Nähe beglückt, empfand ich kein Bedürfniß der Zerstreuung, und Neugier und Ehrgeiz lockten mich immer seltner, dem glänzenden Scheine nachzugehen, der ohnehin meist nur täuschte.

Da jedoch ausgesprochen war, daß ich nach dem Kongresse in Wien bei der Gesandtschaft bleiben sollte, so wollte ich auf diese wie es schien nicht ferne Zeit früh Bedacht nehmen. Mein Reisegefährte, der Freiherr von Ompteda, hatte beim plötzlichen Weggehen von Wien im vorigen Jahre seine vollständige Einrichtung, die er als westphälischer Gesandter eben erst angeschafft, in guter Verwahrung zurückgelassen, und wünschte sich derselben nunmehr, wenn auch mit bedeutendem Verluste, zu entledigen. Ich war mit ihm schon so gut wie Handels einig und alles zum Abschlusse vorbereitet, als ich eines Morgens erfuhr, er sei plötzlich nach Italien abgereist und habe seine Sachen, ich weiß nicht wem, zur freien Benutzung überlassen. Ich würde den Besitz all dieser Sachen, da mir jene Bestimmung nicht blieb, bald selber nur wieder als eine Last empfunden haben; damals jedoch sah ich mit Verdruß ihn mir entgehen. Die plötzliche Abreise nach Italien aber war die Folge verwickelter Verhältnisse, in welche ich damals eingeweiht wurde. Der hannöversche Edelmann konnte den Gesandten des Königs Hieronymus nicht vergessen machen, überall, wo er sich zeigte, wurde er mit Kälte, ja mit Schnödigkeit aufgenommen, und ich selbst hatte die in diesem Punkt unerbittliche Frau von Arnstein ihm eines Abends öffentlich grausam mitspielen sehn; seine Fassung war dreist und geschickt genug, aber er fühlte wohl, daß dieser Boden auf die Länge nicht zu behaupten sei. Er brachte gelegenen Orts das Begehren an, man solle ihm eine Buße auferlegen, welche man wolle, aber ihn dann wieder in Gnaden haben. Man nahm ihn beim Worte; die Prinzessin von Wallis lebte in Italien, er konnte in seiner jetzigen Aechtung leicht Eingang bei ihr finden, und so den Stoff zu der Art von Nachrichten gewinnen, die man eifrig begehrte. Der Zusammenhang dieser Dinge ist späterhin öffentlich geworden, und mochte daher auch hier ohne Bedenken erwähnt werden. In der Folge, bei einigen dem großen Ausbruche des Aergernisses vorgängigen Ereignissen, werde ich noch merkwürdige Angaben beizubringen haben. Für mich aber war es ein schmerzlicher, bei jedem neuen Ringe

dieser Kette sich wiederholender Unwille, sie alle an dieses erste mir so sicher bekannte Glied anreihen zu müssen!

Ungeachtet der zahlreichen großen Geselligkeitsmächte, welche in Palästen hausten, und zu deren Mittags- und Abendglanze sich Willkommene und Unwillkommene drängten, war doch das Verlangen, sich noch um andre, von jenen verschiedene Mittelpunkte zu versammeln, so groß und allgemein, daß auch der unscheinbarste Raum hiezu genügte, und das Bedürfniß der Herzlichkeit, des Zutrauens und des freisinnigen Geistes überbot nicht selten die Ansprüche der Pracht und Ueppigkeit. So wurden alsbald außer den einheimischen stillern Kreisen manche fremde bemerkbar, wo sich, wie in den höchsten, Unterhaltung und Geschäfte förderten, und von denen vielerlei ausging, was seinen dunklen Ursprung hernach verläugnete. So hatte Doktor Cotta mit seiner Frau man kann sagen fast nur ein Zelt aufgeschlagen, so eng und flüchtig war alles bestellt, allein dieses Zelt war eine Mitte vieler Verknüpfungen. Cotta war nach Wien gekommen, um in Gemeinschaft mit Bertuch aus Weimar die Sache des deutschen Buchhandels zu vertreten und allgemeine Abhülfe gegen den Nachdruck zu erlangen. Allein unter dieser bescheidenen Hülle bargen sich viele andere Aufträge und Betreibungen, der würtembergischen Landstände, der deutschen Sachen überhaupt; und zahllose Mahnungen, Einreden, Verständigungen fanden durch ihn, mittelst der ihm gehörigen Allgemeinen Zeitung in Augsburg und des durch seinen Unternehmungsgeist auch in Hamburg erworbenen Deutschen Beobachters, gleichsam eine öffentliche Rednerbühne. Daß er hiebei nach verschiedenen Seiten gefällig sein mußte, hinderte ihn nicht, im Ganzen doch immer seiner eigensten Meinung und der von ihm gewählten Seite das Uebergewicht zu erhalten. Persönlich stand er mit den größten Staatsmännern, ja mit gekrönten Häuptern in vertraulichem Verkehr, und seine Verschwiegenheit und Klugheit, so wie die überall hinreichenden Hülfsmittel seiner litterarischen Geschäftsverbindung machten ihn zu dem sichersten und geschicktesten

Träger mancher so wichtigen als zarten Anliegen. Unglaublich ist es, in welcher Schlichtheit und Verläugnung dieser angesehene und auch bedeutend reiche Mann sich unscheinbar zu Fuß durchdrängte, alles selbst that, keinen Gang sich verdrießen ließ, kein Wetter scheute, und in allen oft kleinlichen Einzelheiten, die er besorgte, doch immer den Blick frei und kühn auf das Große und Ganze gerichtet hielt.

Für die Angelegenheiten der deutschen katholischen Kirche war in Wien der Kapitularvikar von Konstanz, Ignatz Freiherr von Wessenberg, thätig. Der milde und erleuchtete Geist dieses edlen Deutschen schien aber nicht römisch genug, und andre Bevollmächtigte, welche sich strenger an den Papst hielten, fanden für den Augenblick mehr Eingang. Diese waren der Domdechant von Wambold und der Kanonikus Helfferich, jener von Worms, dieser von Speier. Der letztere, ein kleiner, gedrungener, scharf und lebhaft redender Mann, erinnerte an Fichte, dem er auch darin ähnlich war, daß er im ganzen Eifer leicht verfehlte, was er im halben gewiß erlangt hätte. Aber demselben Gegenstande war noch andre brünstige Sorgfalt gewidmet, und diese besonders dem Rath Schlosser angelegen, der von Frankfurt am Main mit seiner Gattin, gleich ihm und seinem Bruder neubekehrt, hauptsächlich in diesen Interessen sich nach Wien begeben hatte. Für den Neffen Goethe's weckte schon diese Verwandtschaft vielfache Gunst, noch mehr aber die ausgezeichnete Bildung und wackre Gesinnung, mit welcher das neuergriffene Element hier zu seinem augenscheinlichen Vortheil zusammenkam. Auch um diese Mitte bewegte sich ein Kreis, der auf andere weithin wirkte.

Einsamer, doch durch lichte Gedanken und treffende Worte nah und fern eingreifend, lebte Doktor Troxler aus Luzern hier am Kongreßort in stiller Familienruhe, für die Angelegenheiten der Schweiz thätig bemüht, und keine Arbeit scheuend, über diese verworrenen Verhältnisse die Diplomaten aufzuklären, in deren Händen die Entscheidung dieser Sachen lag. Den tiefsinnigen Naturphilosophen und gründlichen Arzt hatte ich schon früher in Wien gekannt, nun lernt' ich auch den tapfern, alles Eigne dem Gemeinwesen opfernden

Vaterlandsfreund kennen. Ein durchaus edler Geist, wirkte er auch unmittelbar als solcher auf jeden ähnlichen ein. Lange hatte er für seine Beschwerden und Vorschläge gar kein Gehör zu finden gewußt; ich eröffnete ihm den Zutritt bei Humboldt, und sowohl dieser, als der Graf Kapodistrias, jener Preußens und dieser Rußlands Stimme in dem für die Schweizersachen niedergesetzten Ausschuß führend, haben mir eingestanden, jene Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn die Angaben Troxler's früher bekannt gewesen wären. Indessen suchte dieser zu retten, was noch möglich war, und erlangte wenigstens soviel, daß die ganz entgegengesetzten Bestrebungen, in welchen andere Schweizer bemüht waren, noch mehr als schon geschehen des Veralteten wiederherzustellen, ohne weiteres abgewiesen wurden. Seltsam genug wollten anfangs auch diese Gegner Troxler's ihre Schriften mir zur Bearbeitung und Anbringung übergeben, da sie denn erfahren mußten, daß ganz andere Vorliebe hier schon Besitz genommen. Ich gab zuletzt noch eine kleine Schrift von Troxler über die Schweiz heraus und vertheilte sie rechts und links, was damals keinen Tadel fand.

Unter solchen stillern, aber wirksamen Kreisen, deren Einfluß, wenn auch im Einzelnen nicht sehr bemerkbar, doch im Ganzen bedeutend war, läßt sich noch die Häuslichkeit des bremischen Gesandten mitrechnen, des Senators Smidt, der außer seiner amtlichen Thätigkeit eine ungleich größere gesellschaftliche ausübte, durch scharfsinnig ausgedachte Verknüpfungen, zeitgemäße Einfälle und nachdrückliche Anregungen. Ich habe seiner schon früher gedacht, und werde noch mehrmals von ihm zu sprechen haben.

Bei dem allgemeinen Drängen und Suchen der Menschen nach Zufluchtsorten, wo häuslicher Herd und Tisch zum Ausruhen von den Staatssachen und zugleich zum freieren Besprechen derselben einlud, konnte es nicht fehlen, daß bald auch Rahel unwillkürlich die Mitte einer lebhaften Geselligkeit geworden war. Diese war jedoch mit keiner andern zu vergleichen, und sowohl in ihrer Richtung als in ihrer Zusammensetzung von eigenster Art. Hier wurde nichts ver-

treten und bezweckt, als das allgemeine Menschliche, und die freieste Betrachtung desselben. Damit ergab sich von selbst, daß ohne Ansehen der Person nur das Maß des Willens und der Fähigkeit, sich in jenem Elemente zu bewegen, den Antheil an demselben entschied. Stand und Namen und selbst Volksangehörigkeit durften wenig in Betracht kommen. Personen des höchsten und gar keines Ranges standen hier auf gleichem Boden. Waren die preußischen Freunde dennoch am zahlreichsten und vertrautesten, so fand dies gewiß weniger Statt, weil sie die Landsleute, als weil sie die preußischen, und somit ohne Frage die in freier Geistesbahn am meisten vorgeschrittenen waren. Außer diesen und allen andern Arten von Deutschen waren insbesondere Oesterreicher, sodann Franzosen und Italiäner, Russen, und auch wohl ein paar Engländer, in verschiedener Abstufung und Dauer hier bald einheimisch. Die Gespräche wurden oft, und dann gegen den Willen der Wirthin, zu strengen Verhandlungen, und glückliche Ausdrücke, wohlgesetzte Gründe, überraschende Wendungen von daher klangen dann an solchen Orten wieder, wo sie Gewicht erhalten konnten, oder tauchten unerwartet aus Tagesblättern hervor.

Von bedeutenden Menschen, die mit größtem Vertrauen sich an Rahel schlossen, hätte ich zunächst Bollmann zu nennen; doch das besondre Denkmal, das ich ihm schon gewidmet, überhebt mich weiterer Angaben über diesen ausgezeichneten Mann, dessen Erscheinung in Wien bald wichtig wurde und Wirkungen hinterließ, die noch fortdauern. Dem litterarischen Forscher und Beobachter zur Liebe muß ich aber noch die Merkwürdigkeit nachtragen, daß Bollmann, der über Paris frisch aus England kam und aus alter Gewohnheit neben den Erfindungen und Leistungen der Gewerbe auch die schöne Litteratur beachtet hatte, damals in Wien der Erste war, der von Lord Byron und Walter Scott sprach, ihre Dichtungen pries und mittheilte. Mag von ihnen in Deutschland auch hin und wieder jemand gewußt haben, der großen Welt waren sie noch unbekannt, und blieben es ihr auch damals noch großentheils, da man für Dichter auch nachher noch Zeit genug zu haben glaubte. Bollmann war mir

durch Schlabrendorf zugewiesen, der in den neueröffneten Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich in dieser Zeit thätig eingreifen zu wollen schien.

Ein anderer guter Mann, den Schlabrendorf an mich empfohlen hatte, war Doktor Keidel, bis dahin diplomatischer Agent des Freistaats Danzig in Paris, und jetzt seiner Meinung nach verpflichtet, den eroberten, aufgelösten und zu keiner Herstellung bestimmten Staat auch in Wien zu vertreten. Die Wiener Zeitung führte ihn ohne weiteres als Kongreßbevollmächtigten auf, wogegen aber Preußen sogleich einredete. Doktor Keidel wurde bedeutet, daß seine amtliche Eigenschaft längst erloschen sei, und daß er sich fortan ruhig zu verhalten habe. Dies that er, und ihm ließ sein persönliches Loos wenig zu wünschen, denn seine wirklich bis dahin für Danzig höchst ersprießlichen Dienste wurden durch Aussetzung eines ansehnlichen Jahrgeldes belohnt, das er in Wien verzehren durfte, und in dessen Genuß ich ihn zwanzig Jahre später noch als wohlbehaglichen Greis wiedergesehen. Wichtig war der Mann in Wien nur durch die mannigfachen und seltsamen Ränke, die man mit ihm von verschiedenen Seiten anzuspinnen suchte, wegen Danzig, wegen Polen, und die er uns offenherzig mittheilte, wobei mancher Faden aus der höhern Politik zu erfassen war, und Gesinnungen und Absichten bloß gab, die sich gar wohl versteckt glaubten.

Ich erwähne nur der Personen, zu denen ich einige nähere Beziehung gehabt; der Unzahl von Ansuchern und Bittstellern, vornehmen und geringen, Abgeordneten und Beauftragten, geheimen oder öffentlichen, Beobachtern, Spähern, Machern aller Art hier zu gedenken, wäre über mein Vermögen wie gegen meinen Zweck. In der ersten Klasse befanden sich die höchsten fürstlichen Häuser, die sämmtlichen Mediatisirten, die Frankfurter Judenschaft; auf der zweiten Stufe war ebenfalls ein Gemisch der Vornehmsten und Geringsten, hochfahrender Glücksritter, betriebsamer Gelehrten, aushelfender Finanzleute, bis zum gemeinen Börsenwucherer hinab. **Die Macht des Hauses Rothschild** war erst im Ent-

stehen, sonst würde sie viele Thätigkeiten und Interessen, die jetzt in vielen Händen zerstreut lagen, ernstlich zusammengefaßt haben; doch that ihre Unterstützung dem Anspruch der Frankfurter Juden auf das dortige, so wie der Juden überhaupt auf das allgemeine deutsche Bürgerrecht, schon guten Vorschub; jener Sache widmete insbesondere Jakob Baruch, ein wackerer und feiner Mann, der Vater des nachher so berühmten Börne, seinen klugen Eifer, und die Angelegenheit der Juden in Lübeck war dem Doktor Buchholz übertragen. Dieser Gegenstand wollte von mehreren Seiten auch auf mich stark eindringen, berührte mich aber geschäftlich nur im Vorübergehen.

Nicht loskommen kann ich von dieser Aufzählung — denn auch das bloße Ablehnen wird eine — ohne vorher noch einige Gestalten einzuführen, die mir sonst immerfort, wie unbefriedigte Schatten, den Weg vertreten. Der Frankfurter Rechtsgelehrte, Doktor Jassoy, ist die eine; groß und stark, behaglich und heiter, in Leben und Geschäften grundgescheidt. Er hatte vielfache Zwecke und Aufträge, unter andern auch die Besorgung wichtiger Angelegenheiten des Hauses Metternich. An zweiter Stelle ist Wiesel zu nennen, der ohne Wahl und Absicht mehr hieher verschlagen war, als daß er gerade den Kongreß gesucht hätte; ein schon anderweitig mitgetheiltes Bild darf mir einen neuen Abriß ersparen; dasselbe gilt von der dritten Gestalt, dem russischen Obersten Karl von Nostitz, gewesenen Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Diese drei, ungleich in fast allem Betracht, hatten in Bezug auf den Kongreß die merkwürdigste Gemeinschaft. Ihr unbestreitbarstes Eigenthum war der scharfe Weltverstand, die kluge Einsicht in fremde Thorheit und Schwäche, der unbedingte Haß aller Selbsttäuschung, die Lust und Entschlossenheit, die sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, daher Zweifel und Mißtrauen gegen alles, was in der Welt etwas bedeuten will. In diesen Dreien hatte sich die Verneinung, die Satire und der Hohn inkarnirt, sie folgten allen Erscheinungen und Vorgängen des Tages mit ihren zerstörenden Bemerkungen, mit der unerbittlichen Schärfe, von welcher

das nachherige Buch Jassoy's „Welt und Zeit" einen schwachen Abglanz liefert, und mit einer Derbheit, für die es keine schriftliche Ueberlieferung giebt. Sie waren das Aristophanische Salz des Kongresses, die Mephistophelische Lauge, die, indem sie das Scheinsame verzehrt, auch das wahrhaft Hohe und Heilige wenigstens anzubeizen versucht. Der Umgang mit solchen Geistern, vor deren Prüfung so wenig in der Welt bestehen konnte, war nicht ohne Reiz, aber auch nicht ohne innere Gefahr; — von äußerer konnte nicht entfernt die Rede sein, da alles nur in Gedanken verkehrte, und jedes Thun aus solchen Gedanken heraus gerade diesen Geistern nur dumm und lächerlich gewesen wäre. Sie würden auch schon diese Zusammenstellung nicht dulden wollen, und jeder für sich dagegen einreden, wie denn ihre Verhältnisse, und selbst ihre Meinungen und Neigungen, in der That sehr verschieden waren, ja das Gemeinsame in ihnen, das Verneinende, mußte sie eben dadurch wieder auseinanderhalten, wie es auch die Umstände thaten, indem nur Wiesel den Kongreß in Wien überdauerte, die andern beiden schon im Anfang und in der Mitte desselben abreisten. Dem Geiste nach gehörten sie aber zusammen und gaben zu dem Vielklang dieser Epoche eine eigenthümliche, oft laut genug durchgellende Begleitung, die doch gewissermaßen dazu gehörte, und ohne die dem Kongreß wirklich etwas würde zu fehlen scheinen, so wie meinen Blättern ohne diese Zeilen, in denen die Wellen solcher Vorstellung doch einigermaßen zu Ruhe kommen.

Von Jassoy muß ich noch den Ausgang seines Lebens erwähnen, welcher dem Anfang und der Mitte sehr ungleich war. Inmitten dieses scherzenden Uebermuthes und Hohnes hatte sich ein tragisches Geschick angesiedelt. Jassoy hatte das Glück, zwei Kinder zu besitzen, die er zärtlich liebte. Eine artige Tochter war nicht ohne poetischen Geist. Ein Sohn aber, als junger tüchtiger Arzt in Frankfurt rasch gedeihend, war des Vaters größter Stolz. Unglücklicherweise gefiel ihm die Sinnesart des Vaters nicht, und er hielt sich mehr zur Mutter. Bei seiner starken Praxis wollte er doch die Eltern jeden Tag sehen, und hatte, um dies zu sichern,

seinen Mittagstisch bei ihnen. Daß er oft nachdenklich, ja sorgenvoll war, fiel nicht auf, da sein Beruf dies genugsam veranlassen konnte; nur wußte der Vater wohl, daß seine Aeußerungsweise den Sohn oft verletzte, was derselben, bei aller Liebe, doch keine Milderung bewirken konnte. Eines Tages war der Sohn weggegangen, und hatte die Mutter noch zuletzt mit dem Ausruf umarmt: „Mutter, alles was gut an mir ist, hab' ich doch von dir!“ An demselben Tage, in einem Anfall von Lebensüberdruß, erschoß er sich. Jassoy war durch dieses Ereigniß wie vernichtet; er schloß sich in sein Zimmer ein, sah keinen Menschen, blieb fast ohne Nahrung und Schlaf, man hörte ihn Tag und Nacht beinah ohne Unterbrechung mit starkem Schritt auf und ab gehen. Nach vier Tagen schloß er auf, wieder gefaßt, auch bald wieder scherzhaft und spöttisch, und es war alles wie vorher. Allein auch die Tochter sollte ihn auf ähnliche Art erschüttern. Sie hatte sich einem Manne, dem sie romantische Eigenschaften andichtete, heimlich verlobt, und erfuhr dann, daß der Vater nie die Verbindung zugeben würde; bald auch entdeckte sie selbst, daß sie sich in dem Manne geirrt hatte, und in dieser zwiefachen Bedrängniß nahm sie Gift, man fand sie Morgens in ihrem Bette todt. Nach einiger Zeit erfuhr Jassoy selber einen Anfall von Schlagfluß, der ihn völlig verwandelte. Die Spöttereien hörten auf, weiche, liebevolle Gefühle und milde Urtheile traten an die Stelle, Güte und Nachsicht beseelten ihn ganz. Die Bilder der Religion traten hervor, er sprach mit Erhebung von ihren Vorschriften, ihren Hoffnungen. Sein Geist schien erloschen, aber seine Seele glänzte im Lichte. Als er schwächer wurde, verlangte er immer Wasser, den Mund auszuspülen, und seine Frau fragte ihn endlich, was er denn im Munde habe, daß er immer Wasser begehre? „Ich habe“, antwortete er, „einen Heiligen im Munde, dem muß ich die Füße waschen, denn er betet für mich, daß mir meine Sünden vergeben werden.“ Und ein andermal sagte er, Christus sei ihm erschienen, und habe ihm Trost und Hoffnung zugesprochen. So vegetirte er noch einige Zeit, und starb dann sanft. In seiner früheren Zeit hätte er dies alles für Faselei und

Schwäche erklärt, und den bittersten Spott dawider ausgestoßen. Wir aber wollen darin eine höhere Mitgabe anerkennen, die er unter der derben, scharfen Hülle zart und unverletzt durch das frühere Leben getragen, und die, im Zusammenbrechen des Irdischen, ihre tröstende Kraft entfaltete. Wie oft liegen die schönsten Keime so verschüttet und verwahrt! —

Es ist aber Zeit, von den mancherlei Nebengewässern sich dem großen Strome wieder zuzuwenden. Wenn wir bisher unsere Erzählung immer nur wie einleitend umhergeführt, und noch auf keine rechte Bahn gekommen sind, so geht es uns hierin nur wie dem Kongresse selber, der auch nicht so schnell in die Mitte der Sachen gelangen konnte, sondern sich in Vorworten mühsam heranarbeitete. Der Kongreß war im Pariser Frieden auf den 1. August festgesetzt, aber bald nachher, hauptsächlich aus Berücksichtigung englischer Verhältnisse, um zwei Monate hinausgeschoben worden, und sollte nun vom 1. Oktober an als wirklich eröffnet gelten. Aber dem Wesen und der Form nach fehlte hieran noch viel. Schon am 8. Oktober war eine Erklärung in den Zeitungen erschienen, wonach der Anfang der eigentlichen Verhandlungen auf den 1. November angesetzt wurde, bis wohin die schwebenden Fragen durch freie und vertrauliche Erörterungen zur nöthigen Reife gebracht werden sollten. Am 1. November aber kam eine neue Erklärung, welche statt des Beginns der Verhandlungen wenigstens die Prüfung der Vollmachten als begonnen verkündigte. Während diejenigen, von welchen das Handeln ausgehen sollte, sich der Schwierigkeiten, denen sie begegneten, zu entledigen strebten, konnte die Stockung auch den Zuschauern schon nicht verhehlt werden.

Die Schwierigkeiten lagen aber tief in der Sache begründet, nicht in dem Willen oder den Fähigkeiten der Personen. Wenn man auf ältere Kongresse zurückblickt, auf die Hindernisse, welche durch bloße Förmlichkeiten verursacht wurden, und mit denen z. B. in Münster und Osnabrück, in Nym-

wegen, Utrecht u. s. w. unendliche Zeit verloren wurde, so muß man gestehen, daß der Wiener Kongreß sich bei dergleichen Nebendingen verhältnißmäßig wenig aufgehalten, sondern sie mit freisinniger Uebereinkunft theils rasch erledigt, theils vorläufig beseitigt hat. Allein ganz konnte die herkömmliche Weise, in der die Höfe und Staaten bisher unter einander verkehrt hatten, doch nicht umgangen werden, und dieselben Formen, welche so lange Zeit nicht ohne Grund in diplomatischen Geschäften bequem gewesen, mußten auch in ihrer Unbequemlichkeit geduldet bleiben. Nichts wäre kürzer gewesen, als daß die vier großen Mächte, welche den Kriegsbund gegen Napoleon geführt, unter einander einig ihren Willen ausgesprochen und zum Gesetz erhoben hätten. Die Uebereinstimmung hätte nicht gefehlt, sie brauchte nicht erst gegründet, sondern nur gegen Andrang und Beimischung von außen bewahrt zu werden. Allein jene Mächte durften sich nicht befugt glauben, nachdem sie eben das Joch gebieterischer Gewaltherrschaft, das auf Europa gelastet, zerschlagen, diesem ein neues aufzulegen, und ihre Mitverbündeten würden dasselbe nicht willig angenommen haben. Auch konnte der Wille jener Mächte hinsichtlich einer Menge von Fragen, von denen sie selbst nur mittelbar berührt wurden, nicht unbedigt schon entschieden haben; es galt hier die Ansprüche zu wägen, das Rechte zu erkennen, das Angemessene zu finden. Also Berathung überhaupt, Mitwirkung für die höher Betheiligten, für die Untersten wenigstens Gehör, konnten nicht versagt werden. Hier aber für einen so noch nie dagewesenen Fall Form und Maß zu ermitteln, das war keine geringe Aufgabe, und auch deren Lösung durch ein bloßes Gebot nicht möglich.

Als nächste diplomatische Anknüpfung für den Kongreß galt der Pariser Friede, und die acht Mächte, welche diesen unterzeichnet hatten, oder ihm beigetreten waren, standen in erster Reihe. Aber durch Zutritt und Stimme konnte hier keine Gleichberechtigung erlangt werden, jeder Hof trat mit dem eigenthümlichen Gewicht seiner Macht, seiner Lage und Verhältnisse ein; dieser wesentliche Unterschied konnte durch Stimmenmehrheit so wenig als durch Selbstverläugnung auf-

gehoben werden, und es war undenkbar, daß die unangreifbare Größe Rußlands nur gerade so viel gelten sollte, als Schweden, oder daß Spanien, verheert und erschöpft, das siegskräftige England aufwöge. Dazu kam noch der Uebelstand, daß Staaten, welche an Umfang und Kraft, vielleicht auch sogar an Verdienst um die gemeinsame Sache, wenigstens gleichberechtigt schienen, in der Zahl jener acht Mächte doch nicht begriffen waren. So Dänemark, die Niederlande, Sardinien, der Pabst, für welche doch grade die Stimmung sehr günstig wirkte und vorzugsweise sorgte. Die deutschen Angelegenheiten, welche noch ungeordnet, in jenem obersten Rathe nur durch Oesterreich und Preußen mitvertreten waren, sollten erst wieder zu einem Ganzen emporgebildet werden. Hier tummelten sich die streitendsten Ansprüche, die vielartigsten, verwickeltsten Forderungen. Um nur erst festen Boden zu gewinnen, bemächtigten sich die fünf Höfe von Wien, Berlin, München, Hannover und Stuttgart der Berathung, von der sich aber die mittlern Staaten und zuletzt auch die kleinsten nicht gutwillig ausgeschlossen sahen, und zu der die Mediatisirten und einstige Körperschaften sich eifrig andrängten.

Die höheren politischen Fragen von allgemeiner Wichtigkeit wurden in hergebrachter diplomatischer Weise größtentheils durch Notenwechsel zwischen den Großmächten allein verhandelt; die Gegenstände, welche mit jenen Lebensfragen nicht nothwendig zusammenhingen, und theils bestimmte Länder, theils einzelne Klassen, theils auch durchgreifende Allgemeinheiten betrafen, waren an besondere Ausschüsse von Bevollmächtigten, zumeist der großen Höfe gewiesen, wo die Geschäfte durch Sitzungen und Protokolle geführt wurden. Außer den deutschen Gebiets- und Verfassungsfragen standen deren auch für andre Länder manche höchst wichtige zur Entscheidung, und neben den Ausschüssen hiefür waren noch andere für die Abschaffung des Negerhandels und für die Zähmung der afrikanischen Seeräuber aufgestellt.

Kam auf solche Weise die Einleitung und Vertheilung der Arbeiten endlich zu Stande, so fehlte doch viel, daß dies gleich von Anfang vollständig gelungen wäre, und daß der

eingeschlagene Gang von allen Seiten die nöthige Förderung erfahren hätte. Allem andern zuvor mußten die politischen Fragen in Betreff des künftigen Besitzstandes der großen Mächte unter diesen abgemacht sein; diese Grundlage schien bereits fest gelegt, allein bei näherem Eingehen fanden sich manche Stellen noch unsicher, andere wurden erst jetzt wankend. Die Häupter der Kabinette, welche bisher die Sachen geführt, wußten recht gut, was sie im Einzelnen wollten und im Ganzen wünschten, und die besondern Bestimmungen, die sie theils als Gesammtheit gegenüber von Frankreich sich ausbedungen, theils unter sich vorher schon getroffen hatten oder nachträglich festsetzten, ließen ihre Ansprüche und Erwartungen deutlich genug hervortreten. Thatsächliche Ueberlegenheit wird in der Welt unter allen Umständen anerkannt, und wo das Recht der Mindermächtigen, und schon ihr Vortheil sogar, von der Macht, wie hier unläugbar der Fall, beachtet und mitvertreten sind, da findet sich eine in der Natur der Dinge begründete Unterordnung von selbst. Dies war auch das allgemeine Gefühl in Betreff des Kongresses, und den vier Hauptmächten, sofern sie einig waren, mochte niemand eine Art von Diktatur bestreiten. Ohne Zweifel wäre es für Europa und insbesondere für Deutschland vortheilhaft gewesen, wenn alle Entscheidungen lediglich in jener höheren Region, ohne die trübende Einmischung beschränkter, von unten emporsteigender Eifersuchten und kleinlicher Betriebsamkeiten, hätten gefaßt werden können, und der Widerspruch würde unerheblich geblieben und bald verstummt sein. Jedoch fiel die Sache weit anders aus. Innerhalb der Machtverbindung wurden Trennungslinien sichtbar, die sich durch hinzutretendes Einwirken leicht in Zwiespalt vertiefen ließen. Es fehlte nicht an solchem Einwirken, wodurch bald Macht gegen Macht stand, und anstatt einer freien, reichen Darbietung ein mißtrauisch berechnetes und doch gerade dadurch verkümmertes Ergebniß davongetragen wurde.

Zweierlei Einflüsse sind in solchem Betreff hauptsächlich hier anzuführen. Bei uns Deutschen hatten sich in der öffentlichen Meinung die außerordentlichsten und theilweise seltsamsten Erwartungen mit dem verheißenen Kongresse ver-

knüpft. Die Deutschen waren allerdings in einem besondern Zustande, wie keine der andern Nationen, mit denen sie verbündet den Sieg errungen hatten. Rußland und England, Schweden, desgleichen auch Preußen und Oesterreich, standen da in alter fester Gestalt und brauchten die Früchte des Sieges nur an sich zu ziehen und in das Bestehende aufzunehmen. Polen und Italien, schon längst ohne Selbstständigkeit, und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derselben bethört oder gereizt, folgten dem Loose der Eroberung, wobei sie nicht wesentlich zu verlieren schienen. Spanien, Portugal, Dänemark standen, wenn auch erschüttert, auf altem Boden. Die Niederlande erfreuten sich eines gewonnenen neuen Bestandes, die Schweiz ihrer theilweisen Erneuung und allseitig ausgesprochenen Sicherheit. In Deutschland war alles zersetzt, das Aufgelöste zum Theil wieder neu gebunden, zum Theil Preis gegeben und verloren. Die Franzosenherrschaft hatte hier am stärksten und nachhaltigsten, aber nicht gleichmäßig eingewirkt, sondern nach den Zeiten und Gegenständen sehr verschieden; alle Wechselgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geschichtlich abgelagert, und neben einander wiederzufinden, eine Verwirrung von Zuständen, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkamen, daß allenthalben die alten Verhältnisse zerstört, die neuen nicht abgeschlossen, und Recht, Unterdrückung, Sieg, Verdienst, Vortheil und Verlust wunderlich gemischt waren. Die Zwischenzeit, während welcher das Fremde geherrscht, hatte zu lange gedauert, und zu vielerlei Eigengebildetes entstehen lassen, als daß man sie und ihre Gebilde gradezu für nicht gewesen erklären konnte, und wo dieser Versuch gleichwohl gemacht wurde, da brachte er nur Verwirrung und Beschämung hervor. Das Alte ungetheilt herzustellen, war im Allgemeinen unmöglich, und daher im Einzelnen ebenfalls, sofern dieses der Anknüpfung an ein Ganzes, worin früher ein so großer Werth gelegen, jetzt entbehren mußte. Wenn Kaiser und Reich nicht wieder auflebten, so konnten es auch die ehemaligen Reichsstände und Reichsverhältnisse nicht, weil jene höchsten Bedingungen eines solchen Daseins fehlten. So viel des Neuen hatte man in

die Verbündung, als der Sieg noch nicht entschieden war, aufgenommen, so wirksam hatte es Antheil an ihm genommen und war durch ihn eben auch selbst miterstarkt, daß hier sowohl das erworbene Recht als auch die wirkliche Macht eine rücksichtsvolle Ausgleichung auferlegten. Aber die großen Regierungen wollten auch jene Wiederherstellung des Alten nicht, weil ihr eigner Vortheil dagegen war.

Legte sich dem vorbereiteten politischen Entwickelungsgange dieses Gewicht deutscher Verhältnisse und Bedürfnisse drückend auf, und mischte sich von daher ein neues, in noch ungestalter Kraft unberechenbares, volksthümliches Element in die Verhandlungen, welche schon kein rein diplomatisches Geschäft mehr darstellten, sondern auch gleichsam staatsgerichtliche und fast parlamentarische Vorgänge in sich aufnehmen mußten, — so drang von anderer Seite ein politischer Einfluß heran, der ebenfalls in unerwartet begünstigtem Anwachsen die bisherigen Berechnungen verwirrte und bedrohte. Dies war der Einfluß des wiederhergestellten Frankreichs. Allerdings hätten früherhin die Sieger alle Macht und Befugniß gehabt, dem besiegten Frankreich den Zutritt zu Verhandlungen zu versagen, welche gleichsam der letzte Abschluß derjenigen Ereignisse und Bestimmungen sein sollten, durch die, ohne Frankreich und gegen Frankreich, dieses selbst erst wieder in seiner jetzigen Gestalt erstanden war. In der That konnte es unbillig dünken, und gefährlich sogar, dieses noch gährende und in vieler Hinsicht dem übrigen Europa fortwährend feindliche Frankreich in die Gemeinschaft der bevorstehenden Staatenberathung als gleichberechtigtes Mitglied unbedingt aufzunehmen; allein die Aufrichtigkeit der Versöhnung schien diesen Beweis des Vertrauens gewähren zu müssen, das wiedereingesetzte Bourbonische Herrscherhaus durfte ihn dringend fordern, und nicht die Großmuth der Gesinnungen allein, sondern auch wichtige Gründe der Staatsklugheit hatten für die Zulassung entscheiden müssen, denn es war allerdings von großer Bedeutung, den neuen Festsetzungen, welche die Grundlage des künftigen politischen Bestandes von Europa werden sollten, den Antheil und die Mitverpflichtung eines Staates nicht fehlen zu lassen, der

seiner Lage und Beschaffenheit nach unfehlbar binnen kurzem wieder in die Reihe der großen Mächte zu treten berufen war. Blieben auf jeder Seite dieses Wechselfalles Schwierigkeiten, die sich nicht beseitigen ließen, so folgt daraus nicht, daß sie nicht bedacht worden wären, wie denn überhaupt Vorsicht und Erwägung in denjenigen Dingen, welche für die Kabinette selbst wichtig waren, diesen wohl selten gefehlt haben. Aber dem Antheil und Einfluß Frankreichs mochte man in keinem Falle den Umfang voraussetzen, zu welchem er sich in der That bald erhob. Hierin wiederum war der Aufschub des Kongresses besonders verhängnißvoll. Die kurze Zwischenzeit, der Verlauf desselben Sommers, welcher die Heere der Verbündeten sich trennen und in die zum Theil weite Heimath zurückkehren sah, war vollkommen hinreichend, die lebhaften, durch Schmach und Hoffnung im Innern aufgereizten Franzosen als ein nach außen unter der neuen Herrschaft wieder ziemlich vereintes und zum Kriege starkes Volk aufzustellen. Wäre der Kongreß, wie es anfangs bestimmt war, einige Monate früher begonnen und rasch zum Schlusse geführt worden, so würde Frankreich aller Wahrscheinlichkeit nach keine bedeutende Rolle haben spielen können noch wollen, und seine Theilnahme mehr eine formale geblieben sein. War aber einmal Raum zur Vorbereitung und Entwickelung gegeben, so fiel aller Gewinn auf die Seite derjenigen Kräfte, die sich in Deutschland und Frankreich dem vorausgezeichneten Gang und Zwecke des Kongresses wachsend entgegenwälzten, während die zwischen den Mächten bestehenden Verabredungen in demselben Maße an Einigkeit und Festigkeit nur verlieren konnten. Doch dürfen wir, wenn wir billig sein wollen, auch wegen dieses verhängnißvollen Aufschubes nur die Sache selbst und die Gesammtheit der Leitenden, nicht aber Einzelne beschuldigen, deren keiner diese Zögerungen in seiner Gewalt hatte, wenn auch, was zu bezweifeln, deren Folgen so klar, als sie nachher zu übersehen waren, vorgelegen hätten, außerdem daß diese auf mancher Seite auch erwünscht oder doch weniger zu fürchten sein konnten.

Während aber die Geschäfte stockten oder ihren Anfang noch unsichtbar zu spinnen hatten, war der Weltschauplatz erfüllt von regem Leben, und in raschem Wechsel drängten sich Gestalten und Ereignisse. Die Anwesenheit der größten Herrscher, so vieler königlichen und fürstlichen Häupter, der höchsten Frauen, umgeben von der Blüthe der vornehmsten Geschlechter aller Länder, rief in täglich wiederkehrenden Anlässen alle Pracht und Ueppigkeit der Kaiserstadt zu erneuerter Bewegung auf. Feste folgten auf Feste, die Schau- und Tanzlust erhielt volle Befriedigung. Treffend scherzte der alte Fürst von Ligne: „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas!" und das glückliche Wort flog schnell durch ganz Wien, ja durch Europa, zum Ergötzen auch derer, die es treffen konnte; denn wo ein Allgemeines krankt, fühlt sich der Einzelne kaum noch verantwortlich.

Das moderne Fest ist wesentlich militairisch; der frühere kirchliche, der später höfische Karakter öffentlichen Prunkes ist ganz in den militairischen übergegangen, welcher am verständlichsten zu der Menge spricht, und ihr durch Ernst und Tüchtigkeit noch am meisten Ehrfurcht gebietet. Das Fest im Prater am 18. Oktober, zur Feier der Schlacht von Leipzig, war in diesem Betracht eines der allgemeinsten, prunkvollsten und würdigsten. Die Kriegsfürsten und die geringsten Krieger hielten zusammen gemeinschaftlich Mahl, und alles Volk nahm Theil an dem großen Anblick. Sechszehntausend Mann wurden unter freiem Himmel gespeist, der die Festlichkeit durch das schönste Wetter begünstigte, und das Wiener Volk setzte den Freudenrausch fort bis tief in die Nacht hinein. Die Einigkeit der großen Herrscher schien bei diesem Gedächtnisse des gemeinsamen Sieges auf's neue sich zu verbürgen. Gleichen Eindruck empfing die öffentliche Meinung von der sechs Tage darauf gemeinsam von den Monarchen unternommenen Lustreise nach Pest, wiewohl diese auch schon zu mancherlei eifersüchtigen Bemerkungen Anlaß gab.

An Glanz und Geschmack ragte besonders ein von dem Fürsten von Metternich gegebenes Fest hervor, wo die große Welt alles, was ihrer durch Schönheit und Auszeichnung

würdig schien, herangezogen hatte. Das Fest blieb lange Zeit für die Theilnehmer der Gipfel aller prächtigen Erscheinung, und weit und breit wurde davon gesprochen. Eine begeisterte Schilderung, noch ganz des empfundenen Taumels erfüllt, schrieb Koreff mit dithyrambischer Feder, und gab sie in den Oesterreichischen Beobachter, wo man sie mit Vergnügen nachlesen und sich den unmittelbaren Eindruck vergegenwärtigen wird. Ein zweites Fest, dessen Pracht und Herrlichkeit alles überstieg, was man bis dahin gesehen hatte, war ein Karrousel in der wunderbar ausgeschmückten und erleuchteten Reitbahn, wobei besonders die österreichischen Kavaliere durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen.

In einer andern, minder hohen, aber allgemein anziehenden und beschäftigenden Sphäre, in der des Theaters nämlich, erwarb die mimische Tänzerin Bigottini den größten Beifall und Ruhm. Von ihrer Darstellung der Nina war der ganze Kongreß entzückt, und wiewohl Kenner manches an ihrer Kunst zu tadeln und sie namentlich mit der einst bewunderten Vigano nicht zu vergleichen fanden, so durften sie gegen die übermächtige, herrscherliche Bewunderung kaum laut werden. Unter den einheimischen Talenten glänzte vor allen die großartige Sängerin Anna Milder, und war des tiefsten, allgemeinsten Eindrucks immer gewiß. Da hier des Theaters gedacht ist, so muß ich auch der Gastrollen der ausgezeichneten Künstlerin Auguste Brede gedenken, die durch ihr feines gebildetes Spiel den schönsten Beifall gewann. Späterhin betrat die gewaltige Sophie Schröder die Bühne, und setzte besonders die Ausländer in Erstaunen, die solche Wirkungen bisher nur dem französischen Theater möglich geglaubt hatten.

Nicht bloß der Abend, fast jede Tageszeit hatte ihre besondere Schaulust. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei sehr oft die Monarchen selbst in zahlreicher Begleitung erschienen und durch ihre Beeiferung gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem sie

ganz persönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserlesensten Musikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichsten Hülfsmittel, so wie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunst, sich hervorthat. So lange das Wetter günstig blieb, war die Bastei der allgemeine Versammlungsort zum Spazirengehen. Hier sah man Arm in Arm den Kaiser Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürsten von Metternich mit dem Herzoge von Koburg, in Haltung und Benehmen die schönsten Erscheinungen, die man sehen konnte. Dagegen schritten Lord und Lady Castlereagh am hellen Sonnenlichte wie zum Maskenball einher, nicht merkend, wie sehr sie bemerkt wurden. Die beiden Großfürstinnen, Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, geliebte Schwestern des Kaisers Alexander, gewährten das schönste Bild der mit herrscherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit, und nicht ohne freudigen Antheil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürstin Katharina die seltenste Begabung geistigen Hochsinns und leuchtenden Verstandes näher zu würdigen im Stande waren, daß diese Prinzessin auf's neue Landesmutter zu werden bestimmt sei; ein Name, den sie als Königin von Würtemberg später im wahrsten Sinne großartig bewährte; leider sollte der schöne Beruf dieses Lebens von nicht langer Dauer sein! Glücklicher war hierin Weimar; noch heute strömen ihm ununterbrochen die Segnungen des Ernstes und der Anmuth, welche sich dem Dasein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einst mit Wahrheit schreiben konnte, daß sie jeden Stand zu erhöhen geeignet gewesen wäre, und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregt. Ferner sah man den zwar im letzten Kriege nicht zur Befehlführung berufenen, aber darum nicht minder in Ruhm strahlenden Erzherzog Karl; den tapfern, so ritterlichen als freisinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen; den in frischestem Kriegsruhme ausgezeichneten Kronprinzen von Würtemberg mit dem Freiherrn vom Stein; den schon früh für das Vaterland wie für Kunst und Bildung erglühten Kronprinzen

von Baiern mit dem Sieger von Hanau, dem Feldmarschall Fürsten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünstig angesehen, und wie zum Opfer vorherbestimmt; die Herzogin von Sagan nebst ihren Schwestern; den Grafen und die Gräfin von Bernstorff, letztere eine der ersten Schönheiten des Kongresses; die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo; den Kardinal Consalvi und an seiner Seite Bartholdy'n, der ihm die Menschen und Verhältnisse erklärte; den jungen Marquis von Custine mit dem Grafen von Noailles; den Großherzog von Sachsen-Weimar, auch hier der leutselige Fürst voll geistiger Aufmerksamkeit und menschenfreundlichen Sinns; — doch jedes Aufzählen ist hier ein thörichter Versuch, und mit Einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß flossen hier in bunter Mischung durch einander, und man konnte die Bastei eine diplomatische Börse nennen, wo auch die Geschäfte gar nicht zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt, bemerkte man, wurden niemals dort gesehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen versuchte der badische Forstjunker von Drais, in diesem bunten Gedränge seine fußgetriebenen Wagen und seine damals neuerfundenen Draisinen, welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterschaft unserer Tage nannte, und in denen der Doktor Jassoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung sehen wollte.

Doch so ausschließlich heiter und ergötzlich konnte nicht alles hergehen, daß nicht auch Verdruß und Unheil sich eingedrängt hätten, wozu immer den Menschen, nach Maßgabe ihrer Menge und Verhältnisse, eine Zahl von Loosen ausgetheilt ist.

Wir haben schon des Verdrusses gedacht, der einem wackern Manne durch den Freiherrn vom Stein zugefügt worden. Aehnliche Vorfälle, von denen einer den Fürsten von Talleyrand traf, dem auf einem Feste durch einen Offizier Grobheiten gesagt wurden, zeigten durch ihre Folgenlosigkeit, daß die Diplomatie schon weniger empfindlich sei. In letzterm Betreff gab der dem englischen Gesandten Lord

Stewart, Bruder von Lord Castlereagh, zugestoßene Handel am meisten zu reden; mit Wiener Fiakern in Streit gerathen, ließ der Lord auf offner Straße sich in Thätlichkeiten ein, welche eine ganze Weile zur Belustigung der Zuschauer fortdauerten, bis endlich die Kämpfer getrennt wurden, worauf beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Dem Ansehen des tapfern englischen Generals that dies Ereigniß bei seinen Landsleuten keinen Eintrag, so wenig als einige andre Ungezwungenheiten, die man ihm nacherzählte oder eigentlich nachrühmte; denn es fehlte nicht an Leuten, welche dem Engländer die Freiheit, ungestraft so manches Herkömmliche zu überschreiten, höchlich beneideten. Ein besonderer Unglücksfall traf den hannöverschen Bevollmächtigten Grafen von Münster, und erweckte den allgemeinsten Antheil; seine Pferde wurden scheu, er wurde umgeworfen und schwer beschädigt, so daß er lange die Heilung abwarten mußte.

Aber auch ein Todesfall, gleich im Beginne des Kongresses, ereignete sich auf wahrhaft bedauernswerthe Weise. Ein altgedienter ehrbarer Diplomat, der österreichische Gesandte in Stuttgart, Graf von Schall, von dem Schlage derjenigen, welche gerade durch ihre zuverlässigen Fähigkeiten innerhalb einer Sphäre der Brauchbarkeit festgehalten werden, wo ihr Name zu keiner Berühmtheit gelangt, war von einem auswärtigen Posten in die Hauptstadt heimgekehrt. An einem Hoffeste Theil nehmend, dachte er aus besondern Gründen bald wieder fortzugehen, als er unerwartet zu einem Spieltische befohlen wurde, wo denn zu verweilen ihm Ehre und Pflicht sein mußte. Er hoffte sein Ungemach durch Willensstärke zu bezwingen, wenigstens hinzuhalten, seine Belesenheit hielt ihm zu rechter Zeit das Beispiel des Herzogs von Saint-Simon vor, der in weniger gebieterischen Umständen das Unglaubliche in solcher Art geleistet. Allein unser gequälter Diplomat fing bald an, die Erzählung Saint-Simon's prahlerischer Uebertreibung zu beschuldigen, bald aber vergaß er Beispiel und Nachahmung völlig. Die Mitspielenden empfanden einige Unruhe. Der Diplomat wurde roth und blaß; mit bedauerlichster Theilnahme sahen ihn die Andern an. Man stand endlich auf, und wandte

sich von dem Unglücklichen ab, der nun Freiheit bekam, sich eiligst zu entfernen. Er begab sich nach Hause, und nachdem er sein Mißgeschick überlegt, auch bald erfahren, wie dasselbe niemanden zweifelhaft geblieben und schon allgemein bekannt geworden, glaubte er die Schmach nicht überleben zu dürfen, und in einem Anfall von Verzweiflung erschoß er sich! — Man bedauerte ihn ungemein, und konnte sich doch nicht erwehren, die Geschichte durch alle möglichen Erörterungen der Kasuistik zu treiben, wie der Arme sich am schicklichsten zu benehmen gehabt, und welche Aushülfe ihn noch in den verschiedenen Stadien hätte retten können. Humboldt versicherte, er würde in solchem Falle ruhig sein Theil, die Andern möchten dann eben so das ihre getragen haben, in keinem Falle würde er sich aus solcher Ursache erschießen, — was man ihm von mancher Seite fast als zu demokratisch verdenken wollte.

Späterhin, mitten im Laufe des Kongresses, erweckte ein andrer Todesfall die allgemeinste Theilnahme. Der Fürst von Ligne, der anfangs nur leicht erkrankt schien, aber scherzend verhieß, er werde dem Kongresse, der sich in Schauspielen aller Art schon ersättigt, nun doch noch ein neues bereiten, nämlich das Leichenbegängniß eines österreichischen Feldmarschalls, machte den Scherz nur allzu schnell wahr, und schied aus einer Welt, die er lange belebt und erfreut hatte, zuletzt aber doch nicht ganz mehr als die seinige erkannte, so sehr er sie auch durch Laune und Fügsamkeit noch sich anzueignen strebte. Sein Verlust wurde aufrichtig betrauert, und viele bereuten, die letzten Strahlen dieser Geistessonne nicht eifriger aufgesucht zu haben. Mit ihrem Verlöschen war in der That ein ganzes Zeitalter hinabgesunken, dem wohl hin und wieder noch ein Zeuge, aber nun kaum ein Vertreter noch übrig war.

Viel zu reden gab auch der plötzliche Tod des hessenhomburgischen Geheimen Rathes Major von Sinclair, der in der diplomatischen Welt noch kaum bekannt war, aber in der litterarischen eines verdienten Rufes genoß. Er hatte den Cevennenkrieg dramatisch bearbeitet, und unter dem Namen Crisalin sowohl diese Dramen als auch andre Dich-

tungen in Druck gegeben. Sein schottischer Ursprung zeigte sich wie im Namen so auch im ganzen Wesen, ein feuriges Blut trieb ihn zu raschem Handeln, und in früheren Jahren, zugleich Soldat, Hofmann und Dichter, machte er einen fast abentheuerlichen Eindruck. Jetzt, in reiferem Alter, hatte sich seine Heftigkeit sehr gemäßigt. Er hielt sich viel zu Friedrich Schlegel, und auch ich sah ihn öfters durch frühere Verhältnisse in Berlin auf seine Bekanntschaft angewiesen. Plötzlich erfuhr man eines Morgens, er sei über Nacht vom Schlagfluß getroffen, und in einem Hause, wo man ihn nicht kannte, und wo niemand ihn gesucht hätte, todt gefunden worden.

Nach so vielem Vorläufigen und Beihergehenden, welches denn doch in unsrem Falle, wie fast immer im Leben, mit den Hauptsachen nahe zusammenhängt und sie vielfach bedingt, müssen wir wohl wieder mit einigen Worten der Geschäfte gedenken, welche rasch genug mit steigendem Ernst und Nachdruck zur Sprache kamen. Zuvörderst aber dürfen wir eine Reihe von Bildnissen derjenigen Männer vorüberführen, denen die Verhandlungen vorzugsweise vertraut waren, und von deren Einsicht, Gesinnung und Geschicklichkeit sie großentheils abhingen. Unsre Aufzählung wird keine nach dem Staatskalender sein, weder die Personen wollen wir alle vollständig angeben, noch ihre Züge ausführlich zeichnen, sondern nur die der eignen Erinnerung sich vorzugsweise darbietenden, des Rechtes und Vortheils vollkommen eingedenk, daß wir Denkwürdigkeiten schreiben, welche ihresgleichen noch viele voraussetzen oder gewärtigen, denen erlaubt ist, Lücken zu haben, weil sie selber vielleicht so am besten andre ausfüllen.

Den Hauptstamm des Kongresses bildeten die Mächte, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, nächst ihnen waren für die Anordnung der deutschen Sachen die deutschen Regierungen zur Theilnahme berufen, außerdem aber auch alle sonstigen politischen und selbst privaten Ansprüche, die hier Erledigung hoffen durften, zu Gehör verstattet. Die

persönliche Gegenwart der Machthaber schien ein großer Vortheil, sowohl für diese selbst, als für die Verhandlungen, welche dadurch manchen Zweifeln und Weitläufigkeiten entrückt werden konnten. Doch hatten nicht alle Monarchen sich eingefunden, sondern einige der wichtigsten bloß ihre Bevollmächtigten gesandt, die nun ihrerseits versucht waren, den Vortheil, welchen den andern Bevollmächtigten die Anwesenheit ihrer Machtgeber verlieh, durch den entgegengesetzten aufzuwiegen, der sich nicht selten aus der Entfernung derselben ziehen ließ. Aber den Vortheil der persönlichen Gegenwart beschränkten auch andre, im Karakter der anwesenden Fürsten begründete, und deßhalb unverrückbare Umstände.

Der Kaiser Franz stand allgemein in dem Rufe eines schlichten, gutmüthigen, wenig unterrichteten, aber klarsehenden und mit launigem Mutterwitze begabten Mannes, der aufrichtig das Wohl seiner Völker wünsche, starr und fest an Recht und Gesetz halte, übrigens aber seinen Sinn, besonders in politischen Sachen, dem Rath und der Leitung der damit Beauftragten gern unterordne. Seine schmächtige, fast kümmerliche Gestalt, sein unbeholfenes und doch zwangloses Benehmen, seine für jederman freundliche Offenheit, und besonders seine ungezierte volksmäßige Mundart und Sprachweise, hatten ihm bei dem Volk eine zärtliche Theilnahme und herzliche Zuneigung gewonnen, die durch die wiederholten Unglücksfälle sich zu begeisterter Liebe steigerte, besonders dem Feinde gegenüber, dem man auf solche Weise noch trotzen konnte. Aber die Hülle dieses Karakters hegte einen Kern ganz andrer Art! Franz, ein geborner Italiäner und unter Italiänern aufgewachsen, hatte nur den Schein deutscher Gutmüthigkeit und Bescheidenheit, den er doch mit kluger Benutzung der dargebotenen Hülfsmittel lange zu behaupten wußte; im Hintergrunde hegte er ganz andre Eigenschaften. Er war eigensüchtig, verschmitzt und arglistig, voll Eifersucht auf seine Macht, mißtrauisch gegen seine Nächsten, gehässig und rachsüchtig gegen alles was ihn unangenehm berührte, daher ein Feind alles Ausgezeichneten, Selbstständigen, ein geborner Gönner alles Mittelmäßigen und

Geringen; zu kurzsichtig und unsicher, um eigne Entschlüsse zu fassen, zu schwach und feig, um bei den gefaßten zu beharren und sie auszuführen, fühlte er stets die Qual, fremden Einflüssen unterworfen zu sein, und hegte die Neigung, dies auch an denen zu rächen, die ihm am treusten und erfolgreichsten dienten. Mit großer Selbstverläugnung strebten seine Leiter stets ihm den Anschein der Kraft und des Muthes zu erhalten, die ihm gänzlich fehlten; besonders wandte der Fürst von Metternich, hierin auch für sich selber ein Gebot der Klugheit erfüllend, den größten Ernst und Eifer an, dem Kaiser den Ruhm und die Ehre jedes Erfolges zuzuschreiben, und daß ihm dies in einer Art gelang, die den Kaiser konnte glauben lassen, es sei aufrichtig gemeint, trug gewiß nicht wenig dazu bei, die seltne Amtsdauer eines Ministers zu bewirken, der zu diesem Herrn in keiner Weise zu passen schien. Metternich war ohnehin jetzt durch den Gang der Dinge getragen, der hingegen die früheren Einflüsse gelähmt hatte; die geistvolle Kaiserin — dritte Gemahlin des Kaisers, dem für seine Sinnlichkeit stets die Ehe am bequemsten war — fühlte sich durch vergeblichen Kampf und Kränklichkeit erschöpft, die Erzherzoge standen beseitigt, andre Gegner waren wenig zu fürchten, und so hatte Metternich allerdings in den Hauptsachen jetzt unbestritten das Heft in Händen. Damals war fast die ganze Welt über den Karakter des Kaisers getäuscht; doch gab es in Oesterreich eine nicht kleine Zahl von Personen, die ihn vollkommen einsahen, unter andern Gentz, der auch scharfe Umrisse zu seiner Zeichnung niedergeschrieben hat. Später ist die öffentliche Meinung durch die in den langen Regierungsjahren sichtbarer gewordene Sinnesart des Kaisers und durch manche unerwartete Enthüllungen sehr von der günstigen Vorstellungsweise zurückgekommen.

Ganz verschieden verhielt es sich mit dem Kaiser Alexander. Für ihn bestand kein erlogener Schimmer, keine durch Zufall und Absicht erwirkte falsche Schätzung; man wußte ziemlich genau, was man ihm zuzurechnen und was man von ihm zu erwarten habe. Von ursprünglich edlen und wohlwollenden Regungen erfüllt, zu menschenfreundlichem

Freisinn erzogen, hatte er in unglücklichen Familienverhältnissen zwar frühzeitig die Kunst der Verstellung lernen und üben, so wie manches düstre Unglück erfahren müssen; aber je mehr er in Jahren und Erfolgen fortschritt, desto mehr entschlug er sich den Angewöhnungen aus jener Zeit, und wie weit seine Geistes- und Willensfähigkeiten gingen, lag der Welt ziemlich offen. Was früher in ihm romantisch gewesen war, ritterlich und galant, das hatte sich, nach Erschöpfung sinnlichen Genusses, in eine fromme Richtung geworfen, die doch der galanten noch nicht alle Nebenwege verschloß. Seine Taubheit abgerechnet, war er eine wohlgefällige Erscheinung, durch Geistesbildung und Redefeinheit ausgezeichnet, für Beifall sehr empfänglich; die persönliche gesellige Geltung war ihm fast wichtiger, als die politische. Doch unterzog er sich den Aufgaben seiner Stellung mit Eifer und Gewandtheit. Er entschied und bestimmte vieles unmittelbar nach eignem Antrieb und Gutdünken; er wußte seine Vortheile wie die Schwächen der Gegner schlau zu handhaben, und sein Willen und Benehmen kamen bei allen Unterhandlungen allerdings in Betracht. Aber die russische Staatskunst hatte damals sehr einfache Aufgaben, sie lagen durch die Natur der Dinge gebieterisch vorgezeichnet, und Alexander brauchte, um vor- und durchzudringen, nur die Kräfte wirken zu lassen, die schon im Gange waren. Ihm schmeichelte wohl, sich als den Lenker der Staatssachen zu denken, und er versuchte später noch mancherlei, um als Schöpfer darin aufzutreten, indeß ist er wohl selbst von seiner Zulänglichkeit nie überzeugt gewesen, und das Gefühl des Mißlingens hat später seine Tage abkürzen helfen.

In dem Könige von Preußen ist ein gerechter und gemäßigter Sinn von jeher mit Recht geschätzt worden; er mißtraute leicht sich selber, und folgte gern der Einsicht und dem Entschlusse Anderer, wenn er deren Fähigkeit einmal anerkannt hatte; doch behielt er sich stets Aufsicht und Tadel vor, und wußte alles, was zu frei und kühn sich aufschwang, herabzustimmen und zu beschränken. Trocken, verdrießlich und schweigsam, gewann er doch durch Wohlmeinung und

Güte, die auch in jenen Formen sich auszudrücken verstanden, die Herzen leicht. Aber die Enge seines Gesichtskreises, sein Hang zum Kleinen und Gewöhnlichen, seine Bedenklichkeit und Hinzögerung im Entschließen, machten es sehr schwierig, Staatsgeschäfte und besonders so außerordentliche, wie der Kongreß sie auferlegte, mit ihm zu bearbeiten. Auch fing schon damals, nach den großen Kriegserfolgen, das früher schlummernde Selbstgefühl, König und Herr zu sein, stärker sich zu regen an, ohne doch die solchem Selbstgefühl entsprechende Willens- und Thatkraft aufzuwecken. Trotz alles Lobes, das diesem Fürsten reichlich gezollt worden, und das er großentheils in Wahrheit verdient, wird die Geschichte nicht unterlassen können, auch gewichtige Stimmen anzuführen, die seine persönliche Regierungsweise großer Schwachheit und Kleinmüthigkeit zeihen, und selbst seiner gepriesenen Gerechtigkeit den Flecken des Wortbruchs und der Fahrlässigkeit nachweisen, daß er seinem Volke die versprochene Verfassung vorenthalten, und Tausende seiner Unterthanen dem Haß und der Willkür verfolgungssüchtiger Behörden und augendienerischer dummer Beamten Preis gegeben, wobei er sich mit dem Scheine rechtlichen Verfahrens beruhigt, und nicht einmal wahrgenommen habe, daß sogar dieser oft fehlte! —

Diese Monarchen, welche bisher, obwohl Alexander und Friedrich Wilhelm persönlichen Muth hinreichend dargethan, in den Kriegssachen die Oberleitung nicht geführt hatten, führten dieselbe jetzt eben so wenig in den politischen Verhandlungen, sie überließen deren Richtung dem allgemeinen Drange der in Staat und Volk eben wirksamen Ansprüche und Forderungen, und der Gang blieb den Ansichten und Geschicklichkeiten der Staatsmänner anheimgegeben, in deren Händen die Geschäfte gerade lagen. Der politische Theil des Kongresses war daher von dem Einflusse jener Persönlichkeiten nur wenig bedingt, keine drückte den Ergebnissen das Gepräge eines bestimmten Karakters auf. Aber ganz ohne Wirkung blieben sie auch nicht, sie mußten immerfort berücksichtigt und bearbeitet werden, und so gab sich denn ihre Gegenwart besonders durch Hemmungen und Schwierig-

keiten kund. Sie hatten zum Fördern keine Kraft, aber zum Hindern und Stören waren sie stark genug, da ihr herrscherliches Ansehn doch nie bloßzustellen und ihr gelegentliches Meinen durch offnen Widerspruch nicht aufzuheben war.

Nach dieser Darlegung wird man gern glauben, daß die Könige, welche bei dem Kongresse nicht persönlich erschienen, deßhalb in den Verhandlungen keinen sonderlichen Nachtheil spürten. Für den Prinz-Regenten von Großbritannien stand die Staatsverfassung im Wege, und außerdem würde die Gegenwart des alten Stutzers, dessen üppige Nichtigkeit durch allen Reichthum seiner Umgebung und den wirklich ausgezeichneten Geschmack seiner persönlichen Eleganz nicht zu verdecken war, nur gehindert haben. Den König von Frankreich, Ludwig XVIII., mußte sein körperliches Unvermögen abhalten, dem sich politische Bedenken zugesellten; denn in der That wäre es gefährlich gewesen, den kaum und kümmerlich besetzten Thron wieder auf einige Zeit leer zu lassen, um einer Reise willen, die den Franzosen doch nur als eine neue Demüthigung gegen das Ausland erschienen wäre. Der König Ferdinand VII. von Spanien hatte in seinem Lande vollauf zu thun, das edle Volk zu knechten und zu strafen, das in dem heldenmüthigen Kampfe der Treue auch nothgedrungen zur Freiheit sich erhoben hatte. Niemand vermißte die Beherrscher von Portugal und Sardinien, eben so wenig den Pabst, dem bei diesem Kongresse nur die traurige Rolle eines Bittenden übriggeblieben wäre. Daß aber der König Joachim von Neapel nicht erschien, hatte für ihn die bedauerlichsten Folgen; in Wien würde er persönlich aus der Verlegenheit, welche die andern Herrscher ihm gegenüber empfunden hätten, den größten Vortheil gezogen haben, und den Irrungen entgangen sein, welche sein Verderben wurden. Der Kronprinz Karl Johann von Schweden konnte am leichtesten der Anwesenheit auf dem Kongreß entrathen; abgesehen davon, daß er in Stockholm eine Krone zu bewahren und in Wien anstößige Erinnerungen zu vermeiden hatte, besaß er bereits alles, was er anzusprechen hatte, und die schwedische Sache wurde von

ihm durch geschickte Vertretung in Wien sicher und gut geleitet.

Wie wenig die persönliche Gegenwart ohne den Hinterhalt anerkannter Ansprüche und gehöriger Mitverwickelung in den neuesten Zug der Dinge galt, sah man deutlich an dem Könige von Dänemark, Friedrich VI. Dieser Monarch war mehr durch unglückliche Umstände, als durch eigene Neigung und Schuld, in das Bündniß mit den Franzosen, das er verlassen wollte, zurückgeworfen worden; nächst dem Könige von Sachsen hatte er den größten Schaden genommen; seine Mitbrüder sahen das völlig ein, der Kaiser Alexander insbesondere, der wohl fühlte, daß er selber durch Zweizüngigkeit am meisten dabei verschuldet, nahm sich seiner lebhaft an, der Kaiser Franz nicht minder, und hundertmal lieber hätten die sämmtlichen Mächte jetzt Dänemark als auf dessen Kosten Schweden begünstigt, das nach vollendetem Umschwunge der Dinge allen gleichgültig oder übelangesehen war; zudem gewann der König Friedrich persönlich durch anspruchsloses, gütiges Benehmen jedermans Wohlwollen; aber dies alles hatte nicht die geringste politische Wirkung für ihn, seiner dürftigen Entschädigung für Norwegen durch Lauenburg konnte nichts hinzugefügt werden, und er schied von Wien, wie er gekommen war, nur um einige Geldsummen ärmer, welche der Aufenthalt gekostet hatte, und die bei den zerrütteten dänischen Finanzen in Betracht kamen.

Von deutschen Fürsten sind noch die Könige von Baiern und Würtemberg zu erwähnen, dann der Großherzog von Baden, der Herzog von Weimar. Der König Max Joseph von Baiern galt als ein guter Gesell, der mit jederman in behaglicher Laune verkehrte, und Stand und Würde nur zu haben schien, um sie abzulegen, wodurch er den Vornehmen oft Aergerniß gab; in Staatssachen hatte er keine Stimme noch Meinung, er folgte, überzeugt oder nicht, den Anstößen, die er empfing. Dagegen war der König Friedrich von Würtemberg nicht ohne politischen Blick und Willen, aber seine Hoffahrt und Gewaltsamkeit, seine Laster und Tücken hatten ihn bei Hohen und Niedern verhaßt gemacht, wie

denn auch die Ueberfülle seines plumpen Leibes jederman widrig sein mußte; er versuchte trotzig aufzutreten, sah aber bald, daß er nichts vermochte, und eilte nach Hause, wo seine aufgeregten Unterthanen ihm zu schaffen machten. Der Großherzog von Baden galt für dumm und schlecht, war aber beides nicht, sondern trug nur die Folgen eines Geschickes, welches auf seiner Jugend gelastet und seine reichen Anlagen erstickt oder gelähmt hatte; sein entkräftetes Wollen wirkte nur als Nichtthun, und hierdurch konnte er sogar einige Wirksamkeit auf die deutschen Verhandlungen ausüben! Eine selbstthätige Wirksamkeit auszuüben war gewiß der Herzog von Weimar berufen, seine Verhältnisse und persönliche Geltung konnten nicht günstiger sein; doch im Gedränge so vieler Mächtigern mußte sein politisches Gewicht sich in der Bedeutung halten, welche sein Land ihm gab.

An der Spitze des Kongresses, wenn wir die Monarchen selbst, wie billig, außerhalb der diplomatischen Kategorie lassen, stand unläugbar der Fürst von Metternich; in ihm erkannte man schon im voraus den Präsidenten dieser hohen Versammlung, die ihn auch bald ausdrücklich dazu erwählte. Da Oesterreich gleichsam den Wirth machte, die Eingeladenen bei ihm zu Gaste und in Obhut waren, so vereinigte der Minister dieses Staates mit dem vollwichtigen Ansehn, das ihm als solchem überall inwohnen mußte, das ihm auch in Paris und London nicht hätte fehlen können, und mit der ohnehin wirksamsten Geltung der bedeutenden Persönlichkeit, zugleich allen Vorzug und Einfluß, den das Zuhausesein, das Zugebotestehen der ganzen Oertlichkeit, mit Einem Worte das Recht des Wirthes, hier unberechenbar gewährte. Ich habe von der schönen und einnehmenden Erscheinung des Fürsten schon bei anderer Gelegenheit gesprochen, über seine staatsmännische Bedeutung und Eigenheit im Allgemeinen manches aufgezeichnet, was aber in spätere Zeit als die des Wiener Kongresses fällt, und hier daher noch keine Stelle findet; demnach für diesesmal, bis der Augen-

blick sich ergiebt, wo die Ausführung eines solchen Bildes zu versuchen sein wird, muß ich mich beschränken, einige der Züge, welche sich während des Kongresses darbieten, vorläufig einzutragen.

Die persönliche Bedeutung des Fürsten zeigte sich schon in dem merkwürdigen Umstande, daß ihm, dessen Vorrang alle andere Bevollmächtigte anerkannten, auch der Kaiser Alexander, der von den Monarchen am meisten persönlich in politische Verhandlung einging, für solchen Fall kaum noch als ein Höherer gegenüberstand, sondern der russische Kaiser und der österreichische Minister als zwei gleiche Kämpfer auf demselben Boden geraume Zeit um den Preis des Sieges rangen. Anfangs schien das Verhältniß als ein durchaus günstiges, und hätte als einträchtiges unwiderstehlich alle andern Verhältnisse des Kongresses beherrschen müssen; allein es erfolgten Abweichungen, Verstimmungen und endlich völlige Entzweiung, wobei doch der gute Grund unerschüttert blieb, auf welchem die achtungsvolle Anerkennung nie verloren ging, und späterhin rückhaltloses Vertrauen sich wieder erzeugen konnte.

Für Oesterreich war an zweiter Stelle der Freiherr von Wessenberg. Er gehörte zu den unterrichteten, hellsinnigen, arbeitsamen Männern, von denen die Geschäfte stets gefördert werden. Die Selbstständigkeit seines Wollens hemmte jedoch seinen Einfluß in manchen Regionen, wo nur durch Anschmiegen vorgerückt werden kann; der Verstand, der sich nicht unterordnet, ist bald unbequem, und wird allmählig zur Seite gedrängt.

Die den Umständen entsprechendste und dadurch wichtigste und brauchbarste Thätigkeit war ohne Zweifel in Gentz vorhanden. Auch von ihm ist schon anderweitig zur Genüge gesprochen, und ich werde hier nur einiges nachtragen. Der österreichische Hofrath stand sichtbar weit über diesem äußern Rang und genoß eines europäischen Ruhmes und Ansehens. Seine Stellung in den österreichischen Staatsgeschäften gab ihm schon Bedeutung genug, aber als Führer des Protokolls der Kongreßberathungen, als Mitglied so mancher Ausschüsse und Kommissionen, als kundiger Berather und licht-

voller Darsteller wurde er nach allen Seiten auch den höchsten Personen wichtig, und die ersten Staatsmänner gingen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um. Damals konnte kein Zweifel aufkommen, wer Gentz sei und was es mit ihm auf sich habe; die Betheiligten wußten es nur zu gut, und suchten die Früchte seines Geistes und seines Talents für sich zu ärnten. Er vermochte vielerlei Ansichten zu erfassen, mannigfache Interessen dialektisch zu vertreten, und sein Gespräch wurde durch seinen Reichthum belehrend für Freund und Feind; aber wo es bestimmte Fragen galt, wirkliche Festsetzungen von unmittelbarer Anwendung, da verläugnete sich seine glänzende Beweglichkeit, und wer ihn europäisch, oder englisch, oder vorzugsweise deutsch, oder auch etwa von Alters her noch etwas preußisch wünschte, der fand ihn zunächst und hauptsächlich doch nur österreichisch. Dafür mußte er viel Mißwollen und Gehässigkeit von Seiten derer leiden, deren eigenwilligen Erwartungen er nicht entsprach. Daß er einer der wichtigsten, thätigsten und geschicktesten Männer auf dem Kongreß gewesen, bezeugt auch ausdrücklich Herr von Gagern, der mit ihm unmittelbar zu verhandeln hatte. Humboldt rühmte von ihm, daß unter seinen Händen nichts ungeschickt bliebe, und daß immer, wo er eingriff, die Sachen eine angemessene, haltbare Gestalt bekämen.

Wenn hier das Bild Friedrich's von Schlegel sich anreiht, so ist es keine diplomatische Thätigkeit — deren er gar keine hatte —, sondern andere Bedeutung, in der sein Name mit dem von Gentz mag verbunden werden. Er war, gleich diesem, ein norddeutscher Gelehrter, ein ausgezeichneter Schriftsteller, durch mancherlei Geschicke in den österreichischen Staatsdienst gekommen. Als beide Männer noch in Berlin zusammenlebten, haßten sie einander, und besonders war damals der schon antirevolutionair gesinnte Gentz dem noch heftig die republikanische Freiheit anstrebenden Schlegel ein Gegenstand tiefsten Abscheu's. Jetzt aber verehrte Schlegel nicht nur die politische Denkart des ehemaligen Gegners und suchte ihn darin noch zu überbieten, sondern er mußte in ihm persönlich auch eine Art Vorgesetzten anerkennen,

dessen Gunst und Billigung er nicht entbehren durfte. Gentz war ohne allen Nachsinn, sah nur auf den jetzigen guten Willen, und glaubte, daß wenigstens der Name des Mannes von Nutzen sein könnte, dessen Dienste ihm doch sehr zweifelhaft schienen, ja dessen Gesinnungen er noch mit einigem Mißtrauen betrachtete. Denn Schlegel war katholisch geworden, während Gentz immer protestantisch geblieben war, und nur der politischen Seite Oesterreichs angehörte, wogegen jener die katholische Seite vorzugsweise ergriffen hatte, und es nicht verhehlen konnte, daß in den häufigen Fällen, wo die Sache des Staates und die der Kirche sich trennten, er ohne Frage der letztern zu folgen vorziehe. Aber in Wien wollte man auch an die Aufrichtigkeit seiner katholischen Ueberzeugung wenig glauben, und der fremde Neubekehrte war seinen neuen Staats- und Kirchengenossen vielfach verdächtig, ein bloß ehrgeiziger Heuchler zu sein. Die unzweifelhafte Hochachtung nur, welche hochstehende Gebildete dem geistvollen Schriftsteller zu bezeigen fortfuhren, und die Bürgschaft, welche darin gleichsam für die Wahrheit und den Ernst seiner neuen Richtung lag, halfen einen Namen aufrecht erhalten, dem jede Erinnerung an die berüchtigte Lucinde doch immer wieder einen Flecken anhing. Besonders war in jener Hinsicht für Schlegel Wilhelm von Humboldt von Wichtigkeit, der als preußischer Gesandter mit seinem ganzen Ansehen ihn stützte. Auch er hatte, wie Gentz, ihm aus früherer Zeit mancherlei zu verzeihen, und that es mit heiterer Großmuth. Im Schlegel'schen Athenäum waren demjenigen, der beweisen könne, Ramdohr's Charis gelesen zu haben, die ästhetischen Versuche Humboldt's als Belohnung zugesagt worden; häufig wurde des bittern Scherzes noch jetzt gedacht, nur Humboldt wollte ihn vergessen haben. Zum Unglück war auch Herr von Ramdohr jetzt, als preußischer Diplomat und Hardenberg's Landsmann und Bekannter, ein bedeutenderer Mann geworden, als der Schriftsteller je hätte werden können. Die ganze Vergangenheit lastete auf Schlegel als ein Ungemach, und es hatte etwas Belustigendes, wie er die jetzt öfters unvermuthet auf ihn fallenden Rückschläge seiner früheren

Unarten halb trotzig halb weinerlich hinnahm. In eigentlichen Geschäften wurde er nicht gebraucht, hatte aber so eben die Aufmerksamkeit durch sein dem Fürsten von Metternich gewidmetes Buch über alte und neue Litteratur auf sich gezogen, ein ausgezeichnetes, geist- und kenntnißreiches Werk, welches für das Haupterzeugniß seines Lebens gelten kann, und dessen Ruhm und Erfolg nur durch die unheimliche Beimischung verkümmert wurde, die ein in sich ganz herber, und nur im Ausdrucke noch schüchterner Glaubenseifer dazu geliefert hat. Durch sein Denken und Sprechen, besonders auch über so viele vaterländische Gegenstände, mußte Schlegel im Getriebe so lebhafter Verhandlungen, wo alles Deutsche so ernstlich in Frage kam, auch ohne unmittelbar geschäftliche Theilnahme doch immer Einfluß erlangen. Er und seine geistvolle, wohlwollend-eifrige Frau hatten einen großen Kreis; alles was irgendwie den Bereich der weitverbreiteten und in Kunst und Litteratur immer entschiedner herrschenden romantisch-mittelalterlichen Bildung berührte, alles was mit deutschen Gefühlen anknüpfen wollte und doch auf mittlern Stufen verweilen mußte, so wie auch mancher feurige Sinn, der sich der höchsten Blüthe des Orients, den damals noch neuen von Schlegel eingeführten Sanskritstudien zuwenden mochte, ganz besonders aber alles der katholischen Kirche Angehörige, fand oder suchte hier einen Anhalt. Manche diplomatische Personen ließen hier gern sich belehren und berathen, wenn sie auch selten den Rath gebrauchen konnten, die Anwalte der deutschen katholischen Kirche nährten ihre Hoffnungen hier, und selbst der vom Pabste zum Kongreß abgesandte Kardinal Consalvi benutzte die ihm dargebotene Willfährigkeit zu mancherlei Erkundigungen und Arbeiten. Doch fand der kluge Italiäner, dem es für das Heil der Kirche oft mehr auf weltliche Einsicht als auf geistigen Eifer ankam, bald viel ersprießlichere Dienste in dem zwar akatholischen, aber sich ihm ganz widmenden Freunde Bartholdy, der schon als preußischer Generalkonsul für Italien bezeichnet war, und daher das ihm wichtigste Verhältniß fleißigst anbaute. Für Schlegel war dieser Vorzug, der einem sonst von ihm, auch bei ein-

getretener Verwandtschaft, fast übersehenen Mann gegeben wurde, ein wahrer Schmerz, und er klagte mit Bitterkeit, daß die katholische Kirche sich selber nicht in dem Sinne vertreten wolle, der nach seiner Ueberzeugung der einzig rechte sei; eine Klage, die sich ihm auch in Betreff Oesterreichs wiederholte, denn gerade diejenigen Ansichten, welche er sich als wesentlich österreichische einredete, konnte er am wenigsten geltend machen, und so fand er auch eher bei den fremdesten Staatsmännern Gehör, als bei den österreichischen, wie denn schon Gentz die Träume von mittelalterlichen Herstellungen als die unbrauchbarsten Hirngespinnste verwarf, und der Fürst von Metternich für dergleichen Grübeleien in seinem von drängenden Lebensfragen erfüllten Tagewerke kaum eine Mußestunde haben konnte.

Später kam aus Tyrol, wo er an den Verwaltungsgeschäften Theil genommen, Adam von Müller nach Wien, und stellte sich als Mittelglied zwischen Gentz und Schlegel. Jenem gehörte er durch alte Freundschaft und Verehrung, so wie insbesondere als Schüler im Staatswesen an; mit diesem verband ihn der Uebertritt zum katholischen Glauben und der Eifer für denselben. Er hatte nicht die Geschäftskunde von Gentz, aber so große Leichtigkeit und Gewandtheit, daß er sich in alles hineinarbeiten konnte, und seine schriftstellerische Beredsamkeit schien in manchen Fällen die des Meisters sogar zu übertreffen. Er war überzeugt, dieser habe ihn aus Eifersucht so lange von Wien entfernt gehalten, und werde ihn auch jetzt nicht dort lassen, sondern ihm lieber eine vortheilhafte Anstellung anderswo verschaffen, wie sich auch in der Folge als richtig erwies, indem für Müller das österreichische Generalkonsulat in Sachsen errichtet wurde. Vorher genoß er eine Zeitlang der persönlichen Nähe und ausgezeichneten Gunst des Fürsten von Metternich, der gewiß erkannte, daß höchstens in Müller einigermaßen für Gentz ein Ersatz als möglich zu denken sei. Müller hatte jedoch die Schwäche, daß fremde und ihm entgegenstehende Meinungen ihn heftig beunruhigten, und in seiner Nähe sie zu dulden wurde ihm zur größten Pein, weshalb er alle Mittel aufbot, die Menschen, mit denen er lebte, zu bereden,

zu bekehren. In diesem Bemühen, und um Vertrauen durch Vertrauen zu gewinnen, theilte er alles mit, was er irgend wußte und dachte, und nicht nur seine eignen Geheimnisse, sondern auch die, welche er von Gentz und Schlegel wußte. Sein Freund Wiesel, dessen weltlichem Verstande er staunend einst gehuldigt hatte, jetzt aber in religiösen Dingen gern die katholische Gläubigkeit aufgeredet hätte, benutzte diese Schwäche, und pumpte nach Belieben alles aus ihm heraus, was die innerste Heimlichkeit, Hoffnung, Kühnheit, oder Besorgniß der Parthei war, womit er dann seinen Hohn trieb, und den Freund zärtlich zu lieben dadurch beweisen wollte, daß er demselben in seinen Verrücktheiten, wie er es nannte, möglichst Abbruch that!

Preußen war bei dem Kongresse auf reiche und vortreffliche Weise vertreten. Der Fürst von Hardenberg hatte den ungemeinen Vortheil, als Staatskanzler an der Spitze nicht nur der auswärtigen Angelegenheiten, sondern aller Zweige der Staatsverwaltung zu stehen. Sein Alter, seine durch vielfache Lebens- und Staatsgeschicke bewährte Erfahrung, seine neueste, durch die glänzendsten Erfolge bezeichnete Laufbahn, sein munterer, umsichtiger Geist und seine menschenfreundliche Liebenswürdigkeit, alles vereinigte sich, ihm das größte Ansehen und die wirksamste Bedeutung zu geben. Zahlreich waren in Wien die ausgezeichnetsten Staatsmänner versammelt, jedes Verdienst und jeden Vorzug sah man hier glänzen, aber unter den Hochbejahrten konnte keine Persönlichkeit dem Fürsten von Hardenberg den Preis der edlen, ausdrucksvollen, durch Würde und Milde wohlthuenden Erscheinung streitig machen, wie unter den im kräftigen Mannesalter stehenden dieser Preis eben so sehr dem Fürsten von Metternich gebührte. Hardenberg war noch in seinen weißen Haaren ein schöner Mann, dem man es ansah, welch außerordentliches Glück er einst bei Frauen gemacht hatte, ja der diesem Lebensreize noch jetzt weniger nachging, als begegnete, und dem die gesellige Welt in jeder Weise nur immer Gunst und Vortheil darbringen mußte. Dabei litt er an einem Gebrechen, das die damit Behafteten verdrießlich zu machen pflegt, ihn auch in der That gewaltig hinderte,

jedoch seine heitere Anmuth nie störte, und auch seiner lebhaften, scharfen und geistreichen Auffassung wenig Eintrag that. Er war nämlich harthörig, nach wechselnden Umständen bald mehr bald weniger, doch immer beschwerlich genug für ihn und die Andern, und die ihm nicht sehr vertrauten Stimmen wurden ihm nur durch erhöhte Stärke oder durch reine Volltönigkeit verständlich.

Ihm als Kongreßgesandter zur Seite stand der Freiherr Wilhelm von Humboldt. Zwischen ihm und dem Staatskanzler bestand während der ganzen Dauer des Kongresses das vertraulichste, ungetrübteste Einverständniß und beide Männer ergänzten einander im besten Sinne. Dem Staatskanzler als solchem ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und gerade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine äußere Verläugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleiche wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneisenau's, welches eben so einzig und ersprießlich während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenberg's war schon in dessen Haupte von Humboldt's Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Ersteren immerfort als erwünschte Förderung in sich trug. Der Muth und Fleiß beider Männer wetteiferte in jeder Anstrengung. Was Humboldt während des Kongresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben, auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei lässiger Scherz-

weise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt. Der Staatskanzler trug die Last der gesammten Staatsgeschäfte in allen Zweigen, doch ging die diplomatische Thätigkeit für jetzt nothgedrungen jeder andern voran. In diesem Gebiete arbeitete Hardenberg vieles ganz selbst und ganz allein. Manche der wichtigsten Noten, besonders als der Kampf um Sachsen am höchsten und bedenklichsten schwebte, schrieb er in durchwachten Nächten mit eigner Hand, und lieferte Meisterstücke der Klugheit, der Angemessenheit, der nachdrücklichen Stärke; eine ihm eigene Grazie und Sicherheit bezeichnet diese Arbeiten auch im Stil als die seinigen.

Wichtige Unterstützung für die auswärtigen Geschäfte fand er in dem Staatsrath Jordan, der seinerseits wieder Andere zu beauftragen hatte; für die innern Angelegenheiten besaß er den unschätzbarsten Gehülfen an dem Geheimen Staatsrath Stägemann, der an Einsicht, Erfahrung, Raschheit und Gediegenheit des Arbeitens wie an unermüdetem Fleiß als ein schwer zu erreichendes Vorbild dastand. Die statistischen Gegenstände waren bei dem Staatsrath Hoffmann in besten Händen. Andere besondere Gegenstände waren dem ehemals in Schlesien wegen revolutionairer Umtriebe lange in Verhaft gewesenen Geheimen Rath Zerboni di Sposetti, noch andere dem Hofrath Bartholdy übertragen. Von allen diesen Männern ist theils schon geredet, theils wird weiterhin die Rede von ihnen sein.

Der Geheime Staatsrath Küster, preußischer Gesandter in Stuttgart, war nach Wien gerufen, nicht wie Herr von Gagern ohne jeden Grund berichtet, pour rectifier les erreurs de monsieur de Humboldt, sondern um selber den Fehlgriffen, die aus Spannungen in Würtemberg entstehen und durch ihn allzu leicht eine preußische Farbe bekommen konnten, entrückt zu sein. Da er einmal in Wien war, so wurde natürlich auch seine mannigfache, besonders in deutschen Sachen zuverlässige Geschäftskenntniß benutzt. — Im Verlaufe des Kongresses kamen auch noch der Finanzminister Freiherr von Bülow und der Kriegsminister von Boyen nach Wien.

Wollte man fragen, wie so diese herrlichen Gaben und Kräfte, besonders die so glücklich vereinigten Talente Hardenberg's und Humboldt's, nicht größere Erfolge gehabt, auf dem Kongresse nicht entscheidender gewirkt, sowohl für Preußen unmittelbar, als für die von demselben vertretenen Grundsätze, — so müssen wir die also Fragenden — in wie großer Anzahl sie auch sein möchten — unbedenklich einer irrigen Voraussetzung, einer falschen Beurtheilung der Möglichkeiten und Wirklichkeiten zeihen. Uns hat die ruhige Betrachtung und fortgesetzte Erwägung dieser Dinge im Verlauf der Jahre den Schluß aufgedrängt, was allerdings im Augenblick selbst anders scheinen konnte, daß, wie die Verhältnisse einmal waren, Preußens Betheiligung bei dem Kongresse in keinerlei Hinsicht eine zurückstehende gewesen, sondern daß der Ertrag und Gewinn, wenn auch nicht vollkommen der gewünschte, doch immer ein außerordentlicher gewesen. Wenn eine sehr verbreitete Meinung diese Ansicht noch heute, oft mit bitterer Anklage und schwerem Seufzen, bestreiten möchte, so ergiebt sich hieraus nur die Höhe der Ansprüche, zu welcher die Nation sich durch die Erfolge selbstgesteigert hatte.

Die Behauptung, daß Preußen in den Verhandlungen weniger ehrenvoll und erfolgreich gewesen, als auf dem Kriegsfelde, wäre durch genaue Erörterung Punkt für Punkt erst zu erweisen. Nur sind freilich in den Kämpfen der Kabinette die streitenden Kräfte nicht so mit Zahlen auszudrücken, wie in Schlachten und Gefechten die der Sieger und Besiegten, der Angriff und der Widerstand setzen sich aus gar mannigfachen Bestandtheilen zusammen, und wer die Schwierigkeiten und Hindernisse durchschaut, gegen welche Hardenberg und Humboldt unausgesetzt angingen, der wird das von diesen beiden Staatsmännern Geleistete wahrlich nicht gering anschlagen. Doch dies im Einzelnen auszuführen, dürfte auch heute, wiewohl ein Vierteljahrhundert seitdem verflossen, noch zu früh sein, und möge dies künftigen Mittheilungen vorbehalten bleiben! —

Von Seiten Rußlands nahmen an den Berathungen der Fürst von Rasumoffskii, der Graf von Stackelberg und der

Graf von Nesselrode Theil, wobei jedoch die persönliche Einwirkung des Kaisers keinen Augenblick zu fehlen schien. Die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo standen in dieser Zeit noch nicht in erster Reihe, zu der sie jedoch bedeutend vorrückten. Die russischen Diplomaten und Generale hatten sich überhaupt zahlreich eingefunden, und ihr Benehmen und ihre ganze Erscheinung wirkten bedeutend ein; mit dem Grafen Golofkin, der gegen den Ausgang des Kongresses wieder nach Stuttgart gesandt wurde, ist hier besonders noch der Freiherr von Anstett zu nennen, der in der Folge als russischer Gesandter am deutschen Bunde längere Zeit wichtig war; Rasumoffskii, von Bignon aus dem genommenen Standpunkte ganz treffend geschildert, war fast in Wien einheimisch und vereinigte in seiner Hand Fäden, die sonst wohl selten zusammenkamen.

Für England traten Lord Castlereagh und sein Bruder Lord Stewart, ferner Lord Clancarty und Lord Cathcart, später auch der Herzog von Wellington auf. Castlereagh war ohne persönlichen Schimmer, seine Ansichten galten für beschränkt, seine Meinung schien oft von äußeren Eindrücken abhängig, und sein Verhandeln geschah mehr im Sinne eines Sachwalters, als eines Staatsmannes. Er sprach viel, ohne viel zu sagen; auch wußte man längst, daß er im Parlamente nicht als Redner glänzte. Seinen Lieblingsausdruck „features“ gebrauchte er auch hier mit Uebermaß und Ungeschick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der solcherlei nicht umkommen ließ. Die schwierigen Verhältnisse, die er für sich, wenn er wieder zu Hause sein würde, im Parlamente voraussah, bestimmten oft hauptsächlich, worauf er bestand und worin er nachgab, und brachten vielen Gegenständen entschiedenen Nachtheil. Clancarty war der sorgsame, fleißige Arbeiter, dem die Einzelheiten sich leicht in gute Uebersicht stellten, und der vieles ordnen half.

Schweden hatte den Grafen Karl Axel von Löwenhjelm als Bevollmächtigten gesandt, einen geistvollen und gewandten Diplomaten, der den Vortheil seines Landes und Königs gut wahrzunehmen wußte; die Lage der Dinge war von der

Art, daß mehr Mißliches und Uebles vermieden, als Erwünschtes erlangt werden konnte.

Don Gomez Labrador, ein geübter, in seiner Aufgabe fester Geschäftsmann, wohnte für Spanien den Verhandlungen bei, doch nur in sofern es spanische Anliegen zu vertreten gab, dann aber mit Eifer und Beharrlichkeit. Den Gesandten Portugals wurde dasselbe nachgesagt. Der Graf von Palmella hatte den Ruf eines klugen und kühnen Staatsmannes, und auch seine Gehülfen, Saldanha da Gama und Lobo da Silveira, wurden sehr geachtet, aber mit Nachdruck traten sie nur in der Sache des Negerhandels auf, dessen Abschaffung England forderte und Portugal und Spanien verweigerten. Von portugiesischer Seite machte sich durch gesellige Annehmlichkeit und glänzenden Aufwand der bei dem Kaiser von Rußland beglaubigte Gesandte Marquez von Marialva am meisten bemerklich, durch hellen Verstand und scharfe Einsicht aber der nachherige Gesandte in Wien, Rodrigo Navarro, der früher in Berlin und dort in den gebildeten Kreisen einheimisch gewesen war.

Die Vertretung Frankreichs ruhte auf vier Namen, von denen aber der des Fürsten Talleyrand die andern weit überragte. Ueber den berühmten Erzdiplomaten ist so viel geschrieben worden, von Thiers an, der ihm mit eindringendem Blicke in das geheimste Innere nachgegangen, bis hinab zu dem sittenrichterlichen Eifer, der ihn plump einen Schuft nennt, — daß es schwer sein würde, hier über sein Wesen etwas Neues zu sagen. Die Rolle, welche er auf dem Wiener Kongresse in zwei Richtungen, erst trennend und dann einend, mit Geschicklichkeit und Erfolg gespielt, tritt in den Ereignissen sprechend genug hervor. Ich muß indessen bemerken, daß ich einen besondern Bezug mit ihm hatte. Schon lange mit einer Arbeit über Mirabeau beschäftigt, konnte ich das Verlangen nicht unterdrücken, den noch lebenden Zeugen und Freund einer großen Persönlichkeit über sie zu verhören. Man wandte mir ein, solches ganz außer der Zeit liegende Ansinnen würde nicht nur fruchtlos, sondern auch, als dreist und ungereimt, mir selber in dem Urtheile des Mannes schädlich sein. Ich

glaubte das nicht, und ließ ihm meinen Wunsch eröffnen. Freundlichst kam er demselben entgegen, er hielt alles Schriftstellerische, sofern er nur irgend ein Talent dabei wahrzunehmen glaubte, für höchst beachtungswerth, und wollte seine Vergangenheit gar gern in mildem Lichte sehen lassen. Bevor jedoch die Mittheilungen erfolgten, zu denen auch Handschriften aus den Pariser Schätzen herbeizuziehen gewesen wären, sah ich mein Vorhaben von der Gewalt der Tagesfluthen überwogt, und ich versäumte weitere Anknüpfungen. Was für ein Bild aber der merkwürdige Mann, theils durch sich selber, theils durch das aus seiner Nähe über ihn Aufgenommene, mir von sich zurückgelassen, das darf ich wohl hier einschalten, indem das Urtheil jener Zeit sich in der Hauptsache auch noch für das heutige geben kann. „Talleyrand gehört zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei Wechsel am Ende doch nur zu deutlicher Selbstsucht führt. Das Gefühl der Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, den Ereignissen zu widerstehen; eben so wenig bestand die Vorspiegelung vaterländischen Ruhmes und Nutzens, die seinen Antheil an Napoleon's Staatsführung veredeln sollten, und die er Andern und auch wohl sich selbst einzureden suchte. Der persönliche Nutzen bestimmte die Anschließung an die Bourbons, wie früher die an Napoleon. Diese Triebfeder bildete sich bei ihm desto mehr in Geldgier aus, je schlimmer ihn frühere Armuth gedrückt hatte, und es scheint bei ihm Hauptmaxime alles Handelns geworden, um jeden Preis die Wiederkehr solchen Druckes zu vermeiden. In seinem ganzen Benehmen scheint das Priesterthum noch durch, dem er zuerst angehörte; die Verschlossenheit, die Ruhe, die gesellige Leichtigkeit, der nachdrückliche Ernst und geistreiche Witz, welche sich in ihm vereinen, haben viel Priesterart. Er weiß sehr gut, daß seiner innern Ueberlegenheit sein äußeres Auftreten nicht entspricht, und hält dieses daher mit Fleiß in engen Schranken. Den schwärmerischen Ideen, die ihn nicht mehr beherrschen, hat er darum noch nicht alle Neigung entzogen, im Gegentheil, er nimmt mit Vorliebe die Richtungen seiner Jugend wieder

auf, und ließe sich sein Eigennutz mit den früheren Gestaltungen verbinden, er sähe diese am liebsten wieder die Welt beherrschen. Man darf bezweifeln, daß er es mit den Bourbons ernstlich meine, oder nicht wenigstens zu der alten Bahn der Orleans'schen Faktion hinneige. Auf gleiche Weise, wie an jenen Ideen, hält er auch an seinen alten Freunden fest, mit aufrichtigem Herzen und treuem Sinn; es müßte schon arg kommen, daß er sie verläugnete. Die Gelehrten und Schriftsteller begünstigt er auf alle Weise, und sucht sie für sich zu gewinnen, weil er ihren stillen Einfluß wohl zu würdigen weiß. Die große Erfahrung und Uebersicht, die er zu den Geschäften mitbringt, und die Geistesschärfe, mit der er gleich das Nächste wirksam faßt und bewegt, würden ihn bei dem Kongresse mehr, als er es schon ist, bedeutend machen, wäre ihm nicht die Achtung der Bessern entzogen, und raubte sein verstecktes und ränkesüchtiges Wesen ihm nicht das Vertrauen, selbst derer, die ihn beauftragt haben. Er arbeitet wenig und ungern, und sein größtes Talent ist, Andere für sich arbeiten zu lassen, und selbst die bedeutendsten Menschen in dieser Art sich unterzuordnen. Ueberhaupt versteht er besser, die auf seiner Seite wirkenden Menschen, als die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Wo es auf's Handeln ankommt, läßt er sich durch nichts irren, kennt weder Liebe, noch Haß, folgt keinem Nebeneindruck, sondern ganz einfach und bestimmt seinem wohlüberlegten Vorhaben; keine fremde Eigenschaft wirkt auf ihn, und es bliebe wenig gegen ihn auszurichten, wenn er nicht doch das Geld zu sehr liebte, und die Waffenentscheidung immer fürchtete."

Außer Talleyrand waren noch der Herzog von Dalberg, der Graf von Latour-du-Pin und der Graf Alexis von Noailles von französischer Seite bevollmächtigt. Den Namen Dalberg, hier auch jetzt wieder, wie schon bei Napoleon's Zeiten, im Dienste Frankreichs zu sehen, wurde von den Deutschgesinnten wie ein Hohn empfunden, und der Herzog, in welchem überdies der Bonapartist nicht erloschen schien, mußte darüber manche Bitterkeit hinnehmen; ein Preuße, gegen den er sich etwas überheben wollte, gab ihm sein

Theil öffentlich in Gesellschaft, so daß an keine Widerrede zu denken war. Als trefflicher Arbeiter bei der französischen Gesandtschaft muß La Besnardière genannt werden, der aber auch den früheren Verhältnissen mehr als den jetzigen ergeben schien.

Sardinien gehörte nicht zu den acht Mächten, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, nahm jedoch auf dem Kongreß eine bedeutende Stellung und war nächst den Niederlanden derjenige Staat, der die meiste und fruchtbarste Begünstigung erfuhr. Sein Bevollmächtigter, der Marquis von Saint-Marsan, hatte keine schwierige politische Aufgabe, seine persönliche führte er mit Würde und Bescheidenheit; kaum zwei Jahre früher in Berlin als Gesandter Napoleon's mit der Strenge und dem Argwohn des Gewalthabers beauftragt, hatte er die Härte seiner Rolle zu mildern gewußt, und so konnte er jetzt als Vertreter seines angestammten Fürsten getrost allen denen begegnen, mit denen er in seiner frühern Eigenschaft zu thun hatte. Auch in Wien bewies er auf's neue seine Menschenfreundlichkeit; der Freistaat Genua sollte zufolge früherer, besonders abseiten Englands betriebener Beschlüsse, mit Sardinien vereinigt werden, hatte jedoch Abgeordnete nach Wien geschickt, um wo möglich seine Slebstständigkeit zu retten; der Versuch war fruchtlos, und die Abgeordneten wurden zurückgewiesen, doch durch Saint-Marsan's Verwendung auf glimpfliche Weise und ohne daß ihnen weitere Gehässigkeit gefolgt wäre.

An Abgeordneten der schweizerischen Freistaaten war kein Mangel, wohl aber an Zusammenhang und Nachdruck in allem, was hier zu wünschen und zu bezwecken war. Der General Caesar von Laharpe, einstiger Lehrer des Kaisers von Rußland und jetzt von demselben als Freund behandelt, wirkte mehr durch persönliches Vertrauen, als mit politischem Gewicht; die demokratisch Gesinnten Troxler, Rengger und Charles Pictet hatten weder mit ihm noch untereinander sich gehörig verabredet, aber auch ihr aristokratischer Gegner Zerleder wußte sich mit seinen Gesinnungsgenossen nicht zu finden und seine Sache wenig anzubringen.

Nicht an Gunst der Gesinnungen, wohl aber an Gunst der Umstände fehlte es den Abgeordneten des Malteser-Ordens, welche dessen Herstellung betreiben sollten. Ihr Bemühen fand Anklang, allein die Insel Malta war unwiderruflich englischer Besitz, und da an ihrer Statt kein anderer Boden zu ermitteln war, so fiel die Sache von selbst. Mit einem verwandten Betriebe hatte sich aus eigner Macht der englische Admiral Sir Sidney Smith beauftragt; er wollte die Unterdrückung der afrikanischen Raubstaaten. Das persönliche Ansehen des berühmten Seehelden und die öffentliche Stimme unterstützten seine Vorschläge nachdrücklich genug; aber seine eignen Landsleute wurden beschuldigt, seinem Eifer im Stillen entgegengewirkt zu haben.

Unter den Bevollmächtigten, welche die deutschen Angelegenheiten beriethen, verdient besonders der hannöversche die ehrenvollste Erwähnung. Wir können wegen des Wesens und Wirkens des Grafen von Münster auf die treffliche Schilderung von Hormayr verweisen, wo das Verdienst des Mannes gehörig beleuchtet wird. Sein Unfall entzog ihn den vaterländischen Berathungen nicht lange, und er wurde hier bald ein Vorkämpfer für die Verfassungsgrundsätze, nach welchen sowohl das Ganze der Verbindung als auch die einzelnen Staaten geordnet werden sollten. Doch muß man sagen, daß er mehr politische Gesinnung als Einsicht hatte, vorgefaßten Abneigungen nicht leicht entsagen konnte, und hiedurch jetzt und in der Folge sich selbst und Andern manchen unnützen Verdruß bereitete.

Für Baiern trat der Fürst von Wrede ein, von dessen kriegerischem Ansehen man mehr Erfolg erwartete, als von irgend einer diplomatischen Feinheit und Bedächtigkeit. Auch überwog im gegebenen Augenblicke gar leicht ein rauhes Wort, und erfreute sich, in Behauptung und Widerspruch, manches scheinbaren Sieges; aber im Ganzen fiel der Gewinn keineswegs so groß aus, und man sah zuletzt die Geschäfte in mancherlei Nachtheilen und Ungewißheiten abschließen, an denen man noch lange zu tragen hatte, und die nachher noch oft beklagen ließen, daß nicht der Graf

von Montgelas von Seiten Baierns zum Kongreß geschickt worden. Man hatte dies anfangs, wo noch das Erzdeutsche allein zu gelten berechtigt schien, für unmöglich gehalten, und das Zusammentreffen eines Stein und Montgelas hätte niemand verantworten mögen. Doch würde der umsichtige, fest und klug vorschreitende Staatsmann hier gar wohl an seiner Stelle gewesen sein.

Würtemberg versuchte seinen eignen Weg zu gehen. Der König griff allen Kongreßbeschlüssen vor, gab seinem Lande eine Verfassung, die freilich alsbald im Innern desselben heftigen Streit erregte, und kehrte, der erste von allen in Wien versammelten Fürsten, noch vor jedem Ergebniß der Berathungen, in seine Staaten zurück! Seine zurückgebliebenen Bevollmächtigten konnten wenig Boden finden; wo sie einsprechen wollten, ging meist schon Baiern mit größerem Gewicht voran, und sich diesem eng anzuschließen, wollte wieder bedenklich scheinen.

In der Mitte des Novembers waren die Berathungen des Ausschusses für die deutschen Angelegenheiten unterbrochen worden. Die Bevollmächtigten der in jenem Ausschuß nicht vertretenen deutschen Staaten erhoben den bestimmten Anspruch, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Sie waren deshalb schon zusammengetreten, und handelten als Körperschaft. Baden trat in gleichem Anspruche für sich allein und fast allzu trotzig auf; sein Bevollmächtigter, der Minister von Hacke, der für solche Aufgabe weder Haltung noch Bedeutung genug hatte, verließ Wien, und die ihn ersetzenden badischen Diplomaten, unter denen auch der Oberkammerjunker von Berstett, konnten ebenso wenig die begonnene Rolle durchführen. Nun brachten auch die Mediatisirten ihre Begehren an, und das Gedränge wurde immer größer. In dieser schwerfälligen Verwirrung von Ansprüchen und Forderungen, gerechten doch unhaltbaren, ungerechten und doch nicht zu beseitigenden, statthaften und unstatthaften, bewegte sich wunderbarerweise die deutsche Sache doch immer vorwärts, und der Eifer und Fleiß der damit Beauftragten ließ nicht nach, den Schwall dieser Angelegenheiten so unverdrossen zu bearbeiten, zu sichten, zu erhellen,

bis nach und nach das Ganze, an dem schon Viele verzweifelten, doch endlich zu einiger Gestalt gelangte.

In dieser hochverdienstlichen Thätigkeit, die nach außen wenig Schein hatte und daher auch bei weitem nicht den Dank erwarb, der ihr gebührte, zeichneten sich mehrere Männer aus, von denen einige hier namhaft zu machen sind. Von Seiten Dänemarks erschienen die Grafen Christian und Joachim von Bernstorff, ein treffliches Brüderpaar, dessen Eifer und Ansehn immer auf die Seite der redlichen Gesinnung und der guten Zwecke trat. Der Kurfürst von Hessen hatte den Minister Grafen von Keller und den Geheimen Rath von Lepel beauftragt; ich hatte die Freude als Kanzlei-Angehörigen dieser Gesandtschaft den edlen Jakob Grimm wiederzusehen, den Sprachgewaltigen, wie ihn Goethe treffend genannt; der ehrliche treue Deutsche hatte für das Vaterland nur glückliche Aussichten, und wollte keinen Zweifel an deren Erfüllung erlauben; er wurde mir fast gram, daß ich ihm ein andres, freilich düstres Bild unterschieben wollte. Er ahndete nicht, daß er so viele Jahre später die Mangelhaftigkeit deutscher Zustände im eignen Geschick erproben würde. Ein Mann wie er mußte vor allem am Wort, und besonders am geheiligten, dem Eide, beharren, und sein Eifer hierin war schon in frühester Zeit so groß, daß er bei jederman gleichen voraussetzte. Für Mecklenburg-Schwerin sprach der ehrenfeste, freimüthige Minister von Plessen, der späterhin am Bundestage so bedeutend wurde; für Nassau der Minister Marschall von Biberstein; für Lippe und Waldeck der Präsident von Berg; von den Herzoglich sächsischen Bevollmächtigten wirkte besonders der weimarische Geheime Rath von Gersdorf eifrig ein, von den Gesandten der freien Städte der bremische Senator Smidt und der hamburgische Syndikus Gries. Die Mediatisirten fanden Anhalt und Mitte ihrer Berathungen bei der entschlossenen und klugen Fürstin von Fürstenberg, welche als Wittwe-Vormünderin die Rechte ihres Sohnes mit Kraft vertrat; dem Geheimen Rath Gärtner aber war die geschäftliche Behandlung jener durch ganz Deutschland verzweigten Angelegenheiten vertraut, und er führte sie nicht ohne Geschick-

lichkeit; nur weil er sich gern rühmte, daß er so vieler hohen Häupter chargé d'affaires sei, und diese wohlgefällig herzählte, konnte er dem Witz nicht entgehen, er sei mehr als chargé, er sei surchargé d'affaires!

Viel früher schon, käm' es hier auf eine andere Ordnung, als die der darstellenden Bequemlichkeit an, hätte ich des Freiherrn von Gagern erwähnen müssen. Er war von Seiten der Niederlande zugleich mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtigt. Herr von Gagern hat selber über sich schon so ergiebig gesprochen und ich habe dies Gesprochene so ausreichend wiederbesprochen, daß etwas Neues vorzubringen hier schwer sein würde. Ich will wahrhaftig seine Verdienste nicht schmälern, er hat deren um die deutschen Angelegenheiten unläugbar sehr mannigfache, und hat auf dem Kongresse, wie nachher am Bundestage und auf den darmstädtischen Landtagen, manches zeitgemäße, kühne und wirksame Wort ausgesprochen, das von jedem andern Munde ungesagt geblieben wäre, vielleicht auch, weil kein andrer es so hätte sagen wollen. Denn die Manier des Herrn von Gagern besteht darin, daß er manches, was in schlichter und bündiger Weise zu sagen ganz unmöglich wäre, oder in solcher Weise gesagt das bedenklichste Aergerniß und wohl gar die schärfste Ahndung zur Folge hätte, daß er dergleichen theils in pedantisch gelehrte, theils in pretiös elegante Formen hüllt, daß er durch stetes Einführen und Mitspielen seines Ich's, wobei die persönliche Eitelkeit man weiß nicht ob mehr gewinnt oder leidet, und durch burleske Sprünge und Zusammenstellungen den Hörer gleichsam befängt, unterhält, aufregt, und ihm, inzwischen derselbe sich an dem Muthwillen ergötzt und sich solchen Possen weit überlegen glaubt, unversehens alle beabsichtigten Haken einsetzt und Stiche und Drucker giebt, die er im ersten Augenblicke unter dem mannigfachen Gebärden und Luftfechten fast nicht merkt, aber darum nicht weniger hat und tragen und verarbeiten muß! — Wenn manche Erfolge und Genugthuungen nur auf diese Weise zu erlangen waren, so gebührt dem Herrn von Gagern die Ehre, sich zu dieser Weise verstanden und gleichsam geopfert zu haben. Allein uns bleibt doch kein

Zweifel, daß es in den meisten Fällen vorzuziehen sei, die vaterländische Sache manches Gewünschte lieber mit der Würde und dem Ernste des Schweigens vermissen zu sehen, als daß sie mit einem unter traurig lustigen Gaukeleien erbeuteten Lappen, der ihr doch nicht die Blöße deckt, bettelstolz einhergehe.

An den deutschen Berathungen nahmen spät auch Bevollmächtigte des Königs von Sachsen Theil, nachdem dieser durch den Kongreß in die Regierung der ihm verbliebenen Lande wieder eingesetzt worden. Sie fanden das Meiste schon gethan, oder dergestalt eingeleitet, daß wenig mehr zu ändern war. Die Hauptführung dieser Angelegenheiten blieb, ungeachtet alles Zudranges und auch wirklichen Einflusses der Andern, doch immer in den Händen Oesterreichs und Preußens, und so oft beide völlig übereinstimmten, war ihr Uebergewicht entschieden. Folgte dies Uebergewicht auch schon aus der allgemeinen Stellung der politischen Verhältnisse, so wurde dasselbe doch fortwährend im Besondern stets erworben, und verdient durch den hellen Geist und den wachsamen, unverdrossenen Fleiß, welchen Wessenberg und ganz vorzüglich Humboldt von Anfang bis zu Ende diesen schwierigen Arbeiten widmeten. Wenn sogleich die Zeitgenossen, und noch viel stärker die Nachlebenden, an den Ergebnissen vieles auszustellen fanden, Versäumnisse und Uebelstände beklagten, so traf dies — die Verhandlungen bezeugen es — vorzugsweise diejenigen Bestimmungen, für welche namentlich Preußen eine andere Fassung gewünscht hatte.

Den Vordergrund aller mannigfachen Bewegung nahmen aber fortwährend die Gebietsfragen ein, welche das Schicksal Polens und Sachsens betrafen, und für die sich die Theilnahme täglich steigerte. Daß Sachsen mit Preußen vereinigt werden sollte, war von allen verbündeten Hauptmächten schon völlig zugestanden, die andern aber hatten hierbei nicht einzureden, als insofern man es ihnen gestattete. Eine andere Frage jedoch war die Vereinigung Polens mit Rußland. Der Kaiser Alexander hatte seine Forderungen in diesem Be-

treff nie bestimmt angegeben, sondern nur immer allgemein ausgesprochen, daß Rußland in Polen, Preußen in Deutschland und Oesterreich in Italien ihre Entschädigungen und Gewinne zu nehmen hätten. Auch hierüber war man einverstanden, aber nicht über das Maß der Ausführung. Die russische Macht schien im Glanze des Sieges mit jedem Tage bedeutender; sie bis an die Weichsel vorrücken zu sehen, flößte die stärksten Besorgnisse ein. Oesterreich und England tauschten zuerst ihre Bedenken aus und Frankreich sprach — anfangs noch schwachen, aber bald schon stärkeren Lautes — in ähnlichem Sinn; trat auch Preußen noch bei, so stand Rußland allein, und man durfte hoffen, dessen Erwerbungen durch gemeinsamen Widerspruch nach Wunsch einzuschränken. In diesem Absehen wurden die Fragen über Polen und Sachsen eng verflochten und Preußens Ansprüche auf Sachsen schienen dann am wenigsten bestritten, wenn seine Stimme, die Ansprüche Rußlands in Polen zu beschränken, mitwirken würde. Jedoch eine solche Abwendung Preußens von Rußland war undenkbar, die persönliche Zuneigung der Herrscher, die siegreiche Waffenbrüderschaft der Kriegsheere und selbst die Stellung der politischen Verhältnisse, sowohl im Ganzen als namentlich für Preußen, knüpften und geboten die engste Anschließung. Der Widerspruch der gegenüberstehenden Mächte gegen Rußland in Betreff Polens dehnte sich nun auch gegen Preußen hinsichtlich Sachsens aus.

Die sächsische Frage erhob sich aber auch aus eignen Kräften, und wurde der Kampfplatz, wohin alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung sich zusammendrängten. Frankreich fand hier den günstigen Ansatz neuen politischen Einflusses. Die angestammten Herrscherrechte als unverlierbare darzustellen, entsprach der eignen Lage der Bourbons, und in dem Könige von Sachsen den treuen Verbündeten — nicht sowohl Napoleon's als Frankreichs — zu retten, zugleich aber den verhaßten Siegern den Gewinn zu schmälern, entsprach der nationalen Stimmung der Franzosen. In Sachsen selbst tauchten die alten Verhältnisse und Neigungen, die der Krieg niedergehalten, wieder auf, und verstärkten sich durch die Fortdauer der thatsächlichen Unentschiedenheit, in

der alles schwebte; auch im übrigen Deutschland traten Zweifel und Ueberlegungen hervor, an die früher kaum gedacht worden war. Besonders schien Baiern die neue, sich befestigende Größe Preußens mit Eifersucht anzusehen. Auf diese Weise fand die schon schwebende politische Frage mannigfach nachdrückliche Aufregung.

Indeß war auch die Sache Preußens in der öffentlichen Meinung wohl gegründet und hatte in Deutschland nachdrückliche Zustimmung. Der Franzosenhaß, wie er in Stein lebte, die Vorstellung, Preußen müsse als Kern eines kräftigen, unantastbaren Deutschlands groß und stark sein, die Hoffnungen eines leidenschaftlichen, auch in Sachsen durch die Kriegseinflüsse vielfach aufgeregten Volksgeistes, und noch sonstige Triebfedern und Gründe sprachen laut und kräftig für Preußen. Zu den Heerführern und Staatsmännern, welche man hier an der Spitze der Angelegenheiten sah, hatte man allgemein das größte Zutrauen, es schien nur Gewinn, hier sich anzuschließen, hier mitzugehen.

Die Störung, welche dieser Gegenstand in die Einigkeit der Kabinette von Oesterreich und Preußen warf, blieb noch in mäßigen Schranken, und sowohl Metternich als Hardenberg waren persönlich bemüht, die Wirkung nicht auf die deutschen Verfassungssachen übergehen zu lassen. Auch von Seiten Englands mischte sich gegen Preußen keine Bitterkeit ein; Lord Castlereagh, der kurz vorher die Ueberlassung Sachsens an Preußen für gerecht und zweckmäßig erklärt hatte, entschuldigte seine nunmehr entgegengesetzte Meinung kläglich damit, daß er die Kämpfe berücksichtigen müsse, die er nach dem Kongresse würde im Parlamente zu bestehen haben! Um dem englischen Staatssekretair in dieser Sache freiere Hand zu machen, wäre es nützlich gewesen, daß unsere Geschäftsführer in London sich mit den Häuptern der Opposition unmittelbar verständigt hätten, indem diese für manche Vorstellungen und Aufschlüsse vollkommen zugänglich waren und überhaupt ihre Angriffe nur auf ihren Minister richteten, gegen Preußen selbst aber keine Feindschaft hatten. Indeß fehlten zu solchen Annäherungen die Wege, und Muth und Geschick, sie zu bahnen. Heftiger und feindlicher aber

stellte sich die Einsprache jener beiden Mächte gegen Rußland, und der Kaiser Alexander schien mehrmals im Begriff, alle weitere Verhandlung abzubrechen.

In dieser Zeit, wo die freien Stimmen aus England wieder ungehindert zu uns kamen, und auch die Franzosen aus ihrer Besiegung hervor dreist und vorlaut in Tagesblättern über alles mitsprachen, war nicht minder den Deutschen ein freies Wort verstattet, und es fehlte nicht an kühnen, ja verwegenen Führern desselben. Eine Schrift über Stein's Verwaltung der von den verbündeten Heeren eroberten Länder, von einem seiner treuesten und wackersten Gehülfen, dem preußischen Kammergerichtsrath Eichhorn, wahr und freimüthig verfaßt, machte großes Aufsehen, und ich eilte, sie in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung anzurühmen. Bald nachher kam auch eine besondere Rechenschaft der vom Fürsten Repnin geführten Verwaltung Sachsens als kleine Schrift heraus, die der sächsische Geheime Finanzrath von Oppel geschrieben hatte. Stein freute sich ungemein dieser Veröffentlichungen, und meinte, jede deutsche Regierung müsse künftig dies Beispiel nachahmen und von allen Einnahmen und Ausgaben öffentliche Rechnung ablegen. Görres, der feurige Redner des gefürchteten Rheinischen Merkurs, Arndt, Jahn und viele andere wackre Männer, deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit wie diese besonders Begabten durchgedrungen, setzten mit der Feder muthig fort, was das Schwert begonnen hatte; die genannten Stimmen waren alle preußisch, und der preußischen Sache, wenn auch im Einzelnen oft unbequem, doch im Ganzen förderlich. An eine durchgreifende Maßregel, die Preßfreiheit zu beschränken und die Ausdrucksweise zu zügeln, wäre damals nicht zu denken gewesen, man konnte kaum den Willen, noch weniger aber die Mittel dazu haben. Aber auch preisgeben durfte man dieses Gebiet nicht völlig. Gentz, der mit wichtigern Sachen beschäftigt war, wies auf das von ihm verlassene Feld seine Nachmänner hin, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Woltmann, lauter norddeutsche Kräfte, wie man sieht, und die, gleich ihm selbst, fast unmittelbar aus Preußen in Oesterreichs Dienste getreten waren. Adam

Müller, noch in Innsbruck, schrieb im Boten aus Südtyrol, Woltmann, der sich in Prag angesiedelt hatte, in der Prager Zeitung, Friedrich Schlegel aber hatte sich hamburgischen Blättern zugewendet, und war deßhalb der wichtigste. Seinen Aufsätzen, die doch meist nicht so arg gedruckt wurden, als sie abgefaßt waren, wurde theils in denselben Blättern, theils in der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegen gewirkt. Bartholdy, Karl Müller, ich selbst, und andere, höherstehende Personen, nahmen an diesem Kampfe manchen Antheil, größtentheils als Freiwillige, und durften sich unbedenklich das Uebergewicht zuschreiben, indem schon unsere Stellung die günstigere war. Betroffen wünschte Gentz eine Unterredung mit mir, und schlug mir — wie er andeutete — nicht ohne höhere Ermächtigung, ein Abkommen vor, dergleichen Fehde stets zu gewissen Rücksichten herabzustimmen und wechselseitige Begünstigungen nicht auszuschließen; er verhehlte mir nicht, mein künftiges Verhältniß in Wien werde sich hiernach bedingen, und er glaubte von dieser Seite her mich ganz zugänglich zu finden. Meine Antwort überzeugte ihn vom Gegentheil, während sie völlig zweifelhaft ließ, ob ich überhaupt in der vorausgesetzten Weise thätig sei. Den Staatskanzler, dem ich die gehabte Unterredung sogleich mittheilte, ergötzte der Vorgang, und er bemerkte, was mein künftiges Verhältniß in Wien betreffe, so brauche mir daran nicht so viel zu liegen. Stärkere Wiedersacher, als in Oesterreich, erhoben sich uns in Baiern, durch eine Zeitschrift Allemannia, welche es sich vorzüglich zum Geschäft machte, den Rheinischen Merkur zu bekämpfen, und dabei mit Talent und Kenntniß die neuere hauptsächlich aus den französischen Einflüssen hervorgegangene Geschichtsentwickelung gegen die älteren, die man aus deutschen Quellen heranbringen wollte, nachdrücklich vertheidigte.

Der Kaiser von Rußland erkannte den Zusammenhang seiner Sache mit der preußischen, und war nur bedacht, diesen durch enge Bundesgenossenschaft zu befestigen. Höchst wichtig war für die politische Lage der Umstand, daß die in Frage stehenden Länder bereits von russischen und preußischen Truppen besetzt waren. Polen, im Umfange des von Na-

poleon gestifteten Herzogthums Warschau, befand sich als Eroberung, welche von den Russen allein vollbracht worden, ganz natürlich in deren Gewahrsam. Sachsen aber, durch die verbündeten Waffen erobert, war in Gemäßheit der gemeinsam angeordneten Austheilung den russischen Behörden untergeben. Hardenberg, um die künftigen Verhältnisse klar auszusprechen und thatsächlich zu befestigen, hatte den Kaiser Alexander früh dazu vermocht, Sachsen den Preußen zu übergeben. Die Russen erhielten Befehl abzumarschiren, so wie die Preußen einrücken würden, die unter dem General von Gaudi längst hiefür bereit standen. Aber als Hardenberg den König aufforderte, den nöthigen Befehl an Gaudi zu senden, wollte der König sich nicht entschließen, er fürchtete den Eindruck, wenn er dies ohne Einvernehmen mit Oesterreich und England thäte, die doch nichts anderes erwarteten; er wollte Sachsen nicht zu nehmen scheinen, er wollte es sich aufdringen lassen. Vergebens bot Hardenberg Tag für Tag alle Beredsamkeit auf, den König zu überzeugen, wie nothwendig, wie unaufschiebbar die Besetzung sei; der König beharrte bei seinem Zögern. Hardenberg wollte verzweifeln, er sah den großen Gewinn gefährdet, und sich selbst in der größten Bedrängniß, denn, wie er im Stillen gegen Vertraute ausließ, verzichten wolle der König nicht, er wolle Sachsen haben, durchaus haben, beraube sich aber aus unnützen Bedenken der Mittel, es zu erlangen! Endlich, nach Verlauf mehrerer Wochen, gab der König den Befehl, und am 8. November übernahmen die Preußen von den Russen die Verwaltung Sachsens. Aber in der Zwischenzeit hatten die Gegner, der Unentschiedenheit der Preußen schnell gewahr, ungeheuer an Boden gewonnen, und den Widerspruch aller Orten verstärkt. Diese Zögerung, welche dem Staatskanzler oft zum Vorwurfe gemacht worden, ohne daß er je sich auf Kosten des Königs dagegen vertheidigt hätte, verdarb die ganze Unternehmung; die gezeigte Schwäche wurde zwar verhüllt, sogar bis zu kriegdrohender Sprache, aber ohne Frucht, die Gegner wußten den innern Zusammenhang. Die öffentliche Verkündigung des russischen Generalgouverneurs Fürsten Repnin, daß die Verwaltung des Landes an Preußen über-

gehe, konnte sich auf die Zustimmung der übrigen verbündeten Mächte berufen, da diese früherhin die Maßregel gebilligt hatten, allein jetzt, um so viel später und bei ganz veränderten Umständen, war solchem Vorschritte Preußens, der doch nicht zu hindern war, jene Zustimmung längst verloren.

Die Verhandlungen wurden schärfer, der Zwiespalt deutlicher, schon fürchtete man seinen offnen Ausbruch, die Besorgnisse wurden allgemein. Der Einfluß Frankreichs wirkte besonders nachtheilig und drängte sich geschickt ein; er strebte den Annäherungen entgegen, zu welchen auf beiden Seiten die Gesinnungen ursprünglich doch stets geneigt waren, und suchte neue Verbindungen zu knüpfen, für welche er wieder die Mitte zu werden hoffte. Der Fürst von Talleyrand richtete seine Betriebsamkeit nach allen Seiten, seinen stärksten Eifer jedoch widmete er den englischen Verhältnissen, von hier aus glaubte er die andern um so leichter zu gewinnen. In der That schien Lord Castlereagh ihm ein nicht allzu schweres Spiel zu machen, das Uebergewicht des Geistes übte sein Recht. Stimmten aber Frankreich und England überein, so durfte Oesterreich den Verbundenen eine Bedeutung zuerkennen, der sich anzuschließen unter den waltenden Umständen kaum vermeidlich war. Die Wirkung auf die Staaten zweiten und dritten Ranges blieb nicht aus, die Niederlande, in Deutschland, Hannover und Baiern, reihten sich der neuen Verbindung an. Die Franzosen nahmen schon wieder eine drohende Sprache, die Zeitungen verkündigten Truppenbewegungen gegen den Rhein, nannten die Marschälle, welche den Befehl führen sollten. Daß dies alles im Namen der erst wiedereingesetzten, den Siegern verpflichteten, noch kaum befestigten Bourbons geschehen konnte, dünkte beinahe fabelhaft. Allerdings zeugte diese Wendung von Talleyrand's Geschicklichkeit, und man durfte ihn rühmen, die Schwäche so schnell in Stärke verwandelt zu haben. Allein, um diesen glänzenden Erfolg zu erringen, wie einseitig betrachtete er die Verhältnisse, wie blind ließ er außer Acht, welcher Boden eigentlich die Bourbons in Frankreich trug, die noch offnen Abgründe der Revolution vergaß er, den schon wieder

gezückten Degen Napoleon's sah er nicht, und wandte nur alles auf, um den Mächten, welche gegen solche wesentliche Gefahren zu Schutz und Hülfe anzurufen waren, Frankreich im eitlen Flimmer diplomatischer Wichtigkeit erscheinen zu lassen. In Wahrheit, hat Talleyrand in diesen Verwicklungen sich als geschickter Unterhändler gezeigt, so hat er sich doch keineswegs als großer Staatsmann erwiesen. Auch ohne das unerwartete Ereigniß, dessen gewaltiger Stoß alle Berechnungen zerrüttete, würden die der Talleyrand'schen Politik sich schlecht bewährt haben. Und ein europäischer Krieg mußte, wo nicht Frankreichs Geschick, doch unfehlbar das der Bourbons in Frage stellen.

Preußen konnte, wie überhaupt in Deutschland, so auch in Sachsen, eines starken Anhanges versichert sein; die umsichtigen, vorstrebenden, thatkräftigen Geister waren ihm zugeneigt, und wenn später eine andere Stimmung vorherrschte, so war dies wie der Wechsel der Jahreszeiten, die allgemeinen Verhältnisse wirkten unwiderstehlich ein, und die vom Herbst entlaubten Bäume hatten darum nicht weniger im Frühling geblüht! Nicht minder günstig stand die Sache Rußlands in Polen. Der Kaiser Alexander war zuerst als Beschützer des polnischen Heeres und dann der gesammten Nation aufgetreten, und schien berufen, alles in Wahrheit zu erfüllen, was Napoleon nur trügerisch verheißen hatte. Die Polen fühlten, nur in dieser mächtigen Hand könne ihr Volksthum neu erstehen, sie erkannten als möglich, daß in ihr einst wieder das Zerstückelte sich zusammenfügte und ein großes Volksdasein herstellte. Der Kaiser hatte den Fürsten Adam Czartoriski persönlich als Freund und in allen polnischen Angelegenheiten als Rathgeber in seiner Umgebung, und die beste Bürgschaft seiner Absichten für Polen war dieser Name des bewährten Vaterlandsfreundes. Nach Warschau, an die Spitze der aus dem letzten Kriege geretteten und wiedervereinten polnischen Truppen, sandte er von Wien aus seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, eine Wahl, die alsbald wenigstens durch die große Vorliebe sich rechtfertigte, welche der Prinz für die Polen zeigte. Bei dem gesteigerten Widerspruche, der sich in Wien der Verbindung

Polens mit Rußland entgegensetzte, lag die Auffassung nahe, diesen Widerspruch als gegen das Bestehen und Gedeihen der Polen selbst gerichtet anzusehen, und wenn es zum Kampfe kommen sollte, konnte dieser die ganze Kraft des polnischen Volksgeistes mächtiger als je vorher in's Feld rufen. Wirklich rief der Großfürst, durch eine Bekanntmachung vom 11. Dezember, die Polen auf, sich zu bewaffnen für die Vertheidigung ihres Vaterlandes, für die Bewahrung ihrer Selbstständigkeit. Bei schon erklärtem Kriege hätte man nicht stärker sprechen können. Diese Aufwallung machte auf den Kongreß starken Eindruck, man erkannte den Ernst und die Bedeutung eines Zusammenstoßes, der solche Elemente auf den Kampfplatz führen würde, falls es zu diesem Aeußersten kommen müßte. Indessen hatte schon im Voraus die Staatsklugheit der Gegner eingelenkt, und so großen Machtverhältnissen gegenüber den allzu herben Eifer gemäßigt; gerade in dem Augenblicke, da der Aufruf des Großfürsten in Wien bekannt wurde, zeigten die Verhandlungen mindere Spannung, und so wollte man beiderseits auf den Zwischenfall, der jene wieder mehren konnte, kein zu großes Gewicht legen.

Wollte der Drang dieser Mißverhältnisse und das Hinschwinden so mancher Hoffnung die Seele gar zu sehr verdüstern, den Geist Widerwillen und Ermattung niederschlagen, so kam das tägliche Leben glücklich zu Hülfe, und seine heilsame Fluth quoll und strömte durch die rauhesten Geschäfte. Der Wiener Tag schien aus besonderem Stoffe gemacht, was er berührte, nahm er in sein Behagen auf; was jederman täglich muß und will, und doch meist nur gleichgültig abthut, essen und trinken, sich ergehen, umherschauen, alles wurde in dieser Lebensgewöhnung unwiderstehlich zum Vergnügen und Genuß. In den höchsten Kreisen, versteht sich von selbst, mußten die Festlichkeiten und die glänzenden Versammlungen aller Art täglich wiederkehren, und wie sich diese Fülle von obenher stufenweise theils der sehenden, theils der hörenden Neugier ergoß, so übte auch das Volksleben hinwieder nach oben seine Anziehung. Gekrönte Häupter scheuten nicht den

Strudel bürgerlicher Belustigungen, die verwöhnteste Vornehmheit bequemte sich zur Kost vorstädtischer üppig-derber Herbergen; die Theater waren gefüllt, und die untern meist von der großen Welt, die obern oft von der kleinen, sie wollten einander wechselseitig sehen; an den Winterfreuden, die sich überall aufthaten, war weder Politik noch Geldkurs merkbar.

Der Fürst von Ligne starb, aber sein Witz auf den Kongreß lebte munter fort, und verflocht sich mit manchem andern, den scherzende Laune oder böslicher Muthwillen demselben Gegenstand widmete. Der Anblick dieses schwankenden Getümmels, der schneidenden Gegensätze, die daraus hervortraten, das Schwelgen der Sinne und das Kargen des Geistes, die Höflichkeit der Formen und die Grobheit der Meinungen wirkten herausforderud auf die Menschen ein, und es war fast niemand, der nicht auf seine Weise sich über das Schauspiel, zu dem er selbst mit gehörte, lustig gemacht hätte. Als die Hoffnung eines friedlichen Ausgangs der Verhandlungen sehr getrübt war, und wohlmeinende Menschen den Gedanken kaum ertrugen, daß wieder Krieg, und Krieg zwischen den eben noch Verbündeten, entstehen könne, nahm auch mein trefflicher Meyern sich diesen Zustand tief zu Herzen, und behauptete in seiner bei aller Güte doch scharfen Weise, die Herscher sollten festsetzen, daß, wenn wieder Krieg würde, alle Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet, unerbittlich mit zu Felde ziehen müßten, und zwar zusammen in eine Kompanie Jäger vereint, unter einem altgedienten Hauptmann, der sie nicht schonte; er wollte seinen Kopf zum Pfande geben, daß dann kein Krieg würde. Ueberhaupt fing in dieser Zeit die Gewohnheit an, die noch immer fortdauert, den Diplomaten, welche bis dahin eine äußerst geehrte und zart behandelte Klasse waren, alles Böse nachzusagen, sie herabzusetzen und lächerlich zu machen, und ich weiß recht gut, wer in dieser Art das erste Wort gesprochen! Kamen zunftgerechte Mahler und Zeichner, die eine so erlauchte Versammlung in getreuen Bildnissen ehrerbietigst der Nachwelt überliefern wollten, so zeigten sich vornehme Talente bemüht, die Personen und Vorgänge in

Zerrbilder zu bringen, und es wurden in dieser Art verwegene Dinge versucht. In einer Gesellschaft, wo prinzliche und militairische Munterkeit zusammenfloß, warf man die Frage auf, welches die lächerlichste Figur auf dem Kongresse sei, und man beschloß, die Sache kongreßmäßig zu verhandeln, mit Protokollen, Noten, statistischen Tableaux, Ausschüssen, und so weiter. Von sieben oder acht Namen, die man nach vielen Debatten endlich gleichsam auf den engen Aufsatz gebracht hatte, konnte keiner die erforderliche Mehrheit erlangen und auch bei diesem Ergebniß wollte man sich freuen, daß es, wie behauptet wurde, so ächt kongreßmäßig sei. Endlich vereinigten sich die Meinungen für zwei Individuen, unter welchen der Preis getheilt wurde. Natürlich lassen wir dergleichen Geheimnisse auf sich beruhen.*)

Wenden wir uns lieber zu Gegenständen reinerer Theilnahme, zu heiterer Kunst und Bildung. Die Reichthümer Wiens in dieser Art waren unerschöpflich, und breiteten sich dem Liebhaber immer staunenswürdiger aus. Wer sich auf Alterthümer, Mahlereien, Bildwerke und sonstige Kunstsachen einließ, der konnte bald seiner Forschungen und Gewinne kein Ende mehr absehen. Von allen diesen Sachen war noch wenig Lärm gemacht, sie standen als ruhiger Besitz aufgehäuft, sowohl in den Kaiserlichen, als in den nicht minder reichen Privatsammlungen, und harrten stolz des einsamen Kenners, ohne die Augen der Menge anzulocken. Merkwürdiges dieser Art zu erforschen und zu genießen, war niemand aufgeweckter und sorgsamer, als der Herzog von Sachsen-Weimar, der in allen Obliegenheiten und Geschäften seiner fürstlichen Verhältnisse immer noch Tage und Stunden genug fand, seine stets rege Wißbegier zu befriedigen und seiner Theilnahme für alles Bedeutende nachzugehen. Wir sahen

*) Eine spätere Aufzeichnung Varnhagens enthält die Worte: Die auf dem Wiener Kongreß für die beiden albernsten Kerle unter den Diplomaten Bezeichneten waren der preußische Geh. Staatsrath von Küster und ein österreichischer Gesandter, einer der drei Binder von Kriegelstein.

mit ihm eine damals erst vor kurzem aus dem Schlosse Ambras in Tyrol nach Wien gebrachte Sammlung von Waffen, Kunstsachen und Kostbarkeiten, der Inhalt war völlig vergessen und man machte die überraschendsten Entdeckungen. Seit zehn Jahren hatte Goethe's Uebersetzung des Cellini deutschen Lesern lebhaften Anreiz gegeben, dem berühmten Salzfasse des florentinischen Künstlers nachzufragen, aber niemand, und Goethe selbst nicht, wußte eine Spur, und man mußte das kostbare Werk für verloren achten. Wie triumphirte der Herzog, nun seinem Goethe melden zu können, das Kleinod sei aufgefunden, wohlerhalten, er habe es mit eignen Augen gesehen! Wirklich befand sich das Salzfaß in der Sammlung von Ambras, und unbegreiflich war nur, wie so lange Zeit — nicht die Kunst, denn das begreift sich nur allzu wohl — aber das Gold unbeachtet bleiben konnte.

Musikalische Genüsse boten sich von allen Seiten dar, Konzerte, Kirche, Oper, Salon, Virtuosen und Dilettanten, alle gaben ihr Bestes. Der Fürst Anton Radziwill, der in seiner Komposition des Goethe'schen Faust schon weit vorgerückt war, und hier seinem musikalischen Hange mit aller Innigkeit folgte, war mir Anlaß, meinen wackern Beethoven wieder aufzusuchen, der aber, seit ich ihn nicht gesehen, an Taubheit und mürrischer Menschenscheu nur zugenommen hatte, und nicht zu bewegen war, unsern Wünschen gefällig zu sein. Besonders wollte er mit den Vornehmen nichts mehr zu schaffen haben, und drückte seinen Widerwillen mit zürnender Heftigkeit aus. Auf die Erinnerung, der Fürst sei der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dessen frühen Tod er so sehr betrauert hatte und dessen Kompositionen er höchlich schätzte, gab er etwas nach, und wollte sich den Besuch gefallen lassen. Doch hat sich schwerlich ein näheres Verhältniß angeknüpft. Auch verzichtete ich darauf, den verwilderten Künstler wiederum zu Rahel zu führen, denn Gesellschaft machte ihn unwillig, und mit ihm allein, wenn er nicht spielen mochte, war gar nichts anzufangen. Uebrigens war sein Namen, wenn auch berühmt, und verehrt, noch keineswegs auf der Höhe der Anerkennung, die er seitdem erstiegen. In der hier zusammen-

geflossenen gemischten Menge erhielt sich italiänische Leichtigkeit und Anmuth vor deutschem Ernste unverkennbar vorherrschend.

Einiger feinen und auserlesenen Gastereien muß ich hier erwähnen, zu welchen bisweilen Gentz die Blüthe der Gesellschaft bei sich vereinigte. Die vornehmsten und schönsten Damen, die angesehensten Staatsmänner und Tonangeber sahen es als eine Gunst an, von ihm eingeladen zu werden, und immer war auf die Anwesenheit und Unterhaltung solcher Personen zu rechnen, welche durch Geist, Seltsamkeit, Ruhm, Gewicht oder sonst einen Anreiz die Bedeutung des Tages hatten. Der Herzog von Weimar war nicht der letzte, solchen Genuß zu schätzen und zu suchen. Talleyrand verschmähte dergleichen Gelegenheit nicht, neue Verbindungsfäden anzuspinnen. Humboldt gehörte aus jedem Rechte hierher. Ich erinnere mich eines Mittags, wo der Graf und die Gräfin von Bernstorff, die Gräfin von Fuchs und viele andere Personen, die man zu sehen oder zu hören erfreut war, mit uns dort zu Tische saßen, aber die ganze Gesellschaft völlig verstummte, um einzig die Wunder zu vernehmen, welche Bollmann von den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu erzählen hatte. Das ganze Land war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorstellung eines solchen Freistaats, dessen Entwickelung das fabelhafte, ja schreckbare Beispiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzustellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen. Durch die Naivität der Fragen eines anwesenden Diplomaten, dessen unermüdliche Wißbegier nie befriedigt werden konnte, wurde der Vortrag nach und nach ein vollständiger, mit schlagenden Beispielen ausgestatteter Kursus republikanischer Grundlehren und Vorbilder, wie man grade hier bei dem Monarchenkongresse am wenigsten für möglich gehalten hätte. Gentz fühlte sich durch das Gewicht der Sache wie zerschmettert, und beunruhigt wie bei einem Attentat, das in seiner Gegenwart versucht worden. Der gute Bollmann aber hatte kein Arg dabei; sein Sinn war weder

für die Uebelstände der Freiheit noch für die Vortheile des Königthums blind.

Die Verhandlungen indeß, deren Spannung einen Augenblick nachzulassen geschienen, zogen sich bald wieder straffer und stellten nunmehr besonders Preußen in den Vorkampf. Es hieß bereits, Hardenberg werde abreisen, und Preußen keinen Theil mehr an dem Kongresse nehmen. Daß der Widerstreit, den ursprünglich Frankreich anfachte und nächst ihm England verschuldete, jetzt vorzugsweise das Ansehen bekam, als sei Oesterreich dabei Hauptführer, betrübte auf preußischer Seite die für Deutschland Wohlgesinnten, welche alles Heil von der Eintracht der beiden Mächte gehofft hatten, und diese Hoffnungen auch jetzt noch festhielten. Aber andere, die Sache schroffer und vereinzelt fassende Gesinnungen wurden erbittert, und zeigten sich rasch bereit, die Forderungen des Rechts und der Ehre mit dem Schwerte zu behaupten. Wirklich nahmen die Kriegsgerüchte schon überhand, man fragte nach Stellung und Zahl der Truppen, und suchte Richtung und Umfang des neuen Unheils zu ermessen. In Berlin, wo man mit Ungeduld der Langsamkeit des Kongresses spottete, rief man schon laut, nicht Hardenberg, sondern Blücher müsse die Sache führen, und der greise Feldherr war nicht der letzte in jugendlichem Muth und Uebermuth. Scharfe Aeußerungen dieser Art konnte man auch in Wien hören, und sie verfehlten ihren Eindruck nicht. Ein im Dezember daselbst gedichtetes Kriegslied, über dessen Verfasser niemand ungewiß sein konnte, weil so tapfere Dichterhand nicht zweimal existirte, ging in Abschriften umher. Darin hieß es frisch und kühn:

„Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif den tapfern Stahl!

Denn dort ein feiger Mammeluk,
Und hier ein Jesuit —

Das grinst uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht:

Das hängt an unser Hochgesims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt die Hund' auf uns, voll Grimms,
Und mehr noch voll Geschrei's:

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unsrer Jagd.
Auf, Kugelnblitz! Auf, Lanzenpfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben sie! Geschoß Apolls,
Verkünd' es durch die Gaun!
Was sie geschürzt, das Eisen soll's
Auf ihrem Kopf zerhaun."

Was sie geschürzt, das Eisen soll's auf ihrem Kopf zerhaun! Das klang furchtbar in das diplomatische Geflüster und in die Munterkeit der Feste, und wurde Losung und Feldgeschrei nicht nur preußischer Stimmen allein. Ich habe Männer, von denen man es nicht gedacht hätte, bei diesen Zeilen erschrecken, andere ebenso sie mit Jubel aufnehmen sehen.

Unter banger Ungewißheit war Jahreswechsel eingetreten und das Jahr 1815 begann in angstvoller Spannung. Es war ein sonderbarer Eindruck, als wir den Zustand unerfüllter Wünsche und peinlicher Hinhaltung auch von einer Seite ausgesprochen fanden, woher wir dergleichen am wenigsten erwarten konnten. Wir lasen in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung Verse von Goethe zum zweiten Januar, wo es gleich zu Anfang hieß:

„Sagt, wie schon am zweiten Tage
Sich ein zweites Fest entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben sie die Allgewalten
Endlich schöpferisch entschieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

„Nein! — dem Würdigen, dem Biedern,
Winden wir vollkommne Kränze,“ u. s. w.

Und so feiert der Dichter anstatt des großen vaterländischen Stoffes, der da fehlt, den kleinen örtlichen, der sich darbietet, nämlich das Jubiläum eines wackern herzoglich sächsischen Staatsdieners. Dieses fast bescheidene und doch so bestimmte „Nein“ aus des Dichters Munde that auf Alle, die es vernahmen, eine unbeschreibliche Wirkung, und aus der stillen Luft von Weimar in die trübgährende Atmosphäre von Wien versetzt, und hier den zu hundertmalen hergesagten Fragezeilen immer so rasch und klar sich anschließend, klang es zuletzt wie die bitterste Satyre, wie der strafendste Hohn. Solch ein Wort ist um so schärfer, je harmloser dasselbe nur die schlichte Thatsache ausspricht; der ungeheure Beifall, den später in Frankreich die Lieder von Beranger erwarben, beruht lediglich hierauf, und der französische Dichter würde jenes „Nein“ unsers deutschen, als Refrain zu Ende seiner Strophen sieben- oder achtmal wiederholt, leicht zum dauernden Kongreßliede verarbeitet haben. Bei uns tauchte das vereinzelte Wort, nachdem es eine Weile zur Genugthuung gekränkter Gemüther gedient, bald wieder in das litterarische Element zurück, aus dem es einen Augenblick hervorgeschnellt war.

Auf der Gegenseite hatten sich die Beeiferungen in ihrem gesuchten Verein bald weiter, als es der anfänglichen Absicht gemäß sein konnte, fortgerissen gesehn. Gewiß war es nicht die Meinung, daß die Sachen zum Kriege kommen sollten. Aber diesen in Aussicht stellen hieß ihn auch bereiten, und als die Sprache Preußens, aus einer festen und starken, nun auch eine drohende zu werden schien, Hardenberg ein Wort hinwarf, das keinen Hinterhalt übrig ließ, da schlossen Oesterreich, England und Frankreich förmlich ein Bündniß, und verpflichteten sich durch einen am 3. Januar 1815 unterzeichneten Vertrag zu wechselseitiger Unterstützung. Die Sache war geheim betrieben worden, und geheim sollte auch der Vertrag bleiben. Oeffentlich mitgetheilt hat ihn zuerst Herr von Gagern, wenn dieser aber zugleich meint, Rußland und Preußen hätten gar nicht um sein Dasein gewußt und der

Kaiser Alexander erst durch Napoleon den nähern Inhalt erfahren; so ist dies ganz irrig, denn das Bündniß war auf der Stelle bekannt, und der preußische Kreis genugsam davon unterrichtet. Schon Bartholdy hatte von den Engländern den Anlauf der Sachen längst erlauscht. Ueberhaupt wird das Richtige und Wahre auch im politischen Fache leicht und schnell gewußt, nur verliert es sich gewöhnlich in einer Masse von mit überkommenem Falschen, welches den Draußenstehenden oft völlig verwirrt, das aber der Eingeweihte sonder Mühe erkennt und ausscheidet.

Dieses Bündniß war der Hochpunkt der Spannung, die hierauf nicht weiter ging, sondern alsbald wieder nachließ. Den Theilhabern mochte die genommene Stellung doch schon bedenklich scheinen, und ein Rückschritt wünschenswerth dünken. Die Nachgiebigkeit erfolgte indeß zuerst von derjenigen Seite, wo Macht und Selbstständigkeit am wenigsten zu bezweifeln waren, von Seiten Rußlands. Der Kaiser Alexander stimmte seine Ansprüche in Betreff Polens bedeutend herab, der österreichische Antheil wurde günstiger gestellt, der preußische beträchtlich ausgedehnt, Thorn und Krakau sollten freie Städte werden, und von diesen wurde später die erstere noch zu Preußen gefügt. Hierdurch bekamen auch die Verhandlungen über Sachsen eine veränderte Gestalt, und beiderlei Fragen rückten wieder gemeinsam einer, zwar noch immer herben und schweren, aber doch schon entschieden friedlichen Lösung entgegen.

Ein besonderes Schauspiel von sehr verschiedenartiger Wirkung brachte der 21. Januar. Den Todestag Ludwigs XVI. hatte die Restauration in Frankreich zu einem allgemeinen Trauerfest erhoben, und trieb damit ein partheisüchtiges Gepränge. Die Gesandtschaften im Auslande wurden angewiesen, den Tag durch kirchliche Feier zu begehen, und Talleyrand durfte nicht zurückbleiben. Er ließ in der St. Stephanskirche einen Trauergottesdienst halten, zu welchem der ganze Kongreß eingeladen wurde, und der prunkvoll sein sollte, und vielleicht kostbar genug, aber doch

gering ausfiel. In Frankreich war die Feier jenes trauervollen Tages, in welcher wenig Rührung aber desto mehr Haß sichtbar wurde, eine unkluge Herausforderung; in Wien erschien sie, wo nicht grade ärgerlich, doch wenig angemessen. Man hielt es für sehr unnöthig, daß in Gegenwart so vieler Fürsten die Hinrichtung eines der angesehensten feierlich in Erinnerung gebracht wurde, man glaubte ein solches Ereigniß bleibe besser in Dunkel und Vergessenheit. Es kamen Dinge zur Sprache, die man lieber unbesprochen lassen mußte, und selbst die Person Ludwigs XVIII. blieb nicht verschont, denn natürlich wiederhallten die Stimmen aus Frankreich auch in Wien. Talleyrand hatte bei der Sache auch keine richtige Stellung, sie mußte ihm jedenfalls peinlich sein; der Gedanke an die Hinrichtung des Herzogs von Enghien lag so nahe, und bei dieser Unthat schien einige Mitschuld ihm doch beizumessen; überdies hatte er mit den Verurtheilern Ludwigs XVI. bis dahin stets im besten Frieden und Verkehr gelebt. Genug, das Ganze machte einen falschen Eindruck, und nahm sich im Oesterreichischen Beobachter zwar auch nicht sonderlich, aber doch besser als in der Wirklichkeit aus.

Unterdessen war aus England der Herzog von Wellington eingetroffen und als Bevollmächtigter an Lord Castlereagh's Stelle getreten, der nach London zurückkehrte und vorläufig wenigstens Ein Ergebniß des Kongresses mitbrachte, für das er die Theilnahme seiner Landsleute sehr erweckt wußte, nämlich die Abschaffung des Negerhandels. Der berühmte Feldherr hatte offenbar mehr Geschick für diplomatische Geschäfte als sein Vorgänger, wußte zu hören, und wenn auch nicht so wortreich, doch mehr sachgemäß zu reden. War seine Sendung darauf abgesehen, durch den Kriegsmann zu imponiren und durch sein Kraftwort die Andern zum Schweigen zu bringen, so blieb dieser Zweck verfehlt, denn man konnte bald wahrnehmen, daß recht eigentlich ein Unterhändler, und zwar ein sehr geschickter und sachkundiger, in ihm gekommen war. — Wellington fand in Wien einen Waffengefährten in

dem preußischen General von Grolman wieder, der vormals unter ihm in Spanien den Krieg mitgemacht hatte. Der Umstand war ohne Zweifel den preußischen Verständigungen günstig, wenigstens sah man zwischen den beiden Kriegsmännern das freundschaftlichste Vernehmen, und Wellington zeigte bei jedem Anlasse geflissentlich, wie sehr er den Mann persönlich und in ihm die Preußen ehre. Bei Gelegenheit späterer Verhandlungen wurde viel von einem würdigen und freimüthigen Schreiben gesprochen, das der General von Grolman aus eignem Antrieb an den Herzog gerichtet haben soll, um denselben aufzufordern, gewisse Vorschläge mit den Augen des Kriegers anzusehen und nach den Eingebungen des Soldatenherzens zu entscheiden. Wellington, so wurde versichert, rühmte die franke Ansprache und hätte ihr gern durch die That genügt, allein die Sachen ließen sich nicht mehr umlenken. Deßhalb, und weil überhaupt der Schritt als ein ganz unamtlicher geschehen, scheint auch jede weitere Mittheilung darüber unterblieben zu sein. Eine angebliche Abschrift, die umherlief, wurde für unächt und untergeschoben erklärt und durchaus verworfen.

Die deutschen Angelegenheiten, welche in der allgemeinen Spannung und auch in ihrer eignen bisher gestockt hatten, wurden wieder aufgenommen, ohne doch die nöthige Förderung finden zu können. Eifersucht, Ehrgeiz und Mißtrauen regten sich von allen Seiten, und der Andrang der mindermächtigen Fürsten und Staaten wurde den wohlmeinenden Absichten Oesterreichs und Preußens, für die Gesammtheit der Deutschen eine durchgreifende Ordnung zu gründen, immer beschwerlicher. Für diese Richtung war die Einigkeit beider Mächte fast gar nicht gestört worden, die Gesinnung der beiderseitigen Staatsmänner beharrlich die gleiche geblieben. Auch der Kaiser von Rußland nahm sich der deutschen Sache wohlwollend an, und wirkte mittelst seines Ansehens und Einflusses überall für das Beste der Gesammtheit, für die Sicherung volksthümlicher Rechte. Daß die Vertreter der kleinen deutschen Länder ein Recht hatten mitzusprechen,

darf man nicht bezweifeln, denn es wurde ihnen zugestanden; daß in vielen dieser Männer der redlichste Eifer glühte und auch im Einzelnen die wichtigsten Dienste leistete, wird ihnen stets rühmlichst anzuerkennen sein; aber im Ganzen müssen wir wiederholt beklagen, daß die Gestaltung der Dinge nicht aus engerem Rath hervorgegangen und ausschließlich von den großen Stimmführern geleitet worden ist.

Durch den Zusammenstoß der Ansprüche entstanden auch solche Reibungen, welche persönliche Abmachung zu fordern schienen. Die großen Mächte hatten kaum wieder aufgegeben durch die Waffen ihre Sache zu entscheiden, so schien die Kampflust in die Einzelnen zu fahren und es fehlte nicht viel, so hätte der Kongreß das Zwischenspiel merkwürdiger Zweikämpfe gesehen. Man erzählte von unerhörten Auftritten, welche Stein bei dem Grafen von Stackelberg gehabt, und wo der Reichsritter sich wie Götz von Berlichingen oder Franz von Sickingen gefühlt, die sich auch keinen Augenblick bedacht haben würden, ihre Fehden persönlich auszufechten. Die Sache war folgende: Im Rheinischen Merkur waren Baiern und Würtemberg hart angegriffen und vom Kronprinzen von Baiern hieß es: er sei einst deutsch- und gutgesinnt gewesen. Der Kronprinz hielt Stein für den Verfasser des Artikels, und als er auf dem Balle bei Stackelberg zufällig hinter diesem stand, rief er ihm über die Schulter mehrmals in spöttischem Tone: „Gewesen! Gewesen!" zu. Stein drehte sich um, und fragt, ob sich das an ihn richte? Der Kronprinz erwiedert: „Nun, Sie werden doch wissen, daß von mir die Rede ist, im Rheinischen Merkur steht's ja, daß ich ehmals ein guter Deutscher gewesen, nun aber nichts mehr sei." — Ich erinnere mich nicht, versetzte Stein, es gelesen zu haben. So? stand das dort? — „Der Verfasser wird sich doch seiner Worte erinnern?" rief der Kronprinz höhnisch. Da hielt sich Stein nicht länger, hielt dem Kronprinzen die geballte Faust vor's Gesicht, und schrie mit bebenden Lippen: „C'est le propos le plus indécent et gare qui le répétera." Der Kronprinz von Baiern

hatte noch einen andern Handel, und zwar mit dem Kronprinzen von Würtemberg; sie hatten durch bittre Worte sich entzweit, und schon Ort und Zeit bestimmt, ihre Mißhelligkeit durch die Waffen auszugleichen, als noch eben die Vermittlung des Fürsten von Wrede den Zwist beilegte und ein so unheilvolles Beispiel verhütete. Gleicherweise wurde ein Zweikampf, zu welchem der Kriegsminister von Boyen den Minister von Humboldt aufgefordert hatte, noch gütlich auf dem Platze selbst vermittelt, indem eine äußerliche Zurücksetzung, welche Boyen für eine absichtliche hielt, sich als ganz absichtslose Zufälligkeit herausstellte.

Auch in weniger hohen Kreisen waren Streitigkeiten zu vermitteln, welche ohne Dazwischenkunft ruhiger Besonnenheit einen schlimmen Ausgang nehmen konnten. Es kam die Rede darauf, ob nicht der Kongreß angegangen werden sollte, den Zweikampf allgemein abzuschaffen, und Ehrengerichte anstatt seiner einzusetzen. Gentz bat um's Himmels willen, die Mühewaltung der Diplomaten nicht durch neue Ansuchen zu vermehren, sie abzuweisen sei schon des Leidens zu viel, nun gar aber einen solchen Gegenstand aufzunehmen, auch für ihn einen Ausschuß zu bestellen, würde ihm der Gipfel der Thorheit dünken. Jemand schlug einen Ausschuß vor, und wollte Gentzen als erstes Mitglied, was dieser sehr übel nahm, nicht darum, weil der Scherz anzüglich war, sondern weil solcher Gedanke ihn gleich im Ernst quälte und auf Tage hinaus unglücklich machte.

Konnte man auch eines Humboldt oder Gentz in dieser Zeit kaum habhaft werden, fehlte es doch an geistreichen Wortführern nicht, und lebendige Erörterungen allgemeiner Fragen fielen täglich vor. Der Oberst von Nostitz, Koreff, und der Mahler Meier aus Rathenau, glänzten hier in erster Reihe. Letzterer war einer der begabten Menschen, deren Sinn jeden Gegenstand erfassen und in den eignen Kreis der Betrachtung ziehen kann. Ich hatte ihn früher in Dresden gekannt, außerdem war er mit dem Fouqué'schen Kreise in Nennhausen und von Halle her mit Harscher wohlvertraut; doch überflog er schnell solche Einführungsansprüche bei uns, und stand in wenig Augenblicken als ein durch sich selbst

Berechtigter in größter Innigkeit. Er hatte den Befreiungskrieg rühmlich mitgemacht, dann kürzlich geheirathet, und wollte nun in Wien seine Kunst ausüben, fühlte aber bald, daß er für andere Lebensthätigkeit geboren sei und widerstand nicht, als es wieder Krieg gab, der Lust nochmals Soldat zu werden, leider zum Unheil, denn er kehrte nicht wieder! In der Schlacht von Bellealliance wurde er mit einem Befehl beauftragt, der ihn unter die feindlichen Kartätschen führte, und er verschwand spurlos. Den Dingen neue und unerwartete Seiten abzugewinnen, war seine Laune unerschöpflich, und sie kam aus einem tiefen und liebevollen Herzen; Jean Paul Richter, der ihn persönlich gekannt und sehr lieb gehabt, war ganz davon eingenommen. Sei diese Erwähnung hier ihm ein Denkstein, dessen sein unbekanntes Grab ohnehin entbehrt!

Von antheilnehmenden Landsleuten hab' ich hier, außer dem Grafen von Flemming, noch des Majors von Eckardstein und des Oberstlieutenants von Hedemann zu erwähnen, in welchem die günstige Vorstellung, die sich überall dem preußischen Namen verknüpfte, ihre würdigen Vertreter hatte. Ferner ist als ausgezeichnete Erscheinung Dehn zu nennen, der in schwedischen Aufträgen eben aus Norwegen eingetroffen war, und den ansehnlichsten Geschäften vorstand. Er war einer der wenigen Männer seines Ursprungs und Standes, der beide, durch wahrhafte Bildung der großen und feinen Welt und durch ausgezeichnetes Betragen, gänzlich verläugnete, und deßhalb auch in den höchsten Kreisen sich seltner Erfolge rühmen konnte. Hat er seine Denkwürdigkeiten, die er wirklich zu schreiben angefangen, nicht zu früh wieder aufgegeben, so dürften wir ein Seitenstück zu Gourville empfangen.

Die Frage über Sachsen war schon in das Geleise gebracht, in welchem sie nun unverändert ihrer Entscheidung entgegen rückte, also wenn auch nicht der Form doch dem Wesen nach entschieden, als die von mir unternommene Druckschrift erschien. Hardenberg hatte sie Cotta'n zur Be-

sorgung übergeben, dieser aber sie in Sachsen drucken lassen, wo sie absichtliche Verzögerung erfuhr, und um mehrere Wochen verspätet wurde. Sie trat nun gleichzeitig mit der von Niebuhr versprochenen an's Licht, und mit noch einer andern, als deren Verfasser Eichhorn genannt wurde. Die Niebuhr'sche machte, schon des Namens wegen, dann auch durch die eigenthümliche Behandlung der Sache, großes Aufsehen, doch wollte man von den beiden andern, anonym erschienenen Schriften mehr Wirkung verspüren, wenigstens war der Eindruck versöhnlicher und gewinnender. Gegen Niebuhr wollte Friedrich Schlegel auftreten, der ihm vorwarf, in römischer Welt und Geschichte möchte er heimisch sein, von deutschen Sachen aber verstände er nichts. Schlegel selbst urtheilte hier mit mehr Dünkel als Grund; und ich bestritt ihn lebhaft, konnte aber bei manchen seiner Behauptungen nur die Achseln zucken, und fragte ihn zuletzt, ob ihm denn überhaupt die Sache noch der Erörterung werth dünke, da nach seiner Ueberzeugung die Welt höchstens nur noch hundert und sechzig Jahre bestehen werde? Wirklich behauptete der, bei allem Geiste, von Einbildungen befangene Mann in allem Ernste, nach Verlauf dieser Zeit müsse das Ende der Welt eintreten. Aus demselben Munde nun das Lob meiner Schrift zu hören, konnte mich wenig freuen, so wie mich fast verwirrte und beschämte, daß auch Gentz sich zufrieden erklärte, und daß die Allemannia nur mäßig schalt.

Die Franzosen suchten die sächsischen Fäden noch festzuhalten, hatten aber indeß andere aufgenommen, an welchen für sie viel nähere Betheiligung hing. Aus dem Sturze Napoleon's hatten sich nur zwei mit ihm emporgekommene gerettet, Bernadotte und Murat, beide durch Anschließung an die Verbündeten. Allein wie das Beharren bei dem Feinde schon kein unnachsichtliches Vergehen mehr sein sollte, so durfte auch der Abfall von ihm nicht mehr als unbedingtes Verdienst gelten, und in Betreff Murat's war die Aufrichtigkeit ohnehin zweifelhaft. Diesen Eindringling fortwäh-

rend auf dem Throne von Neapel zu sehen, war den Bourbons unerträglich, und Talleyrand hatte förmlich darauf angetragen, das vertriebene, nur Sicilien noch beherrschende Fürstenhaus auch in Neapel wieder einzusetzen. Das Nebeneinanderstehen der beiderseitigen Abgeordneten Neapels und Siciliens auf dem Kongreß war allerdings eine seltsame Erscheinung, und schrie laut die Thatsache aus, daß hier ein Bruch, eine Lücke sei, wo kein Grundsatz hineinpasse. Der französische Antrag verursachte große Aufregung, und fand, wie die gleichzeitigen Wünsche, daß Napoleon von Elba weg und in größere Ferne versetzt würde, vielfache Zustimmung. Die geschlossenen Verträge jedoch waren ein starker Schutz, und Murat's Bevollmächtigte, Herzog von Campochiaro und Fürst von Cariati, benahmen sich als Sieger, während die sicilianischen Abgeordneten, Herzog von Serra-Capriola und Kommandeur Ruffo das Ansehen von Unterdrückten hatten. Wie die Sachen gekommen wären, wenn Murat seinen Vortheil verstanden hätte, ist schwer zu sagen, vielleicht wäre er seinem Falle dennoch nicht entgangen, den nun freilich Unklugheit und Thorheit beschleunigten. Durch die ausgesprochene Feindschaft der Bourbons aufgereizt, im Bewußtsein der eignen Handlungsweise, wenig durch die Verträge beruhigt, glaubte er durch eigne Kraft sich behaupten zu können, träumte die Eroberung Italiens und knüpfte heimlich auch mit Napoleon wieder Verbindungen an. Seine Rüstungen, angeblich gegen Frankreich gerichtet, aber zunächst und wesentlich Oesterreich angehend, konnten weder verborgen noch unbewacht bleiben. Lange schon zogen in der Stille immer mehr österreichische Truppen nach Italien, und als späterhin auf jener Seite die Bewegung sichtbar wurde, stand auch auf dieser Seite schon ein Heer gerüstet.

Bei dieser Gelegenheit hörte man auch öfters die Gesellschaft der Carbonari nennen, die ihr Absehen auf die Einheit Italiens gerichtet haben sollte. Wiefern Murat ihr Haupt geworden, sie durch ihn oder er durch sie stark werden könne, die Bestandtheile, Verzweigung, Form dieser Brüderschaft, gaben den Stoff mannigfacher Vermuthungen und Betrachtungen. Carpani, einer der leidenschaftlichen Italiäner,

welche aus Liebhaberei Politik wie Musik treiben, und der, ganz österreichisch gesinnt, den heftigsten Haß gegen die Franzosen hegte, war über das Wesen der Carbonari, so schien es, vollkommen im Klaren, und gab uns gleich damals zuverlässigen Bericht, der sich in den spätern Zeiten durch alle reichlichen Aufschlüsse nur bestätigte. Er gestand, daß der Bund eine lockende, eine für jeden Italiäner erhebende Seite habe, und er selber stimmte gleich ein, wenn Oesterreich das Haupt sein wolle, dagegen verwünschte er heftig jede Anschließung an Murat. Entgegengesetzte Wendungen lagen damals noch beisammen, und es schien nur von der Willkür abzuhängen, die eine oder andere vorzuziehen. Freund oder Feind, die Wahl schien offen. Niemand aber traute damals den Carbonari solche Bedeutung und Wirksamkeit zu, als wir von ihnen später gesehen haben, noch konnte man ahnden, daß das Unheil solcher Umtriebe bald in unserm stillen Deutschland zu verfolgen sein würde!

Während sich die Blicke besorglich nach Süden wandten, und der Norden sich kaum erhellte, behielt Wien unverändert dasselbe Ansehen, immer drängten sich die Festlichkeiten und Vergnügungen, immer vereinigte wieder in Glanz und Freude der Abend, was der Morgen feindlich entzweit zu haben schien. Die lange Dauer des Kongresses minderte in nichts die gastfreie Herrlichkeit, den Reichthum und die Grazie der Bewirthung, man mußte die Hülfsquellen dieses Aufwandes für unerschöpflich halten. Die große Welt entsprach allen Forderungen, die sie an sich selber machte, und zeigte immer gleichen Eifer, gleiche Fülle. Der Zudrang mehrte sich sogar, und immer andere Fremde strömten herbei, welche den Schauplatz neu belebten. Selbst die Jahreszeit brachte den Reiz des Wechsels, die prächtigen bei nächtlicher Heimkehr von Fackeln beleuchteten Schlittenzüge, wandelte die lauere Luft in prunkvolle Wagenfahrten und Kavalkaden um. Das Gedränge der Basteien wiederholte sich im Prater, im Augarten, auf den Straßen nach Schönbrunn und Baden. Auch an kirchlich-religiösem Schauspiel sollte es dem

Kongresse nicht fehlen. Zwar Frau von Krüdener, welche vor andern Personen berufen schien, die vornehme Welt von dieser Seite anzusprechen, auch bereits mit dem Kaiser Alexander in vertrautem Verkehr stand und bald in hohe und folgenreiche Wirksamkeit trat, war nicht nach Wien gekommen, und hätte auch unter den vorherrschend katholischen Einflüssen des Orts mit ihrer protestantischen Mystik schwerlich viel Glück gemacht. Dafür hatte Zacharias Werner sich eingefunden, der königsbergische Preuße, Verfasser der Söhne des Thals, der Weihe der Kraft und anderer Theaterstücke, der seinen lange versteckten Sinn endlich offen bekannt hatte, katholisch und bald auch Priester geworden war. Noch im vorigen Jahre hatte er in einem halb faselnden halb trunkenen Gedicht „die Weihe der Unkraft" den Sieg der Verbündeten besungen, und in seiner Weise, die alles durcheinander mischte, die protestantische Königin Luise von Preußen, als eine der Heiligen mit aufgeführt, deren Wirken im Himmel das irdische Siegeswerk mit vollbracht. Seine nunmehrigen Glaubensgenossen achteten solcher Absprünge eines verwilderten Gehirns nicht, und niemand mochte die poetische Lizenz rügen, mit der die dogmatische Unterscheidung einen Augenblick der praktischen Verbündung hier zum Opfer gebracht wurde. Allein seit Jahresfrist waren alle, bis dahin unbestimmt in einander fließenden, Meinungen und Denkarten zur Entwickelung vorgeschritten, und hatten sich gesondert und befestigt. So war denn auch Werner seitdem schon ein ganz anderer Katholik geworden, und jetzt der Erste, solche poetische Milde, welche den Nichtkatholiken den katholischen Himmel öffnet, und sie dort sogar mit dem Heiligenschein schmückt, als eine sündhafte Verirrung zu verwerfen. Er drang auf strenges Bekenntniß zur katholischen Kirche, auf unbedingte Unterwerfung unter den Pabst, und hätte sich um keinen Preis mehr erdreistet, Irrgläubigen einen Theil an der Seligkeit zuzusprechen. In den Fasten trat er als Prediger auf, und der heftige Eifer, mit dem er die Sünder zur Bekehrung rief, sein bekannter Name und Lebenslauf, wie sein wunderliches Wesen überhaupt, das den Zuhörern mit dem geistlichen Ertrag auch reichlichst weltliche Unterhaltung versprach,

zogen bald die ganze vornehme Welt zu seiner Kirche hin. Mehr noch, als je vorher im Schauspiel- und Gesellschaftswesen, entfaltete er seine Fratzenhaftigkeit jetzt auf der Kanzel. Ein zweiter Abraham von Sancta Clara, hatte er bald gefühlt, was alles ein eifernder Prediger sich erlauben, was alles seine Dreistigkeit antasten, seine Willkür herbeiziehen dürfe. Recht mit Lust besprach er seine eignen, persönlichen Angelegenheiten, seine Sündhaftigkeit, seine Bekehrung und Buße, und indem er den Andern die Hölle heiß machte, schwelgte seine Eitelkeit in doppelter Selbstbespiegelung, der ehemaligen Weltlust und der jetzigen Auserwählung. Er machte reine Theaterstreiche, nicht nur ärgerliche, sondern oft geradezu unanständige. Er gefiel sich in dem Wagniß, die Zuhörer durch zweideutige Ausdrücke aufzuregen, in Unruhe, Scham und Angst zu versetzen, ja diese bis zum Gipfel des Schreckens zu steigern, wo man ungewiß wurde, ob nicht Wahnsinn die Kanzel entweihen werde — und dann plötzlich ließ er von dieser Spitze seinen Vortrag in das gewöhnliche Geleis hinabstürzen, wo sich alles in zulässiger Weise ruhig verlief. Wer von der Predigt Kenntniß hat, wo Zacharias Werner von dem allersündlichsten und ärgerlichsten Theile des menschlichen Körpers redet, die Eigenheiten und Unarten angiebt, durch die er sich bemerkbar macht, endlich, nach der absichtlich beunruhigendsten Aufzählung derselben, mit unerhörter Dreistigkeit fragt, ob er ihn noch erst nennen, oder gar ihn zeigen solle? — wobei unter den Zuhörern eine Mutter ihren beiden Töchtern angstvoll zuflüsterte: „Seht nicht hin, seht nicht hin!" — darauf aber ausruft: „Die Zunge ist es!" — der hat das sprechendste Beispiel, auf wie ärgerliche Weise dieser Schäker Schimpf und Spott mit seinen Zuhörern trieb. Freilich kannte er seine Leute! Die vornehme Welt, Wiener und Fremde, waren entzückt, auch in der Kirche solchen hautgoût und das Heilige mit solchem Sinnenkitzel verquickt zu finden.

Wir haben von andern Dingen zu reden. Der Monat März hatte begonnen, er ließ sich leidlich an. Der König



von Sachsen war in Preßburg angekommen, und die Mächte, in Betreff der Theilung Sachsens nun einstimmig, unterhandelten über seinen Beitritt zu dem Beschlossenen. In Wien schwebte das Schauspiel einer stattgehabten Prachtfahrt des Hofes, das heißt, aller hier vereinigten Höfe, noch vor Augen, man unterhielt sich, arbeitete und schlenderte, wie bisher; — da wurden plötzlich am 7. März die Sinne geblendet, es blitzte, und ein dumpfer Donner hallte lange nach. Der Blitz war die Nachricht, daß Napoleon am 26. Februar die Insel Elba verlassen habe, und mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen nordwärts steuernd gesehen worden sei.

Der Fürst von Metternich erzählte den Hergang der Sache fünfundzwanzig Jahre später in einem Schreiben an mich vom 27. März 1840, wörtlich wie folgt: „Die erste Kunde der Entfernung Napoleons von Elba habe ich und zwar auf die folgende Weise erhalten. Eine Konferenz zwischen den Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich in meinem Kabinette in der Nacht vom 6. auf den 7. März bis nach 3 Uhr früh erstreckt. Da die Kabinette zu Wien vereint waren, so hatte ich meinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, mich, wenn Kouriere spät nachts ankämen, nicht im Schlafe zu stören. Diesem Befehle ungeachtet brachte mir derselbe gegen 6 Uhr früh eine mittelst Estafette eingelangte, „dringend“ bezeichnete Depesche. Als ich auf dem Kouvert die Worte: „vom kaiserlich-königlichen Generalkonsulate zu Genua“ las, und kaum zwei Stunden zu Bette war, legte ich die Depesche uneröffnet auf den nebenstehenden Nachttisch, und überließ mich wieder der Ruhe. Einmal gestört, wollte dieselbe jedoch mir nicht recht zu Gebote stehen. Gegen 7½ Uhr entschloß ich mich, die Schrift zu erbrechen. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige, der englische Kommissair Campbell sei so eben in dem Hafen erschienen um sich zu erkundigen, ob sich Napoleon zu Genua nicht habe erblicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden, worauf in Folge der verneinenden Antwort, die englische Fregatte ungesäumt wieder in die See gestochen sei! In wenigen Minuten war ich angekleidet, und vor 8 Uhr bereits

bei dem Kaiser. Derselbe las den Bericht, und sprach ruhig und gefaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte zu mir: „Napoleon scheint den Abentheurer spielen zu wollen; dies ist seine Sache. Die unsere ist, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen, und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden." — Um $8^1/_4$ war ich beim Kaiser Alexander, welcher mich mit denselben Worten beschied wie der Kaiser Franz. Um $8^1/_2$ erhielt ich dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war ich zu Hause, wohin ich bereits den Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf meine Aufforderung die Minister der vier Mächte bei mir ein. Um diese Stunden waren bereits Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, um den rückziehenden Armee-Abtheilungen den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Sie sehen, daß der Krieg in weniger als einer Stunde beschlossen war. Als sich die Minister bei mir einstellten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand war der erste, der eintrat; ich gab ihm den Bericht aus Genua zu lesen. Er blieb kalt, und zwischen uns fand das folgende lakonische Gespräch Statt: Talleyrand. Savez-vous où va Napoléon? — Moi. Le rapport n'en dit rien. — Talleyrand. Il débarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. — Moi. Il ira droit à Paris! — Dies ist die Geschichte in in ihrer ganzen Einfachheit. Ein paar Tage später fuhren der Fürst Talleyrand, der Herzog von Wellington und ich nach Preßburg, woselbst wir die Ausgleichung mit dem daselbst befindlichen Könige von Sachsen, im Auftrage des Kongresses bewirkten. Der Herzog von Wellington ließ dort drei auf ihrem Rückzuge nach Frankreich durchziehende Kavallerieregimenter vor sich vorbei defiliren."

Diese Erzählung des Fürsten erregte in Berlin bei manchen Personen, die den Brief sahen, Zweifel und Widerspruch.

Der König bekannte, daß er sich der näheren Umstände gar nicht mehr erinnere, eben so war der Fürst von Wittgenstein ganz unsicher. Stägemann und Rother, als nächste Räthe Hardenberg's, läugneten, daß dieser die erste Nachricht durch Metternich empfangen habe, und meinten, sie sei auch letzterem nicht so früh bekannt gewesen, als er jetzt angebe. Am stärksten widersprach der General von dem Knesebeck, der seine genauen Erinnerungen bestimmt den Metternich'schen entgegenstellte. Doch hat Knesebeck, der im Sommer 1840 in Wien mit dem Fürsten persönlich darüber zu sprechen Gelegenheit hatte, nachher gesagt, er sei überführt worden, daß die Angaben Metternich's die richtigen seien. Hingegen erhebt sich aber ein gewichtiger Einspruch in dem Tagebuche von Gentz, wo es ganz unbefangen heißt: „Mardi 7 Mars. Chez le prince Metternich; de là au bain; visite chez le duc de Dalberg, malade. Rentré. Humboldt vient m'annoncer la nouvelle du départ de Bonaparte de l'île d'Elbe. Allé chez le duc de Campo-Chiaro. Diné chez moi. A 7 heures allé à la cour." rc. Auch der Marquis von Saint-Marsan, sardinischer Bevollmächtigter beim Kongreß, bemerkt in seinen Aufzeichnungen: „La nouvelle du départ de Bonaparte de l'île Elbe est arrivée à Vienne le 7. Peu après l'arrivée du courrier anglais parti de Gênes le 2 au matin, arriva un courrier autrichien avec les nouvelles du 2 au soir." Die Sache wäre an und für sich gleichgültig, indeß erlangt sie Wichtigkeit dadurch, daß der Fürst Memoiren geschrieben hat, und es sehr gegen deren Glaubwürdigkeit sprechen müßte, wenn sich aus diesem Beispiele schließlich ergäbe, daß in seiner Vorstellung die Sachen zu leicht diejenige Gestalt annehmen, welche für ihn am günstigsten war. Starke Zweifel lassen sich besonders gegen die dem Kaiser Franz in den Mund gelegten Worte erheben, man kennt diesen Fürsten anders, als ihn Metternich hier vorführt. Auch ist die Angabe am Schlusse nicht genau; nicht ein paar Tage nachher, sondern gleich am folgenden, am 8. März, fuhr Metternich nach Preßburg.

Gegen Mittag war das Ereigniß durch ganz Wien bekannt, und der Eindruck ist nicht zu beschreiben, den die

gleich einem Lauffeuer verbreitete Nachricht auf alle Menschen machte. Jederman fühlte, daß dieser Schlag eine Schicksalswendung sein werde, wenn auch nur des Mannes, der ihn geführt. Alle Gesichtspunkte waren durch ihn verrückt, aller Anhalt unsicher, alles Bewegte stillgestellt. Daß es Gemüther gab, die nicht aus der Fassung kamen, wird man schon glauben. Der Kaiser Alexander sagte, das Ereigniß werde ein geringes sein, sobald man es nur nicht als ein solches behandle. Der Gleichmuth des Fürsten von Metternich blieb unerschüttert, sein Blick hatte sogar auf der Stelle erkannt, daß Frankreich bedrohter sei als Italien; aber auch Gentz, der persönlich so leicht erschreckbare Gentz, blickte muthvoll in die allgemeine Gefahr, oder glaubte sie noch nicht besonders groß. Humboldt rief: „Vortrefflich! das giebt Bewegung!“ Ich muß auch sagen, daß ich einen Diplomaten gesehen, der unter den Augen einer Dame, die seiner Huldigung versichert sein sollte, die Nachricht als die allergleichgültigste aufnahm, und mit seltener Bemeisterung nur dazu benutzte, um darzuthun, wie ganz von anderm Gegenstande jetzt Sinn und Geist ihm schon erfüllt seien! Die Franzosen, Talleyrand an der Spitze, suchten die möglichst gleichgültige Haltung zu behaupten; solche Stimmung, wahr oder erkünstelt, herrschte auch am Abend jenes bewegten Tages, wo alle hohe und vornehme Welt bei der Kaiserin von Oesterreich der Aufführung eines Schauspiels beiwohnte. Talleyrand fürchtete wirklich am meisten für Italien, wo er ein bedeutendes Gelingen für möglich hielt, an Frankreich schien ihm ein Einbruch Napoleon's gleich im Beginn zerschellen zu müssen. Doch glaubten die meisten Menschen, Napoleon werde sich nach Frankreich wenden. Am 10. März brachte ein österreichischer Kourier aus Genua die Nachricht, daß Napoleon wirklich in Frankreich gelandet sei, und das Schloß von Antibes zu überfallen versucht habe. Am 13. kam abermals ein österreichischer Kourier aus Genua mit Nachrichten vom 5. Nun begann auch Talleyrand, und mit ihm der Herzog von Dalberg, zu zagen, besonders da auch ein Kourier aus Paris mit Nachrichten vom 5. eintraf, an welchem Tage man dort von dem ganzen Ereignisse noch keine Kunde

hatte. Nach glaubhaften Versicherungen war Talleyrand einen Augenblick sichtbar getroffen und starrte stumm vor sich hin; doch nur im ersten Augenblick, denn gleich im zweiten, rühmte man, habe er sich wieder in seiner Stärke, ruhig, klar und thätig gezeigt. Die Italiäner freuten sich, daß Napoleon sich nach Frankreich geworfen; Carpani rief mit Heftigkeit, es sei ein Uebermaß von Segen, der Himmel führe den Bösewicht grade dahin, wo seiner die unfehlbarste Strafe harre. Ueberhaupt, so wie man nur erst wieder sich besonnen, sich wechselseitig gesprochen, ermuthigt hatte, brachen ungehemmt die Leidenschaften aus, und Haß und Wuth machte sich in den wildesten Reden Luft. Frauen wetteiferten mit Männern, den Helden des Tages, der sie durch sein bloßes Erscheinen schüttelte und zauste, zu schmähen, zu verachten.

Diese Stimmung, welche, bei schon geringerer Besorgniß, sich nur erhöhtem Grimm überließ, wurde von Talleyrand eifrig benutzt, um Maßregeln zu erwirken, deren Gefahr seine Verhältnisse nicht verschlimmern konnte, deren Ruhm und Vortheil aber auch auf ihn günstig zurückfallen mußten. Ihn nämlich hielt die herrschende Meinung gleich für den Urheber, wenigstens für den stärksten Anstifter des kraftvollen Beschlusses, durch welchen die zum Kongreß versammelten Mächte am 13. März das Unternehmen Napoleon's feierlich verdammten, ihn selbst außer dem Gesetz, und der öffentlichen Rache geweiht erklärten. Der Eindruck dieser Erklärung war groß, wurde aber bald geschwächt durch die Nachrichten, die in rascher Folge aus Frankreich einliefen und Napoleon's reißende Fortschritte meldeten. Anstatt ihn umzingelt und gefangen zu sehen, sah man Grenoble ihm die Thore öffnen, die Truppen zu ihm übergehen, die Bourbons schwach und rathlos an Flucht denken. Eilig schritten nun die Mächte zum völligen Abschlusse der sächsischen Frage, und überwanden durch ernstliche Vorstellungen, an denen Talleyrand noch bestens Theil nahm, die bisherige Weigerung des Königs von Sachsen. Hiemit endete die französische Wirksamkeit auf dem Kongreß. Als Napoleon in Lyon eingerückt war, der Marschall Ney, auf den man die unsinnigsten Hoffnungen gesetzt hatte, nichts ausrichtete, sondern sogar

von seinen Truppen fortgerissen dem wiederkehrenden Kaiser sich anschloß, mußte man wohl erkennen, daß gegen diesen kein Widerstand mehr zu erwarten, Paris ihm offen und die Sache der Bourbons für diesmal verloren sei. Frankreichs Vertretung auf dem Kongresse schwand in sich selber dahin, und als am 25. März Oesterreich, Rußland, England und Preußen auf's neue sich zum Kriege verbündeten, war für Talleyrand nichts mehr mitzuwirken oder zu unterzeichnen.

Nachdem Napoleon ohne Schwertstreich in Paris angelangt, die Obergewalt wieder in seinen Händen und ganz Frankreich ihm zugefallen war, konnte man aus dem Gedränge von Schrecken und Angst, Wahn und Enttäuschung, von welchem die Seele bestürmt worden, erst wieder aufathmen, und den neuen, unerhörten Zustand in's Auge fassen. Wir dürfen es wohl sagen, Staunenswürdigeres und Fabelhafteres und in seiner Wirkung Gewaltigeres hat die Geschichte nicht aufzuweisen, als diesen Zug Napoleon's von Cannes nach Paris. Um das Wunder zu erklären, dachte man die albernsten Dinge aus, nur den einfachsten Zusammenhang wollte man nicht sehen. Eines nur konnte man nicht läugnen, daß Frankreich und Napoleon wieder auf's neue zu gewaltiger Macht vereint uns gegenüber standen, und daß man sich mit dieser abfinden müsse, in Krieg oder Frieden.

Oder Frieden; denn auch dieser Fall mußte sich der Einbildungskraft aufdrängen, ungeachtet der Erklärungen und Bündnisse, welche der vollständigen Entwickelung des Ereignisses vorangegangen waren, und daher durch diese nun neu bedingt werden konnten. Napoleon, im Wiederbesitze der Macht und getragen von dem Sturme gährender Volksbewegungen, trat unerwartet friedlich und gemäßigt auf, und erbot sich den Frieden von Paris anzuerkennen. Ein solches Erbieten verdiente wohl Erwägung, und der Zustand Europas, die Verhältnisse der Mächte untereinander, mußten zu ernsten Betrachtungen auffordern. England verwahrte sich schon, in dem bevorstehenden Kriege nur gegen Napoleon, nicht aber für die Wiedereinsetzung der Bourbons kämpfen

zu wollen. Sollte letztere nicht Zweck sein, so durften andere Mächte lieber sehen, daß Napoleon's Dynastie monarchisch, als daß neue Revolutionsgewalten republikanisch in Frankreich herrschten, und die noch nicht aufgelösten Verhältnisse, welche Napoleon persönlich mit Oesterreich verknüpften, konnten diese Macht auch für ihn selbst noch günstig stimmen. Er griff von seiner Seite diese Möglichkeit begierig auf, und benutzte sie zu verheißenden Vorspiegelungen für die Franzosen, bei Oesterreich zu eindringlichen Eröffnungen. Sie fanden keinen andern Eingang, als höchstens den, daß man vernehmen wollte, was er anzutragen hatte, wohin seine Absichten gingen.

Das Unternehmen Napoleon's war auf zweierlei Grundlagen berechnet, auf die eine, daß Frankreich der Bourbons überdrüssig sei, und diese Angabe war ihm so entschieden und drängend, daß sie kaum erlaubte, auch die zweite, daß der Kongreß uneinig oder auseinander gegangen sei, gehörig zu prüfen oder abzuwarten. So gut Napoleon in jenem Betreff unterrichtet war, so schlecht war er es in diesem. Allerdings wollten die Monarchen Wien schon verlassen, die Tage des Bleibens wurden schon gezählt und die Abreise sehr nah angegeben. Allein die Trennung der Herrscher würde nicht den Frieden gestört haben, im Gegentheil waren die Verhandlungen wieder in besserem Gange, und ihre Fortsetzung gesichert. Allerdings hätte Napoleon's Wiederkehr einen ganz andern Eindruck gemacht, und seine politische Arglist einen ungleich größeren Spielraum gehabt, wären die Häupter des Kongresses nicht mehr beisammen gewesen, und die Nachricht des großen Ereignisses jedem abgesondert zugekommen; die Gemeinsamkeit der Entschlüsse und Maßregeln würde aus der Ferne höchst schwierig zu unterhandeln gewesen sein, die augenblickliche Schnelligkeit und nachdrückliche Kraft des Zusammenseins durch nichts zu ersetzen. Aber die Zustände Frankreichs waren die entscheidendern, sie litten keinen Aufschub, und Napoleon hätte kaum zögern dürfen, auch wenn er über die Zustände in Wien weniger getäuscht gewesen wäre.

Die öffentliche Aufmerksamkeit mußte sich bei dieser

Wiederkehr Napoleon's vorzüglich auch auf seine Gemahlin und seinen Sohn richten, welche während des Kongresses ihren Aufenthalt bisher in Wien und jetzt auf dem Schlosse in Schönbrunn hatten. Ein Versuch, den jungen Prinzen von letzterem Orte zu entführen, war von Paris kühn genug angelegt, mißlang aber im entscheidenden Augenblicke. Die Sache machte großes Aufsehen, hatte aber nur die Folge, daß eine strengere Bewachung eintrat.

Aber nicht auf Oesterreich allein richtete Napoleon seine geheimen Betreibungen, auch andern Mächten suchte er die Vortheile darzulegen, deren sie im Bunde mit ihm, oder wenigstens durch Erhaltung des Friedens mit ihm, theilhaftig sein würden. Gar leicht ließ sich ermessen, welcherlei Verbindungen er zunächst hoffte herzustellen, auf welchen Punkten seine Lockungen zumeist Erfolg haben könnten. Ueberall aber fand er seine Erwartung getäuscht, nur Murat allein folgte den unheilvollen Antrieben, denen schon längst sein eigner Hang unruhig vorgearbeitet hatte. Der Prinz Eugen Beauharnais, der wohl vielfache und dringende Mahnungen empfinden konnte, sich dem Feldherrn, Vater und Kaiser anzuschließen, blieb seinem Worte getreu, Wien nicht zu verlassen, und verdiente die Zuversicht, welche namentlich der Kaiser Alexander in dasselbe setzte. Auch sah man gerade in dieser Zeit beide fast täglich Arm in Arm auf der Bastei lustwandeln, und jeder Argwohn mußte hiedurch erstickt werden. So hielten auch die Polen treu an dem Kaiser Alexander, und Napoleon fand bei ihnen kein altes Vertrauen mehr zu wecken, welches auch in Deutschland nirgends gelang, wiewohl der neue Zustand schon mancherlei Unzufriedene gemacht hatte. Merkwürdig war es, daß Napoleon nicht verschmähte, auch seinen Feind Talleyrand mit Lockungen anzugehen, und daß er eine abermalige Umkehr desselben doch für möglich hielt! Der ihm durch Fouché zugefertigte Sendling Monteron, schlau, umsichtig, gerieben, sah jedoch bald, daß die Stellung der Dinge in Wien unwiderruflich entschieden sei, und die Klugheit sich besser auf dieser Seite halte, als die entgegengesetzte suche.

Das tägliche Leben wogte unverändert, die gesellschaftlichen Strömungen, als wäre nichts vorgefallen, gingen ununterbrochen, aber in Betreff der Stimmung, des Betriebs der Geschäfte und der Richtung derselben, bot alles ein ganz anderes Ansehen. Der wiedererstandene gemeinsame Feind stärkte die Bande der Vereinigung, des Zusammenhaltens, zunächst unter den großen Mächten, welche der Zwistigkeiten aufrichtig vergaßen und nur den großen Zweck vor Augen hatten, die revolutionaire Militairmacht in Frankreich nicht zu dulden. Die Verabredungen für den Krieg, die Rüstungen aller Art, die Anordnungen der Heermassen, der Truppenmärsche, die Aufbringung der Hülfsmittel, traten nun in den Vordergrund. Mit dem Herzoge von Wellington hielten die in Wien anwesenden höchsten Militairpersonen der andern Mächte häufige Berathungen, die Kriegsminister kamen zusammen, die Finanzminister wurden befragt. Bei den Oesterreichern stand der General Graf von Radetzky als Heerbildner und Kriegsleiter in höchstem Ruhme; die preußischen Anstalten fanden überall kräftige Förderer, die Einsichten des Kriegers und des Staatsmannes in seltenem Verein bewährte wie schon früher so auch jetzt der General Freiherr von dem Knesebeck in der höchsten politischen Sphäre, der Kriegsminister General von Boyen, der Oberst Rühle von Lilienstern, der Kriegsintendant Ribbentrop, wirkten in ihren Kreisen mit Eifer und Erfolg.

Dabei galt es die Stimmung der Völker zu beachten, die Unzufriedenheit zu beschwichtigen, den guten Willen anzuregen, den kriegerischen Eifer neu zu beleben. Nirgends waren die Gesinnungen feuriger, die Kräfte rascher als in Preußen; hier bedurfte es nicht erst der Verheißungen, wie sie durch die berühmte Verordnung vom 22. Mai über eine schon im nächsten Jahre zu berufende Volksvertretung ertheilt wurden, diese Verordnung machte damals nur geringen Eindruck; willig zu jedem Opfer, über die kriegerische Leidenschaft jede andere vergessend, erhob sich die Nation dem neuen Rufe, die Linientruppen waren schnell ergänzt, die Landwehr unter Waffen, die Jägerschaaren der Freiwilligen wiedererstanden. Preußische Truppen standen die ersten schlagfertig

im Felde. Dem Kriegsminister General von Boyen, dessen ungeirrte Einsicht mit fester Hand überall am rechten Ende die Sachen angriff, wurde hierbei das größte Verdienst einstimmig zuerkannt, und sein Namen dem seines großen Vorgängers Scharnhorst würdig zur Seite gestellt.

Wir haben der Verordnung vom 22. Mai 1815 gedacht, durch welche der König von Preußen seinem Volke eine sogenannte Konstitution verhieß, und mußten bemerken, daß diese Verordnung damals wenig Eindruck machte. Da jedoch die spätere Zeit sich auf diese Urkunde vielfach berufen hat, so darf hier wohl ihre Entstehungsart näher angegeben werden. Der Geheime Staatsrath Stägemann hatte in dieser Zeit der allgemeinen Kriegsrüstung, da man die politischen Handlungen rasch abschließen und daneben die gute Meinung der Völker gewinnen wollte, die mannigfachen Besitzergreifungs-Patente, Aufrufe und andere öffentlichen Erklärungen zu schreiben, in welchen wie gewöhnlich die besten Versprechungen nicht gespart wurden. Er hatte dergleichen aber schon so viel niedergeschrieben, daß er das Thema kaum noch zu variiren wußte, und erschöpft und verdrossen wandte er sich an mich mit der Bitte, ihm mit einigen Entwürfen dieser Art auszuhelfen. Das geschah; es war nicht viel Zeit zur genauen Untersuchung, jederman hielt die Sache für gut besorgt, und so wurden die Papiere schnell unterschrieben und abgesandt. Aber nun sollte noch ein großes und bestimmtes Versprechen dem ganzen Volke gegeben, ihm eine Repräsentativverfassung verkündigt und deren Verwirklichung ganz nah in Aussicht gestellt werden; im Augenblicke der größten Gefahr, während man den furchtbarsten Kämpfen entgegenging, schien kein Mittel unversucht bleiben zu dürfen, um sich einer guten Stimmung im Rücken zu versichern. Stägemann erhielt vom Staatskanzler den Auftrag, auch diese Verkündigung einer Volksrepräsentation eiligst abzufassen. Er wünschte diese Arbeit anfangs mir aufzubürden, entschloß sich aber dann doch selber die Feder zu führen, und fragte mich nur, was für Bestimmungen ich für unerläßlich in solcher Urkunde hielte? Wir sprachen darüber hin und her, wurden schnell einig, daß die Ausdrücke Repräsentation und Verfassungs-

urkunde nicht fehlen dürften, und so war das Ganze bald aufgesetzt. Der Staatskanzler fand die von ihm angegebenen Punkte, Provinzial- und Reichsstände betreffend, richtig aufgefaßt, und an der Einkleidung nichts auszusetzen; er legte daher den Entwurf dem Könige zur Unterschrift vor. Auch dieser war im Drange des Augenblickes mit allem wohlzufrieden, nur bei dem Ausdruck Reichsstände hatte er ein Bedenken; dieses war aber kein aus der Sache selbst herrührendes, sondern nur aus einer zufälligen Nebenbeziehung genommen, er sagte nämlich zu Hardenberg, das Wort erinnere ihn unangenehm an die ehmaligen Reichsstände des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, womit sich von Alters her in ihm die kläglichsten Vorstellungen verknüpft hätten. Dieser Abneigung mußte nachgegeben werden, und statt der Reichsstände wurden Landesrepräsentanten gesetzt, ein Wort, welches einer besorglichen Prüfung wohl hätte verfänglicher erscheinen müssen, als jenes viel unbestimmtere und dabei doch besser klingende. Aber in jener Zeit ahndete niemand, daß in späteren Jahren jeder Ausdruck dieser bedeutenden Urkunde würde geprüft werden und den Boden für die strengsten Ansprüche liefern sollte. Und in der That, nachdem die Schlacht bei Belleallliance geschlagen und der zweite Pariser Frieden geschlossen worden, hatte Preußen mit seiner innern Verwaltung so viel zu thun, hatten die Männer des Freisinns und der Verfassung so schwer mit persönlichen Schwierigkeiten zu ringen, daß an eine ernste Berufung auf jenes Versprechen vom 22. Mai 1815 nur wenig gedacht wurde, und dasselbe in der Gesetzsammlung lange Zeit für das Volk gleichsam vergraben lag, ohne daß jedoch die Lebenskeime dadurch erstarben, denn die ursprüngliche Kraft der Sache wirkte im Stillen weiter, und die Regierung selbst hielt nicht für gerathen, jene Zusage förmlich aufzugeben, sondern fühlte die Nothwendigkeit, sie theilweise zu erfüllen, woraus einige Jahre später die Provinzialstände hervorgingen.

Als eine neue Gestalt in dem bunten Gedränge von Wien mußte in dieser Zeit der Turnmeister Jahn auffallen,

der von Berlin zum Besuch gekommen war. Auffallen mußte der berühmte Deutschthümler schon durch seinen Bart, seine langen Haare, seine altdeutsche Tracht, nicht weniger aber durch die Entschiedenheit und den Trotz seiner Meinungen, den rücksichtslosen baaren Ausdruck seiner kurzen Rede. Bei dem Fürsten von Hardenberg zur Tafel geladen, erschien er in seiner ganzen Turndeutschheit, in gewohnter Lässigkeit des Anzugs, der Einzige in Stiefeln, und bei dem trockensten Wetter in kothigen, so daß man glauben konnte, er halte das zum Kostüm gehörig, und habe sich mühsam eigends beschmiert, wie Andere sich blank machen. Aber man konnte nicht läugnen, er war ein Mann auf eigenen Füßen, und hatte durch sein Wesen großen Einfluß. Dem Finanzminister Freiherrn von Bülow, der sich gutwillig zur Verhandlung einiger Fragen und mehr als nöthig hergab, sagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er merkte, daß er durfte, einige Grobheiten. Humboldt's Eifer, sich durch mich ihm vorzustellen, verleitete den Kraftmann auch hier sein Spiel zu versuchen, das aber schlecht gelang, der überlegene Geist hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Fassung stehen, als wisse er selbst nicht recht, ob er gefoppt worden. Nachdem er noch eine Weile in Wien sich umhergetrieben, und genug erkannt hatte, daß dort kein Boden sei, auf dem er mit seinem Wesen Glück machen könne, kehrte er nach Berlin zurück, um daselbst, wo er auf seinem Platze war, das Kriegsfeuer in der Turnjugend anzuschüren.

In den diplomatischen Verhandlungen war ebenfalls ein neuer Schwung bemerkbar. Der Beitritt der mittlern und kleinen Staaten zu dem erneuerten Bündnisse erfolgte im Allgemeinen ohne Schwierigkeit, doch mußte ebenfalls die herkömmliche Form erfüllt werden, und die manigfachen Verhältnisse forderten vielerlei Rücksichten. Die besondern Festsetzungen aber, des Maßes der Kriegshülfe, der Art und Weise der Leistungen, des Anschlusses und der Folgereihe der Truppen, kamen nur unter Widerspruch und Zögerungen zu Stande, und zwar erwiesen sich die kleinsten Staaten hier oft als die schwierigsten, so daß ein preußischer Staatsbeam-

ter gegen solche Quängeleien in voller Berathung zu den Worten in Goethe's Götz von Berlichingen seine Zuflucht nahm: „Wenn ein Kaufmann seinen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen und wenn Händel vorhanden sind, daran dem Reich viel gelegen, kann euch kein Mensch zusammenbringen." Die Schwerkraft der Dinge half denn doch zuletzt die nöthige Uebereinstimmung und Fügsamkeit hervorbringen.

Den ersten Stoß der neuen Kriegsrüstung zog Murat auf sich, doch nur den der Oesterreicher, welchen die Sachen in Italien zunächst und allein oblagen. Er glaubte die Andern zu täuschen, und war nur selbst der Verblendete. In demselben Augenblick, wo er mit Napoleon anknüpfte, versicherte er die Verbündeten seiner Treue, gleich darauf erklärte er sich offen für Napoleon, brach in den Kirchenstaat ein, und rückte mit seinen Truppen gegen die Oesterreicher an. Gleich der erste Angriff wurde zurückgeschlagen, und so in rascher Folge von Niederlage zu Niederlage, binnen wenigen Wochen der ganze Feldzug beendigt; die Oesterreicher besetzten am 22. Mai Neapel und verhießen die Herstellung der alten Dynastie; Murat suchte eine Zuflucht in Frankreich.

Dieses Vorspiel war glücklich entschieden, ehe noch der Kampf gegen Frankreich beginnen konnte, und der gute Ausgang mußte das Vertrauen der Verbündeten erhöhen, doch fühlte man wohl, daß dieser Nebengewinn wenig bedeute, so lange der Hauptschlag noch nicht geschehen, und daß Napoleon mit seinen Franzosen von anderm Gewicht seien, als Murat und die Neapolitaner. Daher, als jemand sich wunderte, daß der Einzug der Oesterreicher in Neapel den Geldkurs in Wien fast unverändert ließ, konnte mit Fug erwiedert werden: „damit der Kurs sich bessere, da müssen wir nicht blos Neapolitaner, sondern auch noch Franzosen und vor allen Dingen Zwanziger schlagen." Die Nachrichten aus Frankreich lauteten keineswegs beruhigend. Wer von Paris kam, Bourbonisch gesinnt oder Napoleonisch, bestätigte die ungeheuern Anstrengungen, welche dort zum Kriege gemacht

wurden, den zwar Napoleon zu vermeiden wünschte, aber schon als gewiß ansah. Der Anhang der Bourbons war vernichtet oder ohnmächtig, auf eine Mitwirkung von dieser Seite im Augenblicke nicht zu rechnen. Als vorherrschende Richtung erschien die revolutionaire, republikanische, und die war noch mehr zu fürchten, als selbst Napoleon, der sie noch kaum bewältigte, indem er ihr nachgab; Carnot und Fouché, die er zu Ministern weniger gewählt als nothgedrungen angenommen, waren inhaltvolle Namen, deren Bedeutung auch das Ausland genugsam kannte. Der Buchhändler Schöll aus Paris, bald nachher im preußischen Staatsdienst einflußreich angestellt, und immer der Sache der Bourbons leidenschaftlich ergeben, konnte den Stand der Sache nicht anders schildern, als wie ihn auch der Graf von Schlabrendorf schilderte, der freiheitliebende, volksgesinnte, der in jener wichtigen Zeit mir ausführliche Mittheilungen machte, von denen leider nur der kleinste Theil an mich gelangen konnte. Wenn man die Verhältnisse im Zusammenhang erwog, durfte man zweifeln, ob es rathsamer sei, die Franzosen gleich anzugreifen, wodurch man ihnen die Unterwerfung unter ihren alten Kriegsanführer erst recht aufnöthigte, oder sie sich selber zu überlassen, da sie denn ihr neues Oberhaupt schon genugsam bändigen oder auch abwerfen würden. Ich setzte die letztere Ansicht in einer Denkschrift auseinander, bei welcher mir besonders auch die Gegensätze vorschwebten, in welche der Krieg uns stellte, dessen Zweck sich schon ganz in das Gegentheil des vorigen zu verkehren drohte.

Wunderliche Erscheinungen in der That begleiteten die neue Bewegung. Mein Freund Justus Gruner, Generalgouverneur in Düsseldorf, erließ Aufrufe und hielt Reden, die durch ihren Fanatismus erschreckten, und fast ärger waren als alles, was die Franzosen in dieser Art je geliefert. Auch in Berlin, wo der kriegerische Eifer so rein und edel war, zeigte sich der politische Sinn dürftig, oder auf unsicherer Bahn; die Wortführer der letzten Jahre wußten noch immer nur von Franzosenhaß, und er sollte auch jetzt noch alles machen, da doch die Fragen der Zeit inzwischen sehr gewech-

selt hatten. Ich selber hatte das Unglück, in dieser Zeit einen Aufsatz zu schreiben, der fanatischer ausfiel, als ich es meinte und wollte, und von dem ich späterhin erfahren mußte, daß ihn der General Graf von Gneisenau, der von dem Verfasser nichts wußte, in zehntausend Abdrücken hatte vervielfältigen und überall austheilen lassen!

In Wien entstand während der Zwischenzeit, in der man sich besinnen und die Verhältnisse überlegen konnte, auch sehr natürlich die Frage, wiefern etwa die Umstände zuließen oder gebieten könnten, daß Oesterreich, in Folge seiner besondern Verbindung, die Herrschaft Napoleon's in Frankreich sich gefallen ließe, und zwischen ihm und den andern Mächten den Frieden vermittelte. Der Hof und das Kabinet haben diesen Gedanken wohl keinen Augenblick gehegt, aber angesehene Männer sprachen ihn freimüthig aus, und am meisten verbreitet war er in der zahlreichen Klasse, die dem Volk am nächsten steht, ohne schon das Volk zu sein. Daß Gentz, wie versichert wird, im Augenblick der Schwäche, wo ihn die Verwirrung und Ungewißheit des Krieges erschreckte, diesen friedlichen Ausweg näher angesehen habe, ist glaublich genug.

Jedenfalls hatten die Mächte des Kongresses nicht für überflüssig erachtet, ihre gegenüber von Napoleon und Frankreich genommene Stellung nochmals umständlich zu erörtern und das Ergebniß öffentlich darzulegen. Nach reifer Prüfung hatten sie gefunden, daß ihre früheren Beschlüsse zu behaupten und der Krieg gegen Napoleon ungesäumt mit vereinten Kräften zu beginnen sei. Demnach mußte jeder Zweifel schwinden und alle Thätigkeit sich der ausgesprochenen Richtung zuwenden.

Der Kongreß konnte aber nicht schicklich auseinander gehen, ohne die noch schwebenden dringenden Fragen zu lösen, und namentlich auch den deutschen Angelegenheiten schließlich eine feste Gestalt zu ertheilen. Demnach wurde die sächsische Sache ernstlich wieder vorgenommen, und mit allgemeiner Zustimmung am 18. Mai endlich zum Abschlusse gebracht. Die deutschen Sachen aber behielten auch unter dem drohenden Krieg und den Sorgen des Augenblicks ihre zögernde

und schwierige Art; ja die Bedenken und Einsprüche, kaum noch Hauptsachen betreffend, schienen gerade zuletzt alle Stärke und Starrheit aufzubieten, und mit unsäglicher Anstrengung und Nachgiebigkeit der leitenden Mächte kam endlich am 8. Juni die deutsche Bundesakte zu Stande. Und auch da noch fehlten Würtemberg und Baden, die erst in der Folge ihre Unterzeichnung nachlieferten. Die Urheber selbst aber erklärten ihr Werk für mangelhaft, übereilt im Drange der Noth, und künftiger Ausbildung vorbehalten. Die Gesammtheit aller zu Wien eingegangenen Gebiets- und Verfassungs-Beschlüsse wurde sodann, nebst den besondern Verträgen und Erklärungen, in eine allgemeine Urkunde zusammengefaßt und am 9. Juni als Akte des Wiener Kongresses von den Bevollmächtigten unterzeichnet. Sämmtliche deutsche Staaten wurden später zum Beitritt aufgefordert. Damit aber auch hier die Schwäche menschlicher Dinge gleich äußerlich sichtbar würde, versagte der Bevollmächtigte Spaniens, Don Gomez Labrador, seine Unterschrift, nachdem er die Gründe seiner Weigerung einige Tage vorher durch eine dem Fürsten von Metternich übergebene Note dargelegt. Von den acht Mächten, die ursprünglich zusammen getreten waren, unterzeichneten demnach nur sieben, und außer der von Spanien ausgesprochenen stolzen Verwahrung erging alsbald auch noch ein nachdrücklicher Einspruch, durch den Kardinal Consalvi im Namen des Pabstes, gegen alle Verfügungen, welche der Kongreß irgendwie zum Nachtheil der katholischen Kirche getroffen habe.

Damit schloß der Wiener Kongreß. Doch die Enden der hier abgebrochenen Fäden hingen weit hinaus, und wurden jetzt oder später mit aufgenommen und weitergesponnen. Zu untersuchen, was im Ganzen geleistet, was gewonnen oder versäumt worden, ist hier nicht unsere Aufgabe. Im Allgemeinen dürfen wir wohl das Gleichniß einer großen Ueberschwemmung heranziehen, wo es zuvörderst gilt, die noch rettbaren Gegenstände, eigne und fremde, möglichst bald auf das Trockne zu bringen, da denn freilich oft das eine Theil

schon an der Sonne liegt, während das andere noch im Wasser schwimmt, und wobei auch nebenher manches Stück gewonnen wird, das man kaum gehofft, und nicht in ersten Werth gestellt hatte. Auf das Trockne aber wurde viel gebracht, und es ist nicht die Schuld des Kongresses, wenn spätere Arbeiter die Sache nicht gehörig weiter besorgt oder gar Manches zerbrochen haben. Die neue Feststellung und Gewährleistung des Besitzstandes wie auch mancher Verfassungsrechte wurde die Grundlage eines neuen Staatensystems, das in seinem Aeußern seit zwanzig Jahren allerdings manche Veränderung erfuhr, im Wesentlichen aber noch ortdauert und der Boden ist, auf dem wir stehen.

Inzwischen waren aus allen Gegenden und Fernen die großen und kleinen Heereskräfte unablässig gegen den Rhein und die Niederlande in Bewegung. In Beliegn sammelte Wellington die englisch-niederländisch-hannöversche Kriegsmacht, Blücher gleich daneben die preußische; die russischen, die österreichischen Truppenmassen zogen dem Mittel- und Oberrheine zu. Viele der bisher in Wien vereinigten Fürsten, Staatsmänner, Generale, waren in ihre Heimath zurückgekehrt oder dem neuen Kriegsrufe gefolgt. Auch die großen Herrscher hatten ihre Abreise längst beschlossen, und verließen endlich Wien, um demnächst im Feldlager aufs neue zusammenzutreffen.

Wir waren durch den Frühling hindurch und tief in den Sommer hinein gegangen, und sahen die winterlich vollgedrängte Kongreßstadt nach und nach leer werden, die ländliche Umgegend öffnete sich, die weite Ferne zog an, und nach und nach verlor sich, was nicht dem Mittelpunkte der Geschäfte angehörte. Auch wir genossen des Aufenthaltes nur noch als Scheidende, denn es war längst ausgesprochen, daß ich nicht in Wien bei der Gesandtschaft, sondern fortan in der Umgebung des Staatskanzlers bleiben und meine Arbeiten unmittelbar von ihm empfangen sollte. Unsere Gesellschaft war zerstreut, Graf von Flemming und Baron Franz von Eckardstein, Meier aus Rathenau, waren zum Kriegsdienst

abgegangen, desgleichen Tettenborn, Bentheim, Nostitz und Andere unseres Kreises, nur wenige Landsleute und näher Befreundete weilten noch. Wir machten schöne Fahrten in der herrlichen, reichen Gegend, genossen der frischen Sommerluft im Augarten, in der Brigittenau, in Schönbrunn, Nußdorf, auf dem Kallenberg, in Weidling am Bach, oft wir Beide allein, zuweilen in Begleitung eines lieblichen Wiener Kindes, das uns durch seine Zuneigung und sein unübertreffliches Wienerischreden gar sehr erfreute. So lief der prächtige Kongreß mit seiner Hof- und Staatswelt und neuer Kriegsflamme für uns persönlich in friedliche Bilder ländlich-idyllischer Tage aus, bis die Mahnung des nahen Scheidens uns erinnerte, daß auch wir den Störungen angehörten, von denen die Welt erfüllt war. Ich war benachrichtigt, dem Staatskanzler nach Berlin, demnach in das Hauptquartier zu folgen. Rahel wollte die Wendung der Dinge in dem sichern Wien abwarten, und war dringend eingeladen für die nächste Zeit an dem Landhausleben der Frau von Arnstein bei Wien und in Baden Theil zu nehmen. Solcher guten Obhut und Gesellschaft für sie versichert, reiste ich am 11. Juni mit dem Geheimen Staatsrath Stägemann, dem ich als Reisegefährte zugewiesen war, von Wien ab. Wir gingen über Linz und Prag nach Berlin, wo Hardenberg noch vor uns eintreffen mußte, und in Friedens- und Kriegsgeschäften ein neuer Strudel unser harrte.

Vierunddreißigster Abschnitt.

Nach dem Wiener Kongreß.

Berlin. Paris.

1815.

Berlin, wo wir am 18. Juni Vormittags ankamen, und das nach Wien, Prag und selbst Dresden uns ziemlich öde und ärmlich vorkam, schwebte in sorgenvoller Betroffenheit; die Rückkehr Napoleon's von Elba und sein neues Festsitzen als Herrscher in Paris hatte die Leute schrecklich aus ihrer Siegesruhe aufgeweckt, alle Aussichten getrübt, und auch augenblicklich schon die tiefsten Zerrüttungen verhängt, denn das Sinken aller Staatspapiere wirkte auf alle Vermögens-verhältnisse, und die allgemeine Unsicherheit brachte Stockung und Mißtrauen in alles Geschäftswesen. Man wußte, daß der Krieg beschlossen sei, und sah die Anstalten dazu mit größtem Eifer betrieben, die preußische Heeresmacht stand in den Niederlanden schon kampfbereit, es hieß, der König werde unverzüglich dahin abreisen, der täglich erwartete Staatskanzler ihm dann sofort an den Rhein folgen, um in der Nähe der Ereignisse zu sein. Aber wie diese Ereignisse ausfallen würden, das war die große Frage, an die fast jederman nur mit Schrecken dachte. Die offenbar gewordene, durch die gemeinsame Gefahr nur zweifelhaft versöhnte Un-einigkeit der Mächte, der seit den langen Verhandlungen des Kongresses in hingehaltenen Erwartungen, zum Theil unter

dem Druck provisorischer Verwaltung, ungeduldig gewordene Volksgeist, das jetzt ganz veränderte Ansehen eines an den Gränzen zu führenden Krieges, der nach der Meinung Vieler vermieden bleiben konnte, dessen Zweck nicht jedem Sinn einleuchtete, und gegenüber die staunenswerthe Einstimmigkeit der Franzosen, das rasche Zusammenwirken von Heer und Volk, unter einem Haupte, das den Zauber alter Kriegsführung mit dem größern des jetzt wieder aufgenommenen Freiheitsrufes verband: dies alles waren Zeichen, bei denen auch der Muthigste auf unserer Seite wohl bedenklich werden durfte. Ohnehin waren die Männer des Entschlusses und der That und die frische Jugend meist beim Heer, und das zurückgebliebene Philisterthum machte sich in der Stadt ungestraft breit. Hiebei wurde bald bemerkbar, daß bei manchen Beamten und Geschäftsleuten, deren Angst innerlich die größte war, diese äußerlich den entgegengesetzten Anschein nahm, sie wollten sich mit Gewalt Muth machen und ließen ihre erdichtete Zuversicht in die lächerlichsten Prahlereien ausgehen, sie schwelgten im Franzosenhaß, sie fanden auf unserer Seite alle Maßregeln vortrefflich, sie wollten nun entschieden Frankreich theilen und sich gegen künftige Ruhestörungen auf immer sichern; dagegen wußte, wer hinter die Vorhänge sah, daß gerade solche Leute, die das Wort so hoch führten, in der Stille sich auf Unglück und Flucht vorbereiteten!

Ich ließ die unsinnigsten Meinungen und jämmerlichsten Urtheile ruhig an mir vorüberrauschen, und mied Streitigkeiten, die zu nichts führen konnten; doch im engsten Kreise, und wenn die Anmaßung allzu aufdringlich wurde, konnte ich bisweilen nicht umhin, das vorlaute Gewäsch derb abzuweisen.

Inzwischen hatte Napoleon, nicht ohne mächtigen Eindruck auf die Gemüther bei Freund und Feind, sein Maifeld gehalten, einen neuen Vertrag mit der französischen Nation geschlossen, und war darauf zu seinem Heer abgegangen, das an der Gränze der Niederlande versammelt stand. Daß er bis zuletzt den Frieden anbot, daß er alles anwandte, um die Mächte einzeln zum Unterhandeln zu be-

wegen, war in seiner Lage gegründet. Ich wußte aus guten Quellen, daß in Oesterreich eine starke Meinung sehr zum Frieden neigte und es sogar beklagte, daß die Entführung des kleinen Napoleon aus Schönbrunn nicht gelungen sei; man hatte durch die Kaiserin Marie Louise einen zu guten Einsatz in dem Geschicke Napoleon's, um nicht wie schon früher zu wünschen, dessen Glanz und Macht wenigstens theilweise erhalten zu sehen. Wankend waren auch, in manchen Augenblicken, die Gesinnungen des Kaisers von Rußland geworden, und er hatte schon geäußert, die Achtserklärung des Kongresses gegen Napoleon sei eine Uebereilung gewesen. Der Frieden schien also noch bis zuletzt wohl möglich, und Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Gneisenau, Grolman und andere Männer solchen Sinnes und Ueberblicks konnten sich der Befürchtungen nicht erwehren, welche mit einer derartigen Wendung der Dinge insonderheit für Preußen eintreten mußten, das ohne die Aushülfen der andern Mächte in solchem Falle gegen Frankreich nächst und vereinzelt übrig blieb. Andere Männer aber auch gab es, die den Frieden wünschten, weil sie beim Kriege für die Volksfreiheit fürchteten, die ihnen die Hauptsache war, und die in Frankreich schon wieder mitsprach, in Deutschland noch kaum zu erwachen schien.

Von allen Seiten indeß führte der Zug der Dinge zum Kriege. Die Heere Oesterreichs und Rußlands wälzten sich gegen den Rhein, und Napoleon, der seine geheimen Unterhandlungen noch nicht verloren gab, sah sich gezwungen, einen großen Schlag zu thun, wenn auch nur, um jene zu fördern; galt es aber ernsten, fortgesetzten Krieg, so war es um so dringender, die vordersten Feinde zu schlagen, ehe die nachrückenden völlig herankämen. Doch glaubten wir nicht, daß die Franzosen zum Angriffe schon bereit wären und dem unsern zuvorkommen könnten. Als wir in Berlin am 24. Juni den von Napoleon begonnenen Ausbruch der Feindseligkeiten und zu gleicher Zeit die Nachricht von einem großen Siege der Preußen erfuhren, zeigte sich in dem tiefathmenden Staunen und zögernden Glauben an die Größe des Erfolgs, wie wenige Gemüther auf einen solchen eigentlich

vorbereitet gewesen. Daß zwei Schlachten geliefert und die erste unsererseits verloren worden, daß wir sechszehntausend Mann eingebüßt hatten, und Blücher selbst beinahe gefangen worden wäre, gab ernste Gedanken und kühlte die Siegesfreude; dazu fehlte noch der preußische Bericht, nur der des Herzogs von Wellington war eingetroffen und gab uns die Vorgänge fürerst nur in der englischen Beleuchtung. Ich mußte diesen Bericht bei einem großen Gastmahl in der Börsenhalle auf dringendes Begehren laut vorlesen, und brachte gute Wirkung hervor; aber die Ueberlegung des Geschehenen und des nun weiter zu Gewärtigenden ließ noch manche bedenkliche Zweifel stehen. Man hörte mit Unruhe und Sorgen, daß Napoleon schon bei Laon sich wieder gesetzt und Blücher mit den Preußen allein die Verfolgung übernommen habe, man fürchtete, der verwegene Husar könnte diesmal zur Unzeit sein Vorwärts ausgerufen und sein Eindringen in das wieder waffenfreudige Frankreich schwer zu büßen haben. Denn jetzt war die Kraft Napoleon's wieder mit der Kraft der Revolution im Bunde, die er früher geschwächt und unterdrückt hatte, jetzt aber an seiner Seite — wenn auch ungern — gelten ließ, und ihr nur seine Feldherrngröße lieh. Das in den Niederlanden geschlagene französische Heer aufgelöst und vernichtet zu denken, fiel niemanden ein, im Gegentheil hörte man aus kriegsmuthigstem Munde die Warnung, das Bild unserer Niederlage bei Auerstädt und Jena nicht voreilig auf die jetzigen Unfälle Napoleon's zu übertragen. Ich merke diese Aeußerung der Ansichten und Meinungen des Tages geflissentlich an, weil man sie später völlig abzuläugnen pflegt, besonders wenn der Ausgang der Dinge sie verworfen hat und den entgegengesetzen Stimmen, welche blind in's Ungefähr alles Erwünschte prahlend verkündigten, den Schein eines Rechtes giebt, das in Wahrheit ihnen doch nicht gebührt.

In den verschiedenartigsten Kreisen hatte ich mit alten und neuen Bekannten vollauf zu thun; der ganze Tag verging in bewegten Mittheilungen, denn für jederman war das Wichtigste, sich über den augenblicklichen Stand der

Dinge schnell aufzuklären, oder die Wege genauer zu erforschen, auf denen sich die Sachen hingewunden hatten oder weiterwinden mochten. Hardenberg hatte mich beauftragen wollen, eine den Zeitumständen gemäße kleine Schrift auszuarbeiten, allein im Drange der ihn bestürmenden Ansprachen und Geschäfte, noch mehr aber durch die Unmöglichkeit, in dem verworrenen Durcheinander streitender Bewegungen eine bestimmte politische Richtung anzugeben, blieb es bei dem bloßen Wollen. Wilhelm von Humboldt war von dem Gefühl durchdrungen, daß jetzt vor allem der Sturm der Ereignisse abzuwarten und dann in der Nähe des Schauplatzes zu ermitteln sei, was uns zu thun obläge und was möglich erscheine; bis die Aufgaben sich uns bestimmt vorlegten und unsere Thätigkeit forderten, könnten wir harmloser Muße pflegen, und so wandte er sich getrost an seine nie vergessene Lieblingsarbeit, die Ausfeilung seiner Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylos, wobei Friedrich August Wolf ein willkommener Gehülfe wurde; ein reifer praktischer Sinn, der sich der nutzlosen Sorge jeden Augenblick zu entschlagen weiß, um zu rechter Zeit sie desto kräftiger aufzunehmen! Er glaubte übrigens, daß die Ungewißheit diesmal sich weit hinausziehen und nicht so schnell entscheiden würde; ein abermaliges Vordringen unsrer Waffen nach Paris hielt er nicht für wahrscheinlich, schon deßhalb nicht, weil sich in der Geschichte nicht leicht kurz hintereinander dieselbe Wendung wiederhole. Aehnliche Zweifel fand ich von den Ministern Beyme und von Altenstein ausgesprochen, besonders aber von dem Geheimen Staatsrath Niebuhr, der einen langwierigen Krieg und gefahrvolle Wechselfälle desselben fürchtete, in denen Deutschland leider der ärgsten Verwilderung ausgesetzt sein würde, wie im dreißigjährigen Kriege, wo das Verderben von Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; eine Besorgniß, welche sogar im kürzesten Verlaufe der Dinge sich bewährte, denn ernstliche Uebelstände, die noch vor Jahresfrist bei dem Rückmarsche so vieler Truppen durch Deutschland statthatten, zeigten, was bei langer Kriegsdauer wäre zu erwarten gewesen.

Mein Freund Troxler, den die schweizerische Heimath noch nicht zu sehr anzog, war von Wien mit seiner Frau zu deren Verwandten nach Potsdam gereist, und mit großer Freude sah ich ihn jetzt wieder. Seine feurige Gesinnung verläugnete sich auch hier nicht, eben so wenig seine klare Besonnenheit, er beurtheilte die Franzosen richtig, und eben so die Deutschen, er hielt diese geistig höher, meinte aber, sie könnten jener nicht entbehren, sie müßten immerfort von jenseits des Rheins angeregt werden, und ohne die Volksfreiheit jener werde die unserige nicht gedeihen. Ich brachte ihn zu Niebuhr, dessen Frau, was ich nicht wußte, eben gestorben war, der aber dessen ungeachtet unsern Besuch annahm. Wir fanden den gefühlvollen Mann ganz in Schmerz versenkt, sahen aber mit Erstaunen, wie stark sein Geist aus der Traurigkeit zu freier Mittheilung sich erheben konnte. Er sprach aus hohen Gesichtspunkten, erörterte mit Troxler die schweizerischen Verfassungen, mit mir die Theilung von Sachsen, die er sehr beklagte und dem Staatskanzler zum Vorwurfe machte, verwundert über die Aufschlüsse, die ich ihm gab, und nach denen der Vorwurf keineswegs auf Hardenberg lasten konnte; er rechnete seine und meine Schrift über Sachsen als zusammengehörige, im Gegensatze der vom Staatsrath Hoffmann ausgegangenen, die er mit Bitterkeit durchzog und verwarf. Obgleich er allem, was er sagte, selbst seiner Begeisterung und seiner Trauer, einen Beisatz von Schärfe und Galle mittheilte, so dient doch das eigene Uebermaß ihnen selber zum Gegenmittel, denn der Hörer dingte auf der Stelle das Nöthige ab und behielt nur den Eindruck der aufrichtigen Rechtschaffenheit, die einer tiefen Ueberzeugung die vollste Geltung geben wollte. Troxler schied von Niebuhr mit großer Hochachtung und hatte hinwieder diesem sehr gefallen, der auch nachher zu mir sagte, Troxler müsse für die Universität Berlin gewonnen werden, und als ich erwiederte, so lange seine Mutter in Luzern lebe, werde er der Schweiz nicht entsagen, ihn um dieser Anhänglichkeit willen nur um so höher stellte.

Nicht gesäumt hatte ich die jüngeren Freunde aufzusuchen. Neumann war bei den Truppen am Rhein, Hitzig aber, Ludwig Robert, Theremin und Chamisso lebten in Berlin, wo nun auch Koreff, der sich dem Staatskanzler als Arzt angeschlossen, mit diesem eingetroffen war. Wir alle hatten, seit unserm dichterischen Bunde, mancherlei Schicksalsbahnen durchlaufen, und unsere damaligen Wünsche, uns in Welt und Leben umzuthun, waren zum Theil erfüllt worden, und neue Wandlungen standen eben bevor. Das größte Abentheuer jedoch hatte Chamisso sich ausgesucht, eine Reise um die Welt. Er hatte sich in einer Art von Verzweiflung dazu entschlossen, denn seine Verhältnisse in dem gewohnten Lebensgange waren unerträglich geworden. Den Deutschen im Innersten angehörig, konnte er doch die Franzosen als seine Volksgenossen nie verläugnen, und was in Frankreich geschah, zuckte mehr als er es gestand durch seine Nerven. Die abermalige Vertreibung der Bourbons verletzte seine Familiengefühle, die Ueberlieferungen seiner Kindheit, er stutzte über den Abfall des Heeres, des größten Theiles der Nation, aber insgeheim freute er sich des Freiheitssinnes, der dem allen zum Grunde lag, der volksthümlichen Kraft, die sich so groß und rasch entwickelte. Nun hörte er von allen Seiten dieses Volk verfluchen, seinen Eidbruch ihm vorwerfen, dasselbe für ehrlos erklären, dem unversöhnlichsten Haß und der schnödesten Rache weihen. Man muthete ihm unbarmherzig zu, selber mit einzustimmen in diesen Haß und in diese Verfluchung, ja man wollte natürlich finden, daß er wie hundert Andere dem vertriebenen Königshause zuliebe in die Reihen der Krieger träte, die als Vollzieher jener Achtserklärung auf sein Vaterland eindrangen. Dies war seinem Gefühl eine Unmöglichkeit, er konnte seine Denkart nicht ganz verbergen und wurde von vielen Seiten zweideutig, ja mißtrauisch angesehen. Den glücklichen Ausdruck eines Freundes, daß diese Zeit für ihn kein Schwert habe, faßte er begierig auf, und noch begieriger die Aussicht, entweder mit August von Stael eine Reise nach Nordamerika, oder mit einer russischen Schiffsrüstung eine wissenschaftliche Weltfahrt anzutreten. Er entging also dem grausamen

Mißverhältnisse, zwischen thätigen Leidenschaften unthätig und vereinzelt dazustehen und in seinen tiefsten Empfindungen täglich verletzt zu werden. Von solchen Gedanken erfüllt, mit Spannung der nächsten Antwort aus Rußland harrend, sah er sich schon als einen Geschiedenen an. Seine Stimmung war düster, und unser Zusammensein ohne die sonstige Befriedigung. Aber es fehlte viel, daß wir überhaupt die frühere Zeit unverändert hätten zurückrufen können. Wir kamen im Schulgarten zusammen und versuchten die alten Töne anzustimmen, uns Vertrautern wäre es allenfalls gelungen, allein mancher der Freunde hatte neue Freunde mitgebracht, zum Theil auch nur Bekannte, die bloß äußerlich mit ihnen zusammenhingen, und das Fremde überwog so sehr, daß wir in eine zufällige Wirthshausgesellschaft gerathen schienen. Es half nichts, daß der Humorist Hoffmann sich alle ersinnliche Mühe gab, uns durch Witz und Laune zu unterhalten, daß er uns, und namentlich mir, alle Zuneigung eines unserm Bund in der Ferne längst Angehörigen herzlich entgegenbrachte, sein ganzes Wesen stand mit dem unsern in vollem Gegensatz, er riß wohl Koreff und auch Ludwig Robert in seine Art mit hinüber, aber in den krampfhaften Sprüngen dieser Laune und in dem Lärm des meist groben Beifalls ging um so gewisser unser früherer Sinn und Ton völlig unter. Hoffmann war ein braver Kammerad, und ohne Falsch und Arg, verlangte auch nicht zu herrschen, gab sich im Gegentheil dem Tadel und der Rüge willig preis, aber sein Humor war aufdringlich und beunruhigend, und wurde für den, der nicht in diese zwar oft geistreichen, zuweilen aber auch albernen Verdrehungen und Ungeheuerlichkeiten eingehen mochte, auf die Dauer geradezu widerwärtig. Ich durfte mich, wie ich schon angedeutet, seiner Zuneigung rühmen, und habe späterhin stets ein freundschaftliches Verhältniß mit ihm gehabt, allein ich habe doch nie näheren Umgang mit ihm gepflogen, noch an seinen Schriften besonderes Wohlgefallen finden können, im Gegentheil mich oft im Stillen gewundert, daß so viel Aufmerksamkeit und Eifer sich ihnen zuwandte.

Sehr anziehend war es mir, Frau von Humboldt in Berlin wiederzusehen; ihre nachgiebige Einbildungskraft hatte die Erregung der Zeit ganz in sich aufgenommen, weit mehr, als daß ich hätte mit ihr einstimmen können; aus dem Gegensatze unserer Ansichten erzeugte sich manches artige Gefecht, wobei ich den Vortheil hatte, ihren Gatten, und nicht selten auch Friedrich August Wolf, der hier täglich verkehrte, meist auf meiner Seite zu sehen, und die Schadenfreude genoß, sie praktisch im bestimmten Einzelfalle im auffallendsten Widerspruch mit ihren heftigen allgemeinen Behauptungen zu finden. Sie hatte mit andern Tagesströmungen auch das Treiben mit dem Lebensmagnetismus eifrig erfaßt, welchen der Doktor Wolfart, auch ein Angehöriger unseres Dichterbundes, in weiten Kreisen, und wie man sagte mit großem Erfolg, geltend machte. Nach langer Vergessenheit war der Mesmerismus durch den sinnigen Arzt Doktor Kluge vor einigen Jahren in Berlin wieder an das Licht gezogen und durch eine gediegene Darstellung dem allgemeinen Verständniß eröffnet worden; seitdem hatte Wolfart sich dieser Behandlungsweise mit vielem Glück bemächtigt und Frau von Humboldt gehörte zu seinen Gläubigen. Als Koreff in Berlin anlangte, kam Wolfart ihm sogleich mit der Anzeige entgegen, eine Hellseherin habe ihm dessen Ankunft als die eines stärkenden Gleichgesinnten vorausgesagt, und er begrüßte ihn freudig als den Verkündigten. Koreff, auf einen ihm so vertrauten Boden versetzt, erging sich nach Herzenslust auf diesem Tummelplatz, und lebte und webte nun in magnetischen Versuchen und Berathungen. Doktor Erhard, ein strenger Verstandesmann, verneinte starr alle die Erscheinungen, die man ihm vorführte, und wollte sich auf die Prüfung so dunkler Thatsachen gar nicht einlassen. Eben so wenig war Troxler zu gewinnen, denn indem er bereitwillig die wirksame Kraft anerkannte, auch ihre heilende Anwendung gern gestattete, läugnete er doch, daß diese Kraft eine höhere Sphäre des Daseins aufschließe, sondern behauptete, nur zu einer unteren führe sie zurück, zu einer von dem vernunftwachen Geiste überwundenen, wie er dies in seinem trefflichen Buche „Blicke in das Wesen

des Menschen" schön auseinandergesetzt. Der Aufschwung des Mesmerismus aber wurde durch solche Einwendungen in Berlin nicht gehindert, sondern dauerte viele Jahre fort, die vornehme, zum Theil die gelehrte Welt, beugte sich diesem Einflusse, besonders die Frauen, Hardenberg ließ sich magnetisch behandeln, Schleiermacher, und sogar Erhard gestand manche Thatsache zu, nur nicht die Folgerungen, die man damit verknüpfen wollte. Zuletzt erlosch die Theilnahme an der Uebersättigung und an einigen ärgerlichen Vorfällen, die wohl darlegten, daß die Sache mißbraucht werden könne, allein über den Werth oder Unwerth derselben eigentlich nicht entscheiden durften.

Bei Stägemann war ich täglich und erfreute mich seiner tapfern Sinnesart, sowie der Anmuth seiner edeln Gattin und schönbegabten Tochter. Frau von Crayen belebte einen großen Kreis, und ihre Begeisterung für den König und ihr Stolz auf die preußischen Siege fanden nicht weniger eifrige Zuhörer, als der treffende Witz, durch den sie ihre Gesellschaft erheiterte; einer ihrer Söhne war Offizier im Blücherschen Heere; sie klagte, daß sie ihren Freund den Fürsten von Ligne verloren habe, und sollte bald den Verlust jenes Sohnes beklagen, der nach heldenmüthigem Kampfe bei Versailles als eines der letzten Opfer des Krieges an seinen Wunden in Frankreich starb.

Die lebhafte Gräfin Julie von der Goltz, fern von allem empfindsamen und überbildeten Wesen, wurde mir durch die aufrichtige anerkennende Zuneigung lieb, die ich unerwartet für Rahel in ihr entdeckte. Ihre naturwüchsige Derbheit war eine willkommene Erfrischung unter dem vielen eitlen Gezier und Gethue, das mit den Stichwörtern der Zeit von hochgebildeten Damen getrieben wurde, wo das Vaterland und das Christenthum und die Weiblichkeit endlich zum abgetragensten Modeputz wurden. Ich verkehrte mit Reimer, Kiesewetter, Doktor Heinrich Meyer, machte Oelsner's nähere Bekanntschaft, die ich in Paris immer verfehlt hatte, sah Kaufleute, Staatsbeamte aller Klassen, Diplomaten und Kriegsmänner, und lebte überhaupt in einem bewegten Gedränge, wie es die damaligen Zeit-

umstände, wo kein Kreis abgeschieden war, sondern alle ineinander flossen, fast jederman unvermeidlich zuführten. Vierzehn Tage vergingen sehr schnell und schienen den Inhalt vieler Monate zu tragen.

Unterdessen waren täglich Nachrichten vom Kriegsschauplatz eingetroffen, und die ersten vorläufigen Angaben von den erfochtenen Erfolgen und dem siegreichen Losgehen auf Paris durch die späteren und genaueren nur bestätigt und gesteigert worden. Blücher hatte nach der Schlacht von Belleallianee den Major von Thile mit der Siegesnachricht an den König gesandt, der schon von Berlin nach dem Rhein abgereist war und die gute Botschaft in der Vorstadt von Merseburg empfing, von wo er den Ueberbringer die Reise nach Berlin fortsetzen hieß, damit hier die weitere Veröffentlichung erfolgte. An die Stadt Berlin aber hatte Blücher auch schon einen Boten gesandt, den Lieutenant Nernst, einen der tapfern Freiwilligen, der seinen Mitbürgern besonders willkommen war; es war ein Volksfest, als dieser Offizier unter Vorreitung von vierundzwanzig blasenden Postillionen feierlich einritt. Bei dieser Gelegenheit mag ein bezeichnender Zug hier seine Stelle finden. Der alte Feldmarschall Graf von Kalckreuth, Gouverneur von Berlin, hatte den Lieutenant Nernst noch nicht empfangen, als der Major von Thile anlangte und seine Meldung machte. „Wieder ein neuer Zweig in den Lorbeerkranz des Herrn von Blücher eingeflochten?“ fragte der Alte in seiner gewohnten Weise, die nicht mehr ohne spöttisches Lächeln sein konnte. „Ja“, erwiederte Thile, „und ein unverwelklicher!“ Der Feldmarschall schwieg hierauf und schien nähere Umstände gar nicht wissen zu wollen. Aber es befand sich zufällig der gewesene Gouverneur von Moskau Graf Rastoptschin bei Kalckreuth im Zimmer, und in seiner Freude fragte er eifrig nach dem ganzen Hergange, ließ sich alles erzählen und erklären, und konnte nicht genug den herrlichen Sieg und ruhmvollen Feldherrn preisen, während Kalckreuth in seinem lächelnden Schweigen starr verblieb. Rastoptschin erzählte den Vorgang nicht ohne scharfe Bemerkungen, und als die Sache bekannt wurde, hätte nicht viel gefehlt, so

wären dem Feldmarschall und Gouverneur für seine Gleichgültigkeit durch die Turnjugend die Fenster eingeworfen worden!

Unsere Abreise wurde nun eilig angeordnet, doch immer noch von Tag zu Tag verschoben, weil viele dringende Angelegenheiten vorher zu erledigen waren. So konnten wir auch noch Zeugen eines Partheikampfes werden, der in seiner Unscheinbarkeit ein warnendes Bild der leidenschaftlichen Gehässigkeit gab, die unter dem Schimmer begeisterter Eintracht bisher geschlummert hatte, und nach kurzer Frist in hellen Flammen ausbrach. Eine gemeine Posse, von einem verstorbenen Breslauer zur Verspottung der Juden geschrieben, „Unser Verkehr“ genannt, war von dem Intendanten der Königlichen Schauspiele, Grafen von Brühl, auf den 1. Juli zur Aufführung angesetzt, sehr unschicklich in dieser Zeit und in der Hauptstadt, wo die Juden durch dargebrachte Opfer und durch persönlichen Andrang zu den Waffen mit den übrigen Einwohnern rühmlich gewetteifert, mehrere Juden Offiziere geworden oder das Eiserne Kreuz erworben hatten, und auch jetzt wieder dem Feinde kämpfend gegenüber standen. Aber schon regte sich ein vornehmthuender, sich für christlich ausgebender Stolz, und von vielen Seiten barg man nicht die Freude, eine unbequeme Klasse von Mitbürgern durch jene Aufführung empfindlich beschämt und gedemüthigt zu sehen. Der Staatskanzler, zu rechter Zeit angerufen, ließ die Aufführung untersagen, und da der Graf von Brühl, eines mächtigen Hinterhaltes versichert, nicht sogleich nachgeben wollte, so mußte das Verbot mit allem Ernst eingeschärft werden. Hierüber entstand nun großer Lärm in der Stadt, man schrie, Hardenberg maße sich eine Gewalt an, die ihm nicht zustehe, er beschränke die Freiheit, und sogar solche Personen, die dem Sinne des elenden Stückes nicht beipflichteten, ja dasselbe auspochen wollten, tadelten heftig das Verbot. Das war ein Stoff zu traurigen Betrachtungen; Oelsner meinte, da zeige sich, auf welcher geringen Stufe der Freiheitsentwickelung die Berliner noch ständen, nach der Preßfreiheit frage kein Mensch, kein Mensch nach öffentlichen Verhandlungen, man ertrage die

unbedingte Ausübung der Polizeigewalt, aber wenn die Freiheit schnöder Verspottung auf der Schaubühne mit Recht untersagt werde, da schreie der gemeine und vornehme Pöbel, als greife man frevelhaft seine Vorrechte an! Stägemann nahm die Sache von anderer Seite und sagte, wenn die blutigen Schatten der bei Lützen im Kampfe gefallenen Moritz Itzig und Hauschildt unter den Zuschauern sichtbar würden, so dürfte diesen die Lust am rohen Spaße vergehen. Viele unserer angesehensten Männer sprachen mit gleicher Empörung. Für den Augenblick allerdings behielt der gute Sinn die Oberhand. Allein einige Zeit nach der Abreise des Staatskanzlers wußte die feindliche Parthei dennoch die Aufführung der Posse durchzusetzen, und ein nicht ungeschickter aber tief gemeiner Komiker Wurm feierte seinen würdigen Triumph darin! Einige Zeit nach dieser Entweihung der Bühne — denn als eine solche wurde die Aufführung von Vielen bezeichnet —, starb unerwartet die allgemein beliebte Schauspielerin Bethmann, der Stolz des Berliner Theaters, die Freude des Publikums. Wir empfingen diese betrübende Nachricht in Paris, und Stägemann dichtete dort sogleich einige Zeilen, die das letztere Ereigniß als die Strafe des ersteren bezeichneten und bald in vielen Abschriften umliefen; andere derbere Stachelverse ließ er nachfolgen, und die Gönner der Posse, nun ihrerseits von ernster Mißachtung und scharfem Spott getroffen, schämten sich zuletzt, und niemand wollte mehr dafür thätig gewesen sein.

Bis zum 4. Juli noch verzog sich unsere Reise; am Morgen dieses Tages fuhren wir nach Glienike, dem Landhause des Fürsten von Hardenberg, wo sich die Reisegesellschaft zusammenfand und noch das Mittagsessen einnahm, welches zwischen den zuletzt noch übermäßig gehäuften Arbeiten sich einschieben mußte. In diesen späten Augenblicken traf nun auch der preußische Schlachtbericht ein, der bisher so unbegreiflich gefehlt hatte. Der Staatskanzler reichte mir ihn und hieß mich ihn vorlesen. Der Eindruck war sehr wunderbar, die Hörer empfingen statt gewöhnlicher, auf Zahl und Maß begründeter Angaben eine Reihe lebhafter Bilder,

welche den Wechsel der Ereignisse den Sinnen vorführten, man fühlte sich aufgeregt und fortgerissen. Da hieß es, man sehe, daß Gneisenau die Feder eben so mächtig führe als den Degen, und Hardenberg erklärte den Bericht für ein Meisterstück. Der Name Gneisenau stand allerdings unterschrieben, aber gleichwohl hatte seine Feder ihn nicht aufgesetzt. Ich hörte später den wahren Zusammenhang. Als nach dem Gewinne der Schlachten alles nur zur Verfolgung des Feindes drängte, war an die Nothwendigkeit erinnert worden, von dem großen Kampfe auch einen raschen Bericht abzufassen. Der Oberst von Pfuel setzte sich eiligst an die Arbeit, aber während er schrieb, ritt Blücher fort, alle Generale folgten, und Gneisenau wollte gleichfalls eben zu Pferde steigen, da hielt Pfuel ihm das noch nasse Blatt zur Unterschrift hin, die dann auch nach einigem Bedenken, ob auch die Sache zulässig, rasch gegeben wurde. Gneisenau und Pfuel sprengten sodann dem Feinde nach, das Blatt ging rückwärts zu den Freunden. Dem Irrthum, der uns damals in Glienike befing, mußte jeder Leser unterliegen, und noch heute findet sich jener Bericht oft als das Werk Gneisenau's erwähnt, dessen Geisteseigenheit man damit belegen will! — Erst mit einbrechender Dunkelheit kamen wir zur Abfahrt und der lange Zug von Wagen sauste bald im Sturme durch die Nacht dahin. Ich war wieder nach beiderseitigem Wunsche der Gefährte Stägemann's, und wir dachten lange nicht an Schlaf, besonders da wir noch manches den Tag über in Glienike Vorgefallene zu besprechen hatten, wobei die Eigenheit der Gemüthsarten schroff hervorgetreten war. Ich hatte den liebenswürdigen, sonst immer maßvollen und gütigen Fürsten in hellem Zorne die Mißdeutung seiner Befehle rügen, dreisten Fürwitz kleinlaut werden, Humboldt in klarer Strenge das Verständige festhalten sehen; mir war merkwürdig, wie wenige Menschen ihr gewöhnliches Wesen in den außerordentlichen Prüfungen behalten, bisweilen liegt die Kraft, weit öfter die Schwäche versteckt in ihnen, eine maßvolle Stetigkeit scheint höchst selten zu sein. Hardenberg besaß unstreitig tiefe Willensstärke, allein sie bedurfte um zu wirken eines erheblichen

Anreizes, ich erkannte, daß in gewöhnlichen Dingen auf ihn kein sicherer Verlaß sei, daß er bis zu einer gewissen Gränze leicht nachgebe; Stägemann wußte hiefür genug Belege, und sein eigenes Verhältniß hatte davon zu leiden, denn bis zu jener Gränze war ein weiter Spielraum, den Andere sich vielfach zu Nutze machten, wo der strenge Geschäftsmann aber sich zu tummeln weder Lust noch Geschick hatte.

Am andern Vormittage gelangten wir nach Dessau, wo der bejahrte Herzog uns mit einem Frühstück erwartete und in seiner Beeiferung die biedere Güte und den trefflichen Sinn wohlerhalten zeigte, die einst in seiner Sorge für Erziehung und anderes Gemeinnützige ihn den Deutschen so lieb und werth gemacht hatten. In Halle hatten die Einwohner uns einen wahren Triumpheinzug bereitet, die Wege waren mit Blumen bestreut, die Straßen mit grünen Gewinden verziert, Bildnisse Friedrich's des Großen an die Fenster gestellt, das Jubelgeschrei erschallte unaufhörlich, bis nach raschem Pferdewechsel die Abfahrt uns ihm entrückte. Wir übernachteten in Merseburg, von dem ehrwürdigen Staatsminister von der Reck und seiner Gemahlin bestens aufgenommen; Hardenberg arbeitete noch bis in die Nacht hinein, um einige Gegenstände der Verwaltung zu ordnen und entgegengekommene Depeschen zu beantworten. Am folgenden Morgen fuhren wir in Weimar ein, ich mit klopfendem Herzen, denn ich hatte Goethe'n noch nicht gesehen, und konnte die Umstände nicht besser wünschen. Ich vernahm mit großem Weh, er sei verreist, brauche die Kur in Wiesbaden. Die Spuren seines Wirkens und Schaffens aber glaubte ich auf diesem Boden überall zu finden, im Schloß und Park, im Theater, im Gespräch mit Hohen und Niedern. Der Herzog lud Hardenberg, Stägemann, Jordan und auch mich, der ich ihm schon bekannt war, zur Mittagstafel, und obschon auch die Andern oft genug den Namen Goethe nannten, so war er doch mir und meinem Tischnachbar, dem Staatsminister von Gersdorf, beinahe einziger Gegenstand der Unterhaltung. Bei der zur Mode gewordenen erhitzten Deutschheit sollte der natürliche Wärme-

grad des Vaterlandsgefühls nur als Kälte gelten, und Goethe's Gesinnung war in diesem Sinne auf die ungerechteste Weise angegriffen worden; ich hatte ihn noch mitten im Kriege gegen solchen Vorwurf öffentlich vertheidigt, auch Steffens war für ihn wacker aufgetreten; hier begegnete ich der lebhaftesten Uebereinstimmung. Auch Goethe's Verhalten zu Napoleon wurde scharf zurechtgestellt, ich vernahm, er habe diesen nie hochgeachtet und geliebt, aber betrachte ihn als eine merkwürdige Naturerscheinung, und sage, das dürfe man ihm doch nicht verargen, daß er diejenigen hasse, die ihn in dieser Betrachtung hindern wollten. Noch einen besondern Zug erzählte mir der freundliche Nachbar; er selbst nämlich überbrachte Goethe'n im vorigen Jahre die erste Nachricht von Napoleon's damaliger Abdankung, und erwähnte wohl auch der Mißreden, wie man sich wundere, daß derselbe solchen Sturz überlebe; anfangs schien Goethe durch die Nachricht etwas unangenehm berührt, doch bald versetzte er: „Hm! daß er den Leuten den Gefallen thun würde, sich den Hals abzuschneiden, habe ich freilich nie geglaubt!" und brach dann ab, indem er in ganz verändertem Tone zur Betrachtung eines alten Jupiterkopfes einlud, der ihm eben zugeschickt worden war.

Wir erreichten am nächsten Tage Hanau, wo Stägemann und ich die Nacht bleiben mußten, weil vom rasenden Fahren auf den zum Theil schlechten Wegen die Achse des Wagens gebrochen war. Am folgenden Mittage trafen wir mit dem Staatskanzler wieder zusammen, der in Frankfurt schon von allen Seiten Depeschen, Besuche und Anfragen empfangen und die für Stägemann geeigneten Arbeiten zurechtgelegt hatte. Jedoch erfuhren wir sogleich, daß unseres Bleibens hier nicht lange sein sollte. Der König mußte den letzten Nachrichten zufolge mit den Truppen jetzt schon in Paris sein, und auch wir sollten uns diesem Ziele nähern; von einem Feldzuge schien kaum noch die Rede, nur von einer Reise, die freilich durch unsichere, verwüstete Gegend, durch fremde Kriegsvölker und deren Nachzügler, und vielleicht durch aufständische Bauern führen konnte, wogegen uns aber auch wieder besondere Maßregeln und von

Seiten der verbündeten Truppen die erforderlichen Bedeckungen zu Gebote standen. Aus allen fleißig eingezogenen Erkundigungen, in deren Beschaffung besonders der preußische Geschäftsträger von Otterstedt unermüdlich war, ging hervor, daß der Weg auf Nancy für uns der rathsamste sei, und gleich der nächste Tag wurde zum Aufbruch bestimmt. Unsere Wagenreihe sollte sich durch mancherlei Anschluß verstärken, durch den Minister von Altenstein, den Geheimen Legationsrath Renfner, den Doktor Karl Müller und Andere, auch Humboldt, der seinen Weg bisher allein gereist war, sollte sich mit seinem Gefolge einfinden, so daß wir eine ansehnliche Schaar ausmachten, die sich in manchen Nöthen wohl selber zu helfen im Stande war. Dagegen fand man gerathen, daß die Damen Stägemann und Jordan, welche ihren Männern von Berlin nach Frankfurt vorausgeeilt waren, einstweilen in dieser sichern Stadt verblieben, bis die Umstände erlaubten, sie ohne Gefahr nach Paris zu rufen. Der eine Tag, den wir in Frankfurt zubrachten, verging in Drang und Sturm. Hundert Dinge waren zu besorgen, zu verabreden, immer neue Nachrichten einzuziehen, zu beurtheilen, neue Befehle zu erwarten. Ich besuchte mit Stägemann das Hertzische Haus, mit Jordan das des Senators von Guaita, an beiden Orten fanden sich erwünschte Anknüpfungen mit früheren lieben Bekannten; der österreichische Gesandte Freiherr von Hügel brachte mich mit dem jungen von Buchholz aus Münster zusammen, der später in Wien durch seine Geschichtsarbeiten einigen Ruf erwarb, und damals in der Unruhe und Eile der kurzen Stunden mir schon denselben trüben Eindruck machte wie nachher seine Bücher! Ich mußte den Doktor Jassoy aufsuchen, hatte dem Professor Kiesewetter Rede zu stehen, nach Wien und Berlin zu schreiben, und fand erst wieder Ruhe im Wagen, als es über Stock und Stein weiter ging.

Wir waren auf dem Wege nach Kaiserslautern noch nicht weit gekommen, als der Staatskanzler eine Stafette mit der Nachricht erhielt, daß die preußischen Truppen am 6. Juli zufolge einer mit den französischen Behörden abgeschlossenen Kapitulation in Paris eingerückt waren; unsere

Fahrt erschien hierdurch nun völlig gesichert und wurde möglichst beschleunigt. In Kaiserslautern, wo wir einige Stunden verweilen mußten, machte ich mit Jordan einen Spazirgang um die Stadt, wir suchten uns über die früher hier vorgefallenen Gefechte zu orientiren, verglichen die damalige Lage der Dinge mit der jetzigen, und waren der besten Stimmung. Die Liebenswürdigkeit Hardenberg's erschien auf der Reise in tausend kleinen, oft wenig bemerkten Zügen, er gönnte und verschaffte jedem gern alles Behagen, freute sich der Laune und des Witzes seiner Gefährten, und wenn er harthörig manches Wort bei aller Anstrengung nicht vernahm, so machte er sich dies auch wohl zu nutz, um Anderes freiwillig zu überhören; unsere Verhältnisse und Neigungen schien er gut zu kennen und spielte mit gutmüthigem Lächeln darauf an, so nahm er auch herzlichen Antheil an meiner Freude, daß mich hier unerwartet Briefe aus Wien von Rahel erreichten, voll Freude über die preußischen Waffenerfolge, und nicht ohne Hoffnung des Wiedersehens in Paris, er wollte alles wissen, was in dem Arnstein-Pereira'schen Kreise vorging, und bestätigte die Meinung, daß die Reise nach Paris nun für die Damen gesichert sei. Ich aber schrieb damals ahndungsvoll, es sei ein Unglück, daß die nächsten Staatsanordnungen wieder diesen Abmachungsort haben sollten, unsere Sache müsse dabei leiden, unsere Häupter sollten einen andern Ort wählen, und schloß mit dem Wunsche, daß unsere Diplomaten so würdig des Beifalls sein möchten, als es unsere Krieger gewiß seien!

In Saarbrücken, wo wir am folgenden Mittag ankamen, eröffnete sich uns ein wunderbares Schauspiel. Die wackern Einwohner dieser freundlichen Stadt und des dazu gehörigen Ländchens waren bei dem letzten Pariser Frieden, der die durch den Revolutionskrieg verlorenen deutschen Rheinlande wieder von Frankreich ablöste, als einzige Ausnahme, gegen ihren laut ausgerufenen Wunsch, unverantwortlicher Weise dem fremden Staat überlassen worden. Jetzt sahen diese nach so empörender Behandlung dennoch dem Vaterlande zugewandten Landsleute in den neuesten Er-

eignissen abermals einen Hoffnungsschimmer, die aufgedrungene Gemeinschaft abzuwerfen und die vaterländische einzutauschen. Wir wurden daher mit lautem Jubel empfangen, und Abgeordnete der Stadt, unter ihnen der nachherige Oberbergrath Böcking, sprachen ihre Gesinnung dem Staatskanzler mit Nachdruck aus, so wie das bestimmte Verlangen, preußisch zu werden. Der Fürst verkannte als überschauender Staatsmann nicht, wie schwierig hiebei seine Stellung sei, und wie wenig er Befugniß und Macht hier zum Handeln habe, doch setzte sein hochherziges Gemüth sich über alle Bedenklichkeiten hinweg, und versprach den braven Leuten, daß ihr Wunsch erfüllt, daß sie Deutsche und Preußen werden sollten. Der Jubel kannte keine Gränzen, die Häuser wurden mit Laubgewinden und Blumensträußen geschmückt, das Volk wogte durch die Straßen, sang vaterländische Lieder, Spott und Hohn den Franzosen, Ehre und Liebe den Deutschen, gegen Abend wurde die Stadt erleuchtet, am hohen Thurme las man den Namen Hardenberg in Feuerzügen, die Jungen trugen Lichter und grüne Zweige und Kränze auf Stangen umher, die ganze Nacht hindurch dauerte das Fest und erneute sich am andern Morgen, denn wir blieben noch über den Mittag, weil der Staatskanzler einen Kourier erwartete, der denn auch eintraf und die wichtige Nachricht von der Wiedereinsetzung der Bourbons mitbrachte, weßhalb der König um so dringender die Ankunft Hardenberg's in Paris wünschte, denn diese Wendung verwickelte zugleich und beschleunigte unsere Angelegenheiten; die Franzosen gewannen einen Schild, der uns mit Vortheil entgegenzuhalten war, und hinter dem sie fortfuhren, wider uns zu sein, während wir auf ihn zu schlagen uns enthielten. Die Kunde, daß noch sehr bedeutende Streitkräfte unter der dreifarbigen Fahne hinter die Loire zögen, daß der Bauernaufstand in Elsaß und Lothringen erst recht anhebe, und daß die Festungen sich feindlich gegen uns abschlössen, zeigte auf der Stelle, in welchen Widersprüchen wir steckten, wir mußten den Bourbons das Volk erst unterwerfen, um dasselbe dann als das ihre nochmals gegen uns zu haben! Der Landstrich, den wir noch vor uns hatten,

war keineswegs sicher, auf preußische und russische Kriegsleute, welche wir bisher angetroffen und theilweise zu Begleitern gehabt hatten, war fernerhin nicht mehr zu rechnen, und erst in der Gegend von Metz und Verdun sollten wir wieder eine russische Heerschaar zu finden hoffen.

Humboldt, auf den wir auch hatten warten müssen, war inzwischen angekommen, und seine Zustimmung mußte das Gewicht der Betrachtungen, in denen wir uns ergingen, sehr verstärken. Wir waren unter lauter Vertrauten, Eines und desselben Staates, ohne Vorurtheil ganz in der Sache, es herrschte nur Ein Sinn und Eine Ansicht; später in Paris, bei den vielfachsten Einflüssen, konnte das nicht mehr so der Fall sein. Bei der Weiterreise, die wir wegen der nur schwach berennten Festungen mit einem Umweg über Pont-a-Mousson auf Chalons nahmen und auf der es viele Haltepunkte gab, empfanden wir Alle durch Humboldt's Gegenwart einen reichen Zuwachs von Heiterkeit und Zuversicht. Einmal, beim Pferdewechsel, ich glaub' in Pont-a-Mousson, geriethen wir in einige Gefahr, das Volk versammelte sich um unsere Wagen, handfeste Kerle in Kitteln, derbe Weiber in Holzschuhen, alle vom wildesten Ansehen, bald wurden böse Reden laut, heftige Gebärden drohten, einige Stimmen riefen, man solle uns in die Maas werfen, man bedrängte die herbeigeführten Pferde, man wollte das Anspannen hindern, und wer weiß wie es geendet hätte, wären die berufgetreuen eiligen Postillione nicht noch eben zu rechter Zeit fertig geworden, da es denn plötzlich unter dem gewaltigsten Peitschenknallen durch die zurückweichende Menge glücklich auf und davon ging. Einen ähnlichen Auftritt gab es in Saint-Mihiel, nur gemildert dadurch, daß die Leute, was wir erst nachträglich erfuhren, unsere Truppen in der Nähe wußten und daher ihre Redensarten einigermaßen zügelten; das Gedränge jedoch war so stark, die Gesichter so dreist, daß Stägemann und ich, die wir vom Wagen gestiegen waren, bald daran dachten mit guter Art wieder hineinzukommen. Eine gemeine Frau, deren rüstige Häßlichkeit, mit einem Kinde auf dem Arm einen seltsamen Eindruck von Mütterlichkeit machte, und die trotz

ihrer zerrissenen Kleidung doch sehr achtungsvoll Madame Antoine genannt wurde, sagte zu mir mit unterdrücktem Groll: „Monsieur, à-présent vous retournerez tous les ans à Paris, pour faire rentrer les Bourbons!“ Und ein junger Mann aus dem Haufen schrie mir zu: „Vous ne voulez pas de Napoléon, eh bien! nous ne voulons pas de Bourbons; qu'on les mette donc à la porte tous les deux! Nous ne sommes pas faits en France pour être gouvernés par des prêtres; d'abord nous ne sommes pas catholiques.“.... Wieder hieß es: „Qu'est-ce que c'est que ce roi goutteux? il dit dans sa proclamation qu'il accourt; vite, une chaise de poste à six chevaux, et le voilà à Paris! Il nous faut un roi bambocheur, un roi qui nous sait mener à la guerre!“ Als ein Anderer einwarf: „Oh, pour la guerre, non! nous en avons assez!“ so versetzte jener leichthin mit gleichgültigem Ton und etwas Lächeln: „Eh! il nous en faut toujours un peu!“ Karakter und Stimmung des Volks drückten sich uns in diesen kurzen Zügen deutlich und ergötzlich aus.

In Epernay gönnten wir uns einige Nachtruhe, nachdem wir vorher bei schlechtem Champagner und guter Laune mehrere Stunden gemeinsam beim Abendessen zugebracht hatten. Ueber den schlechten Champagner wurde gescherzt, indem die Anekdote erzählt wurde, daß Ludwig XIV. einst den ihm dargebotenen Ehrenwein einer kleinen Stadt gekostet und gelobt, der Bürgermeister ihm darauf dummlächelnd erwiedert habe: „Oh! nous en avons encore de meilleur!“ worauf der König mit Gelassenheit gesagt: „Vous le gardez sans doute pour meilleure occasion!“ „Ja, ja“, sagte der Staatskanzler freundlich, „sie haben bessern Wein, aber sie versparen ihn auf bessere Gelegenheit, für die Kosaken, die nicht wie wir nach dem Preise fragen.“ — Mit Humboldt konnte man nicht zusammensein, ohne auf gelehrte Sachen, Sprachbemerkungen, klassische Anführungen zu kommen. An Karl Müller, einem festen Lateiner und Versemeister, fand er seinen Mann; auch die Anderen, Altenstein an der Spitze, suchten ihre klassischen Erinnerungen hervor, und keiner von uns entbehrte deren völlig. Daß ich bei

der ich weiß nicht wie entstandenen Frage, woher der berühmte Marcus Antonius Muretus seinen Namen habe? zufällig die Auskunft wußte, er sei von seinem Geburtsorte und Familiengute Muret so genannt, gab mir bei Humboldt offenbar einen guten Stein in's Brett. Er ward aufmerksam auf mich, wandte mir das Wort häufig zu, und noch öfter nahm ich es unaufgefordert auf, um seine scherzhaften Einfälle zu bestreiten oder fortzusetzen, zum Vergnügen Hardenberg's, der überhaupt an der gesellschaftlichen Lebhaftigkeit um sich her das anmuthigste Wohlgefallen hatte. Als von den aufrührerischen Bauern erzählt wurde, sie schlügen unsere Soldaten, deren sie habhaft würden, an's Kreuz, und auch uns könne das noch bevorstehen, so bemerkte Humboldt mit ruhigem Ernst, dieses sei zwar gar keine gewöhnliche Art, allein er sei der Meinung, der schon Mäcenas gewesen, daß man auch so leben könne, und daß Andere von der Sache viel zu viel Aufhebens gemacht. Solcher anmuthigen oder verwegenen Scherze gab es eine Fülle, und da dergleichen Laune in der Gesellschaft nicht gut ohne besondere Zielscheibe sein kann, so wurde dazu der Geheime Legationsrath Renfner ausersehen, der sich dabei ganz nach dem Staatskalender verhielt, von dem Höheren alles heiter hinnahm, gegen Seinesgleichen derb antwortete, dem im Dienste Geringern aber nicht den kleinsten Spaß erlauben wollte. Am meisten quälte ihn Stägemann mit dem Phänomen, daß sein Name, was man ihm auf den ersten Blick nicht ansah, vor- und rückwärts gelesen ganz derselbe sei, und wovon er sich lange nicht überzeugen wollte. Unsere Reise hatte etwas vom Feldlagerleben, kein Wunder, daß die kurze Erholung sich auch etwas dahinneigte.

Der Ernst lag uns dabei schwer genug auf und drängte uns mit Macht vorwärts. Kouriere kamen uns von Paris entgegen und eilten, schnell abgefertigt, wieder dahin zurück und uns voraus. Am 15. Juli Abends trafen wir daselbst ein, und fanden unsere schon bestellten Quartiere im Faubourg Saint-Germain, Rue de Varennes, der Fürst im Hotel des Marschalls Davoust, Stägemann und ich nahebei. Doch wurden wir augenblicklich und ohne die Reisekleider zu

wechseln wieder zum Fürsten gerufen, um mit ihm zu Abend zu essen, wo wir zu meiner großen Freude noch Justus Gruner fanden. Da wurde denn in raschen Zügen das bisher Geschehene zusammengefaßt, der Stand der Dinge nach den unzweifelhaften Thatsachen erörtert und mit unsern Ansichten zusammengehalten. Hier war denn leicht zu erkennen, daß die Hauptentscheidungen schon vorweggenommen, die Sache der Franzosen wieder in die für uns unvortheilhafteste Gestalt, in die des Bourbonischen Königthums verwandelt sei, und die Sache der Verbündeten in dem vorgreifenden Ansehen Rußlands und Englands für die doch nächstbetheiligten deutschen Angelegenheiten nur eine zweite oder dritte Stelle übrig lasse. Hardenberg, mit welchem Stägemann, Gruner und ich längere Zeit ganz allein blieben, gestattete uns die freieste Aeußerung, und wir verhandelten mit ihm und vor ihm unsere innersten Meinungen, die wunderbar unter einander und mit den seinigen übereinstimmten. Ich erwarb mir an diesem Abende Hardenberg's Beachtung und erhielt von ihm den Auftrag, in dem Sinne, wie ich die preußische Sache aufgefaßt, fleißig für die öffentlichen Blätter zu schreiben, wozu er mich fernerhin mit näheren Weisungen versehen wolle. Denn es war wohl auf dem diplomatischen Wege viel verloren, aber noch lange nicht alles, und es war die Absicht, mit allen Kräften sich zum Kampf aufzustellen und zu versuchen, wie viel noch wiederzugewinnen, was zu behaupten sei. Dabei konnten die Ereignisse uns allerdings zu Hülfe kommen; denn noch schwankte vieles und ließ neue Wendungen möglich, die wir zwar nicht herbeiführen, aber benutzen durften. Seit acht Tagen waren die Bourbons, ohne unser Zuthun, nur durch den Schutz der Engländer begünstigt, nach Paris zurückgekehrt und hausten in den Tuilerien, aber diese acht Tage hatten auch schon gezeigt, wie feindlich ihnen die Masse der Nation sei, wie schwer es ihnen sein würde die Herrschaft zu behaupten, besonders bei der Wuth ihrer eigenen Parthei, unter deren Einfluß jede weise Mäßigung unmöglich wurde. Das Heer hinter der Loire behauptete noch eine drohende Stellung. Napoleon wußten wir in Rochefort, aber noch

nicht eingeschifft, es konnten noch Schlachten nöthig werden, die wir nicht einzig der Bourbons wegen zu fechten dachten, der Süden Frankreichs war voll Unruhen, aus denen sich wunderbare Spaltungen entwickeln konnten.

Am nächsten Morgen war mein erster Gang zu dem Obersten von Pfuel, der von Seiten Blücher's als Kommandant der einen Hälfte von Paris, so wie der General von Müffling als Gouverneur derselben eingesetzt war, dagegen Wellington für die andere Hälfte ebenso englische Befehlshaber ernannt hatte. Bei Pfuel fand ich unter den ihm zugetheilten Offizieren auch die Lieutenants Graf von Flemming und Graf von Holk wieder, und der Kreis erwünschter Bekannten erweiterte sich jeden Augenblick. Diese Kriegsmänner waren alle desselben politischen Geistes, voll Muth und Eifer für die Sache Preußens, voll deutscher Gesinnung. Dem Hasse gegen Napoleon gesellte sich schon Achtung und Theilnahme, der Widerwillen gegen die Bourbons, welche auf dem Throne gleich wieder das feindliche Frankreich vorstellten, wurde mehr und mehr zum schnödesten Haß gesteigert, ihre Anhänger gaben uns schon deutlich genug und oft genug durch die That zu erkennen, die Verbündeten hätten das Ihrige nun geleistet und könnten als lästige Gäste nur eiligst wieder abziehen, höchstens möchten sie sich bereit halten wiederzukommen, falls man sie brauchte; die Ehre, den rechtmäßigen Herrscher wieder eingesetzt zu haben, durften wir uns theilen, damit sollten wir uns für überbelohnt halten. Gegen solches Meinen und Verfahren — denn wirklich traten uns die Bourbonischen Behörden überall beengend entgegen, und unsere Truppen mußten die nöthigsten Bedürfnisse mit Gewalt ertrotzen — erhob sich eine wahre Erbitterung, deren Ausbrüche sehr schlimm werden konnten, wenn nicht die verbündeten Herrscher durch ihre Rücksicht und Nachgiebigkeit für die Bourbons den kriegerischen Aufwallungen Einhalt gethan hätten, so daß sogar Blücher's herber Unmuth in dumpfes Murren herabgestimmt wurde. Die Stimmung in der gebildeten und höheren Region des preußischen Heeres war ziemlich gleichmäßig, doch ließ sich eine zweifache Schattirung wohl bemerken, daß nämlich die

Einen unbedingt Frankreich bekämpfen, besiegen, schwächen und allenfalls theilen wollten, unbekümmert um dessen eigenes Geschick, die Andern dagegen nach Besorgung unserer Sache auch die der Franzosen wahrnehmen, ihnen keine Regierung aufdringen, sondern jede selbstständige innere Freiheit gönnen wollten; diese sahen nicht ungern die dreifarbige Fahne und die beim Einrücken der Preußen noch thätige Kammer der Repräsentanten, die in ihren Berathungen anfangs von den preußischen Wachtposten sogar beschützt wurde; zu dieser Schattirung gehörten kraftvolle und einflußreiche Befehlshaber, selbst Gneisenau und Grolman waren ihr nicht fremd, und Blücher lieh ihr in manchen Fällen sein derbes Wort, sie war diejenige, der auch Hardenberg und Humboldt bis auf einen gewissen Grad beistimmten; allein nach dem Gange, den die Sachen einmal genommen, war diese Richtung amtlich nicht mehr zu vertreten, und da mit der kundwerdenden Einschiffung Napoleon's die Bourbonisten die letzte Furcht verloren, so mußte die großmüthige Theilnahme sich allmählich in das Innere der Gesinnungen zurückziehen, und während solche Stimmen verstummten, wurden die entgegengesetzten, ritterlich für die Rechtmäßigkeit des alten Königshauses und für die Vortrefflichkeit des alten Regierungszustandes eifervollen, um so lauter.

Was mir an der vollständigen Kenntniß des Geschehenen noch fehlen mochte, ärntete ich reichlich bei dem Grafen von Schlabrendorf, den ich sodann besuchte und bei dem ich Stägemann einführte. Der treffliche Greis nahm sich in dem langen Bart, den er sich aus Bequemlichkeit hatte wachsen lassen, wunderlich aus, aber von seinen Lippen strömte die hellste Kenntniß der Dinge, das reifste Urtheil. In ihm war die deutsche Gesinnung ganz lebendig, aber etwas mit der Bekümmerniß belastet, daß solche jetzt bis zur Ungerechtigkeit gegen die Franzosen gesteigert, in diesen dem allgemeinen Geiste der Freiheit leicht zu nahe treten könnte. Er hatte mir während der hundert Tage zweimal nach Wien geschrieben, ausführliche Schilderungen der Lage der Dinge, beide Briefe waren über die Schweiz gegangen, aber mir nicht zugekommen, der größere erste blieb verloren,

der zweite kam später noch glücklich in meine Hände, und beweist noch heute den großen Blick des Mannes. Wir waren im eifrigsten Gespräch, da trat unerwartet Wilhelm von Humboldt ein, der ihm für nächstens den Besuch Hardenberg's ankündigte, ihn aber bat, schon heute mit demselben im Rocher de Cancale zu Mittag zu speisen, wozu auch Stägemann und ich im Namen des Fürsten durch ihn eingeladen wurden. Für Schlabrendorf war das nichts, er ging gar nicht aus, und lehnte die Einladung ab. Als wir Andern das berühmte Gasthaus betraten, fanden wir unter den Geladenen auch Altenstein, Flemming, Holk und sonstige Bekannte, der Fürst aber verließ uns früh wieder; er hatte den ganzen Vormittag in Berathung mit dem Könige zugebracht, jetzt erwartete der russische Kaiser ihn. Wir saßen noch zusammen, da ging die Thüre auf, und es zeigte sich in voller Uniform der Feldmarschall Fürst von Blücher und der General Graf von Gneisenau, sie wollten den Staatskanzler begrüßen, nahmen aber nun, da sie ihn nicht mehr fanden, auch bei uns Platz am Tisch, dessen Bedienung durch dies Ereigniß kaum eine Unterbrechung erfuhr. Blücher saß neben mir, und ich empfing aus erster Hand die wunderlichen Aussprudelungen des beinahe fabelhaften Helden. Er schimpfte heftig gegen die Bourbonen, wollte Ludwig XVIII. durchaus nicht besuchen, zog gegen den Grafen von Münster und gegen dessen Spießgesellen den Grafen von Hardenberg in Wien als gegen erklärte Preußenfeinde los, verschonte selbst seinen „Bruder Wellington" nicht, und hielt über Könige und Fürsten, wie der Zufall sie ihm vorführte, ein lästerliches Gericht. Manches klang auch für einige Anwesende nicht eben verbindlich, er sagte zu Humboldt, er und alle Diplomaten hätten noch wegbleiben sollen, sie würden wieder alles verderben. Ungleichartigere Streitkräfte konnte man nicht sehen, als Blücher und Humboldt gegen einander gestellt; ob die Keule oder der Stoßdegen die bessere Waffe sei, blieb unbestimmt, aber soviel war klar, Humboldt stand nicht im Nachtheil, und als man sich etwas näher verständigt hatte, stieß man zusammen auf guten Erfolg und auf beste Eintracht an.

Bei Hardenberg fand sich am nächsten Tage zur Frühstückstafel auch Alexander von Humboldt ein; die Gesellschaft war zahlreich und durch einige fremde Gäste besonders glänzend. Alexander, als er hörte, Koreff sei des Staatskanzlers Arzt, mißbilligte die Wahl höchlich, und unterließ nicht, in seiner satyrischen Weise tüchtig auf jenen loszuziehen, woran sich die Andern ungemein ergötzten, denn der neue Günstling hatte schon Neider und Feinde genug in diesem Kreise. Hardenberg hörte die Mißreden nicht, Wilhelm von Humboldt aber, der vertraute Gönner und Freund Koreff's, ließ den Bruder ruhig gewähren und schwieg, als ob ihm die Sache ganz gleichgültig sei. Das verdroß mich, und als Alexander fortfuhr in seinen ironischen Witzeleien, die Andern in ihrem schadenfrohen Lachen, begann ich mich des Abwesenden lebhaft anzunehmen. Als Arzt, versicherte ich mit Nachdruck, sei Koreff jedes Lobes werth, und man dürfe den Fürsten beglückwünschen, ihn gefunden zu haben, ich selbst würde mir nie einen bessern wünschen. Doch Alexander wollte sein Spiel so leicht nicht aufgeben, und ich sah mich genöthigt, mit den höchsten Trümpfen herauszurücken, worauf er, verwundert über meinen Ernst und empfindlich über meine Schärfe, doch zuletzt abließ und verstummte. Nachher trat ich an Wilhelm von Humboldt heran, und fragte ihn im Tone des Vorwurfs, warum er geschwiegen und seinen und meinen Freund dem üblen Willen des Bruders so völlig preisgegeben habe? Ich sei dadurch, fügte ich hinzu, gezwungen gewesen, gegen seinen Bruder härter anzugehen, als ich es je wünschen könne. Doch Wilhelm antwortete ganz artig: „O, mein Lieber, man muß niemals jemanden vertheidigen, glauben Sie mir das!“ Und darauf erörterte er dialektisch belehrend, wie dabei wirklich meist nur Nachtheil herauskomme, er habe Koreff gewiß recht lieb, und habe ihn eben deßwegen nicht vertheidigt. Ich mußte über die Beweisführung lachen, wurde durch sie aber nicht überzeugt. Nachdem die Gesellschaft sich größtentheils zerstreut hatte, kam endlich Koreff selbst, und beklagte besonders, daß er, wie er höre, Alexandern von Humboldt, hier versäumt habe, den er aber nun sogleich aufsuchen wolle, um ihn

seiner tiefsten Ehrerbietung zu versichern, indem er die prunkvollsten Lobreden über ihn ergoß. Ich sah an den Mienen einiger der Anwesenden, welche noch Humboldt's Aeußerungen mitangehört hatten, wie sehr sie sich über diese Arglosigkeit lustig machten, und es schien mir unwürdig, den Freund in diese Demüthigung blindlings hineinlaufen zu lassen. Ich nahm ihn daher am Arm und führte ihn in den Garten, wo ich ihm rund heraus sagte, er könne jetzt nicht zu Humboldt gehen, da dieser vor allen Leuten schlimm über ihn gesprochen habe. Koreff dankte mir für die wohlgemeinte Weisung, schien aber verlegen, und je länger wir sprachen, je deutlicher sah ich, daß es ihm unwillkommen und ärgerlich war, das Vorgefallene zu wissen und sich darnach richten zu sollen. Alexander von Humboldt war ihm für seine nächsten Absichten ein nothwendiges Augenmerk, er hatte sich schon ganz auf dessen nähere Bekanntschaft eingerichtet, und je schlimmer derselbe von ihm dachte oder sprach, desto heftiger mußte er wünschen, dies in das Gegentheil umzuändern. Er ließ sich daher nicht abhalten, und ging, wie ich bald erfuhr, dennoch hin, wo ihm denn auch gelang, ein äußerlich freundliches Verhältniß anzuspinnen, und dem früheren Gegner den thatsächlichen Widerruf seiner böslichen Aeußerungen glücklich aufzunöthigen. Mir aber zeigte Koreff seitdem einige Lauheit, und that als ob ich gegen ihn irgendwie im Fehle sei, womit er die Beschämung, die er vor mir empfand, einigermaßen zu verdecken meinte. So gab er mir denn reichen Anlaß, die Unzeitigkeit freundschaftlichen Eifers und den mir anfangs so ketzerisch dünkenden Ausspruch Wilhelm's von Humboldt reiflich zu erwägen! —

Die französischen Angelegenheiten waren für den Augenblick hauptsächlich in den Händen Talleyrand's und Fouché's, von denen der erstere den Bourbons getreu geblieben, der letztere noch eben erst der Minister Napoleon's gewesen war; dem Eifer der Bourbonisten machte das jetzt keinen Unterschied, man duldete beide, weil sie jetzt nothwendig schienen, und der ehemalige Jakobiner und neuerliche Bonapartist Fouché gerade am meisten. Offenbar hatte er den von Elba wiedergekehrten Kaiser, indem er ihm zu dienen schien, doppelt

verrathen, an die Bourbons und an die Fremden; doch Napoleon war selber nicht aufrichtig gewesen, er hatte sich in den Schein der Freiheit und Gesetzlichkeit gehüllt, und auch dies mehr aus Zwang als freiwillig, unter der Hülle blickte deutlich hervor, daß der Sieg alsbald sie abwerfen würde; man bedauerte ihn daher wenig, und seine Entfernung galt dem Bürgersinn als eine Wohlthat für Frankreich. Höhere Theilnahme wendete sich den beiden Männern zu, welche inmitten der Erschütterungen nur immer die Sache des Volks und der Freiheit im Auge gehabt und mit ihren redlichen Bestrebungen gleicherweise dem Verrathe Fouché's unterlegen waren, den beiden von Seiten der Vaterlandsliebe untadlichen Männern Carnot und Lafayette, von denen der erstere dem Wiederkömmling von Elba sich angeschlossen, weil er in ihm die sichere Wehr gegen den äußern Feind, der andere ihn gestürzt, weil er von dieser Wehr die innere Freiheit bedroht geglaubt. Während diese Männer mit allen Ehren und mit der Achtung sogar der Feinde vom Schauplatz abgetreten waren, behauptete sich Fouché auf demselben, verabscheut von Allen, die nicht mit seinen Ränken verflochten waren oder Vortheil davon zogen. Als Polizeiminister hatte er eine ungeheure Macht in Händen, eine zum Theil unsichtbare und daher nicht genau zu ermessende; indessen mißtrauten ihm die Bourbons, und schon wetteiferte eine geheime Polizei des Hofes, eigentlich der Prinzen, mit der seinigen, suchte sie zu durchkreuzen, zu überlisten. Die Verbündeten durften sich nicht unbewacht solchem Doppelspiel überlassen, jede der Mächte traf ihre Vorkehrungen, preußischerseits wurde Justus Gruner mit ausreichenden, von ihm selbst bestimmten Hülfsmitteln den Fouché'schen Betreibungen entgegengestellt, und entwickelte sogleich eine lebhafte Thätigkeit. Sein freundschaftliches Vertrauen theilte mir von dem, was er in Erfahrung brachte oder in Betrieb setzte, gar manches mit, was ihm für mich von irgend einer Seite bedeutsam erscheinen konnte.

Der vormalige Buchhändler, nun preußische Hofrath Schöll, der unsere Quartiere besorgt hatte, fand in seinem Eifer, daß wir nicht gut genug wohnten, und ließ für Stäge-

mann, Jordan und mich, die wir überdies unsere Frauen erwarteten, in derselben Rue de Varennes Nr. 22, dem Staatskanzler nahe gegenüber, das weitläufige Hotel de Castries einrichten, indem er diejenigen Erfordernisse, welche das prächtige aber eine Zeitlang unbewohnt gewesene Haus nicht darbot, durch das Stadthaus von Paris ungesäumt liefern ließ. Er verstand sich auf das Herbeischaffen, und wurde uns Allen durch seine genaue Kenntniß der Pariser Verhältnisse vielfach nützlich; mir konnte jedoch das Benehmen gegen die ehemaligen Mitbürger gar nicht gefallen, und da ich das keineswegs verhehlte, so kam bald eine kühle Entfernung zwischen uns, die sich für immer festsetzte und mit der ich je länger desto mehr zufrieden war. Das Hotel de Castries war ein geschichtliches Gebäude und mir deßhalb merkwürdig. Der Herzog von Castries hatte im Anfange der Revolution einen seiner politischen Gegner, den Abgeordneten Lameth, um ihn für die Nationalversammlung eine Zeitlang brach zu legen, zum Zweikampfe gefordert und darin verwundet, das Volk aber, über dies die Unverletzbarkeit der Deputirten nicht achtende Benehmen heftig erbittert, hatte das Hotel des Herzogs bestürmt und im Innern alles zerschlagen. Diese Verwüstung hatte nach so vielen Jahren keine Spuren gelassen, doch war das Hotel nicht so schön und behaglich ausgestattet, um die üppige Zeit vor der Revolution zu vergegenwärtigen, noch so prächtig und geschmackvoll, um die Verschwendung der Neureichen aus der Kaiserzeit anzudeuten, es drückte vielmehr den Mittelzustand einer alten Familie aus, die ungeheuer eingebüßt, aber dabei doch noch sehr viel erhalten hat. Wir ließen uns die schönen Räume wohl gefallen, auch der Garten am Hause war uns sehr angenehm. An der gesammten Wohnlichkeit wurde die Gestalt eines ehemaligen Pariser Haushalts dieser Klasse vollkommen anschaulich, besonders mußten die vielen Anstalten, sowohl der Absonderung als der Verbindung, die kleinen geheimen Gänge, Treppen, Tapetenthüren, verborgene Kabinette und Ausgänge auffallen, ohne welches alles jene Zeit ihre häuslichen Romane freilich kaum hätte fertig bringen können.

Das Wiedersehen alter Pariser Bekannten war durch die Zeitumstände getrübt, man stieß überall auf Unzufriedenheit und Klagen, und im Gewirre der Meinungen selten auf übereinstimmende, alles war verschoben und umgestellt, Neigung und Haß wechselten mit dem Augenblick. Französische Höflinge, welche ohne den Sieg von Bellealliance noch als Emigranten in Gent saßen oder gar in hülflose Flucht gesprengt waren, schimpften auf diesen Sieg; Andere beschuldigten uns mit Heftigkeit, daß wir die Revolutionaire nicht sammt und sonders aufknüpften; die Parthei der Prinzen sonderte sich schroff von den Anhängern des Königs und wirkte dessen Behörden nach Möglichkeit entgegen. Unter den Fremden fand man erst recht so viel Köpfe so viel Sinne, jeder hatte andere Sympathieen und Erwartungen. Schlabrendorf selber verlor bisweilen den Faden in diesen Irrgängen, und wir geriethen öfters in Hader über Einzelheiten, so sehr ich im Allgemeinen mich zu seinen Ansichten bekennen mochte. Seine Dienstfertigkeit für Unglückliche hielt sich von aller Partheiung fern, und er nahm die Einwirkung seiner Landsleute überall in Anspruch, wo es die Abstellung eines Unrechts galt. Blücher hatte bei dem Vorrücken in Frankreich erklärt, die Last des Krieges solle diesmal auf die Bonapartisten fallen, als welche das Unheil am meisten verschuldet, und demgemäß war eine Liste von Anhängern Bonaparte's angefertigt worden, deren Besitzungen sogleich unter preußische Kriegsverwaltung kamen. Da man für eine solche Liste beim Heer keine genügenden Maße haben konnte, und alles nach ungefähren Angaben geschehen mußte, je nachdem ein Name gerade auftauchte, so kann man sich denken, wie mangelhaft, willkürlich und verfehlt die Sache ausfiel, abgerechnet ihre Nichtigkeit in der Form und ihre Unhaltbarkeit in der Ausführung; denn wenn man Ludwig XVIII. als König anerkannte, so mußte man auch seine bei der Rückkehr ausgesprochene Amnestie gelten lassen, und wie wollte man z. B. Fouché als Bonapartisten strafen, da derselbe eben wieder, und zwar unter seinem Bonapartischen Titel als Herzog von Otranto, der einflußreichste Minister des Königs war? Die Maßregel bestand indeß, und ehe sie höheren Ortes aufgehoben war, fühlte jeder

von ihr Betroffene die augenblickliche Bedrängniß und Unsicherheit. Zahllose Einsprüche, Verwendungen und Bittgesuche wurden laut, und Schlabrendorf hatte deren viele zu vermitteln. Ich konnte Fräulein Henriette Mendelssohn nicht besuchen, ohne sofort vom General Grafen Sebastiani, in dessen Familie sie lebte, wegen der Aufhebung solchen Beschlags angegangen zu werden, die mir auch durch einen Besuch bei dem Intendanten des preußischen Heeres Geheimen Rath Ribbentrop zu erwirken gelang. Als ich Chamisso's Schwester aufsuchte, so hatte deren Gemahl, der Königliche Oberst d'Engente, sogleich das dringendste Begehren nach Waffen und Pulver, welche unser Kommandant zum Dienste seiner Meinungsgenossen liefern sollte. Der Marquis de La Maisonfort äußerte Wünsche, wegen der ich mit Gruner sprechen mußte. Ein anderer ehemaliger Emigrirter hatte in diesem Sturm des Vaterlandes und Königthumes die bescheidene Besonnenheit, sein Streben nur auf die Gewinnung eines fremden kleinen Ordens zu beschränken! Einer meiner deutschen Freunde dagegen hatte in dieser Zeit Gemälde bei sich aufgestellt, deren Verkauf er befördern sollte. Herr und Frau von Jordis, deren gastliche Freundlichkeit vorzüglich die Preußen aufnahm, wurden unsäglich angesprochen um Verwendung ihres Einflusses, ihrer Gunst. Der treffliche Doktor Bollmann, den ich unerwartet bei Schlabrendorf wiederfand, setzte alles in Bewegung, um für seinen edlen Freund Lafayette zu sorgen. Selbst Adam von Müller, der österreichischen Staatskanzlei angehörig, hatte bei den preußischen Behörden Wünsche anzubringen, unter andern für Jean Baptiste Say, der mit Einquartierung geplagt war, und dem er ungeachtet der Verschwiegenheit ihrer staatswirthschaftlichen Ansichten freundlich gesinnt war. Bei allen diesen Sachen war ich mehr oder minder angesprochen, während ich zugleich den näheren eigenen Fürsorgen jede Thätigkeit widmete. Meinem Freunde Troxler, der wieder in die Schweiz heimgekehrt und dort vielen Anfechtungen ausgesetzt war, suchte ich daselbst durch den Staatskanzler den Schutz Preußens zu sichern. Der Frau von Wolzogen, die in Frankfurt angstvoll in Ungewißheit über das Loos ihres Sohnes schwebte,

konnt' ich Nachricht von dessen Leben und Wohlsein verschaffen; während meine Nachforschung über Friedrich Meier aus Rathenow minder glücklich nur den Tod desselben in der Schlacht von Bellealliance bestätigte.

Adam von Müller hatte ich beim Obersten von Pfuel angetroffen, er war wie immer freundlich und gefällig, vermittelte meinen Briefwechsel mit Wien, und bezeigte mir sogar Vertrauen. Die Nachricht, daß Gentz durch den Fürsten von Metternich dringend nach Paris berufen sei und nächstens ankommen werde, schien ihm weniger angenehm als mir. Er hatte bei dem Fürsten die Stelle des alten Meisters und Freundes ziemlich eingenommen, allein keineswegs ausgefüllt, und wie leicht es seinen jüngern Kräften und vielseitigern Talenten dünken mochte, jenen auszustechen, so mußte er doch bald erfahren, daß ihm das Maß desselben fehle. Er schrieb Zeitungsaufsätze mit großer Kunst und Gewandtheit, und suchte die Gesinnung, den Ruhm und das Verdienst Oesterreichs in das beste Licht zu stellen. Ein Artikel im Oesterreichischen Beobachter machte besonders aufmerksam, daß Oesterreich die von Napoleon während der hundert Tage gemachten Anträge zurückgewiesen habe, und hob geflissentlich hervor, wie lockend sie gewesen; dann lenkte er den Blick von den entscheidenden Schlachten auf die allgemeinen großen Kriegsanstalten ab, wobei neben Oesterreich auch Rußland gepriesen und der siegreiche Erfolg gleichsam auf das Ganze zurückbezogen wurde. Dies war alles sehr klug und anständig hingestellt, und machte verdientes Aufsehen. Doch der Verfasser hatte nicht bedacht, daß man bisweilen wohl den Zweck will, aber durchaus nicht die Mittel ihn zu erlangen, besonders wenn Aufsehen damit verbunden ist. So lebhafte Worte war man an dieser Stelle nicht gewohnt, und es durften dieser Art keine mehr folgen.

In sehr verschiedener Weise durften meine Mittheilungen in öffentlichen Blättern sprechen. Im Allgemeinen war ich der Zustimmung des Staatskanzlers gewiß, im Besondern der eigenen Selbstständigkeit überlassen. Ich wollte Deutsch und Preußisch als Eins ansehen, und in beiden die Wahrheit und Gerechtigkeit festhalten, überzeugt, daß ich auf diese

Art nie den wahren Staatsvortheil verfehlen könnte. Als ein Zeugniß dessen, was ich damals in solchem Sinne zu sagen unternahm, sei hier folgendes Schreiben aus Paris vom 24. Juli eingeschaltet, das im Deutschen Beobachter zu Hamburg erschien: „Aller Augen sind gegenwärtig mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die nächsten Beschlüsse gerichtet, welche die Verbündeten in Betreff der französischen Angelegenheiten fassen werden. Man kann sagen, daß beide Theile, sowohl die Deutschen als die Franzosen, nicht ohne einige Aengstlichkeit dabei sind, die ersten, weil sie fürchten, das Beispiel vom vorigen Jahre könne sich wiederholen, die zweiten, weil sie fürchten, es könnte diesmal anders ablaufen. Wer den jetzigen Zustand von Frankreich und die Geschichte der frühern Zustände, welche diesen herbeigeführt haben, kennt, der fühlt allerdings, daß es für Fremde eine schwierige Aufgabe ist, das künftige Loos eines solchen Landes in Absicht seiner innern Verhältnisse bestimmen zu helfen. Soll dies auf eine dauerversprechende und für uns selber fruchtbare Weise geschehen, so muß es auf eine gerechte und menschliche Weise geschehen, und das hochheilige Recht der Volksthümlichkeit nicht verletzen, damit wir nicht dort mit Füßen treten, was wir bei uns in Ehren gehalten wünschen. Der wahre, tiefe Wunsch des Volks, der demjenigen nicht verborgen bleiben kann, der ihn ernstlich erkennen will, die Richtung zur Freiheit und zum edlern Bürgerthum muß von uns, die wir alles dieses zu Hause wollen und pflegen, auch hier behauptet und geachtet werden; denn das wäre eine schlechte, entehrende Liebe zur deutschen Freiheit, wenn sie die Freiheit anderer Völker haßte und der Sklaverei derselben bedürfte, wie England zu seinem freien Wohlstande des in Unterdrückung seufzenden Indiens bedarf. Bei der unendlichen Schwierigkeit, in diesem Geiste der Gerechtigkeit vormundschaftlich für ein fremdes Volk zu handeln, besonders wenn dieses in einem solchen Tumult der mannigfachsten Meinungen und Interessen gährt, scheint uns fast das Gerathenste, die Hand gänzlich von der Sache abzuziehen, und diese sich selber zu überlassen, wenigstens so lange, bis wir unsere eigenen Angelegenheiten gehörig besorgt haben.“

„Unsere Sache aber von dem Standpunkte aus, wo wir gegenwärtig stehen, betrachtet, scheint zuvörderst folgende Gegenstände zu umfassen: Erstens, daß noch einige Zeit die äußere militairische Sicherstellung, zu welcher Deutschland, und besonders Preußen, mit so großem Kraftaufwand, durch die Franzosen genöthigt worden, fortdauere und bei den ungewissen Schwankungen, welche noch in Absicht der künftigen französischen Regierung bestehen, der Krieg gegen die Truppen und Festungen, die uns Widerstand leisten, eifrig fortgesetzt werde; zweitens, daß unsere altdeutschen Länder, welche Frankreich früher an sich gebracht, wieder zu Deutschland gezogen, und der ungeheuren Kriegskosten, die wir jetzo wieder in aller Art aufgebracht, eine hinlängliche, doch nicht übermäßige, und den Ruin des Landes nicht gerade nach sich ziehende Erstattung geleistet werde. Diese drei Punkte sind jetzt das Wesentliche, auf welches wir unser Augenmerk zu wenden haben. Kein Franzose kann unsere daraus abzuleitenden Maßregeln ungerecht, anmaßend oder für ihn entehrend finden, es ist nicht nur das Nöthige, sondern auch das Billige. Was jenseits dieser Punkte liegt, die sämmtlichen innern Verhältnisse ihres Landes, die künftige Regierung und Verfassung, den ganzen Zusammenhang politischer Meinungsthätigkeit und der daraus entspringenden Formen, das alles möge den Franzosen, wie jedem Volke, frank und frei überlassen bleiben; mögen sie zum Herrscher nehmen, wer ihnen der liebste ist, mögen sie zusammen bleiben oder sich theilen, das alles ist ihre Sache, über die wir die unserige nicht vergessen wollen: erst wenn wir diese besorgt haben, mögen wir der fremden Sache, wenn es nöthig und gefordert würde, unsern Rath und unsere Beihülfe allerdings nicht versagen!“

Diesem Artikel folgte unter dem 2. August ein anderer, in welchem die damalige diplomatische Sprache Preußens unbeengt wiederklang: „Die Anhänger Bonaparte's verlieren sich nach und nach vom Schauplatze, da die endliche Gefangennehmung des Oberhauptes ihnen vollends alle Hoffnung abschneidet, durch Anzettelungen und Ränke noch etwas Bedeutendes zu wirken. Viele treten als Royalisten wieder auf, welches sie im Herzen heimlich immer gewesen zu sein

behaupten, aber ohne den Sieg Blücher's und Wellington's vielleicht auch für immer heimlich geblieben wären; diese wetterwendische Leichtigkeit von einer Sache zur andern überzuspringen ist wohl großentheils eine Folge der vieljährigen Revolution, die in ihren Partheistürmen nur wenige Leute in beharrlicher Gesinnung ließ, und wir dürfen daher in manchen, uns freilich auffallenden, aber doch im Ganzen unerheblichen Aeußerungen augenblicklicher Annahme nicht sogleich den wahren Willen des Volks erkennen wollen. Es ist gewiß, daß Bonaparte selbst bei dem Heere viel weniger Anhänger hatte, als man allgemein geglaubt hat, und daß eine Menge Leute sich nur in der Eile für ihn entschieden, weil ihnen die andere Ordnung der Dinge noch mehr zuwider war. Dieses wird die rückkehrende Regierung wohl bedenken, und statt sich eitlen Täuschungen von allgemeiner Liebe und Anhänglichkeit zu überlassen, lieber ernstlich den Ursachen nachspüren, wodurch es möglich geworden, daß eine bloße aufrührische Soldatenrotte sie aus der Mitte eines ganzen Volks, dessen wahre Liebe wohl ein sicherer Schutz dagegen gewesen wäre, vertreiben konnte. Auch jetzt, da doch die Schmeichler und Lügner gleich wieder bei der Hand sind, den König Ludwig über sein wahres Verhältniß zum französischen Volke zu täuschen, wird ihnen bei dem Gedanken an den Abmarsch der verbündeten Heere aus Frankreich doch gleich wieder bange, und man behauptet, es müßten wenigstens 150,000 Mann zurückbleiben, um das Volk dem Könige unterworfen zu halten. Dieser Wunsch wird wohl erfüllt werden, aber in größerem Maße, da die sämmtlichen verbündeten Heere vor der Hand noch nicht an's Weggehen denken; allein man muß doch gestehn, daß es ein höchst zerrütteter und trauriger Zustand ist, wenn fremde Bajonette einen Thron stützen müssen. In dieser Rücksicht ist es besser, den Krieg gegen die französische Kriegsmacht, die nicht auseinander gehen will, lieber sogleich noch fortzusetzen, damit so wenig als möglich von dem übrig bleibe, was den Bourbons, und womit sie vielleicht in der Folge doch wieder uns schaden könnten; und dann wird sich auch durch die neuern kriegerischen Entscheidungen in dem französischen Volke leichter die Gesinnung entwickeln

und zeigen, auf die man bei Berathung der Zukunft fußen kann."

„Es ist bekannt, wie schon im vorigen Jahre die volksthümliche Gesinnung in Deutschland sehr schmerzlich empfunden, daß ursprünglich deutsche Länder, und namentlich der Elsaß, bei Frankreich gelassen wurden. Dieselbe Gesinnung hat jetzt lauter und mächtiger ihre Stimme erhoben, und dringt heftig darauf, daß das Versäumte jetzt nachgeholt werde, da eine wunderbare Schickung so unerwartet auf's neue die Gelegenheit darbietet. Diese hin und wieder verlautbarte Absicht hat die Franzosen in ein unglaubliches Schrecken gesetzt und alle Partheien allarmirt. Von allen Seiten ertönt das Geschrei, wie ein solches Verfahren ganz Frankreich in Bewegung bringen und selbst den König auf die Seite des Volks wenden müßte, das ihm nie verzeihen würde, an der Verkleinerung Frankreichs Schuld gewesen zu sein. Und gleichwohl ist jene Forderung durchaus nur gerecht; der Elsaß ist ein deutsches Land, von Deutschen bewohnt, nur deutsch wird darin gesprochen, die ehemalige Eroberung durch die Franzosen war das einzige Recht, mit dem sie dieses Land hundert Jahre besaßen, und dieses selbige Recht spricht nun für uns und kommt zu den in der Natur begründeten, ewig unveräußerlichen Ansprüchen hinzu. Die Bourbons könnten auch um so eher dieses, sonst freilich sehr schöne und wichtige Land verschmerzen, da dasselbe so viele Beweise seiner Abneigung gegen dieses Fürstenhaus neuerdings gegeben hat, und doch nur immer ein stets glühender Feuerheerd für neue Unruhen bliebe."

Die Gegenwirkung wider die Bourbons war in der That heftig und mannigfach. Das Heer hinter der Loire konnte noch nicht als ein ihnen unterworfenes angesehen werden. In den Departementern herrschte Zerrüttung und Gewaltsamkeit; wo die Parthei des Königthums die Oberhand hatte, wie besonders im Süden, da geschahen Gräuelthaten, in andern Gegenden hinwieder wurden die Edelleute und Priester verfolgt. In Paris selbst, ungeachtet die Stadt von Preußen und Engländern besetzt war, erneuerten sich von Tag zu Tag die drohenden Zeichen gährender Unruhen. Im Tuile-

rieengarten tanzten wohl weißgekleidete Mädchen und Frauen, zum Theil aus den höheren Ständen, im Kreise und sangen dabei Spottlieder auf den Père la Violette, wie Napoleon nun hieß, aber schnell stoben sie auseinander, wenn eine Schaar mit dem Geschrei Vive l'Empereur vorüberstürmte. Abends unter den Fenstern des Königs Ludwig forderte ein tausendstimmiges Gebrüll Vive le Roi! gebieterisch sein Erscheinen am Fenster, doch kaum zeigte sich die wohlbeleibte unbehülfliche Gestalt mit dankender Verneigung und Handgebärde, so fehlte nie aus der Mitte vorbereiteter Gruppen der schneidende Zwischenruf: „Vive l'Empereur! à bas les Bourbons!" Die Schreier wurden wohl durch die Nationalgarden verhaftet, allein immer folgten andere, und ich habe eines Abends gegen tausend Mann Nationalgarden vergebens bemüht gesehen, dem unverschämten Hohn Einhalt zu thun. In der Vorstadt Saint-Antoine zog das Volk am hellen Tage mit einem Schwein herum, dem an die Ohren große weiße Kokarden gesteckt waren, und sang dazu mit rauher Wildheit: „Nous amenons le gros cochon." Ludwig XVIII. hieß nicht mehr le désiré, sondern l'inévitable, die preußischen Soldaten nannten ihn mit Gespött Louis tout de suite, und im Puppenspiel auf dem Boulevard konnte man den Witz hören: „Vous croyez nous pouvoir imposer de si fortes contributions à cause de notre gros revenu!" Einen muntern Zug nationaler Gesinnung übte die bewunderte und unübertreffliche Schauspielerin Mlle. Mars aus. Ich war mit Pfuel im Théatre Français, als sie am 2. August zum erstenmal seit der neuen Wandlung der Dinge wieder auf die Bühne trat, unter dem ungeheuren Beifall der gedrängt vollen Versammlung. Sie hatte Verdruß von Seiten der Behörde gehabt, weil sie mit Veilchen, dem damaligen Zeichen Napoleon's aufgetreten war; heute trug sie einen reichen Kleiderbesatz von rothen Blumen, die aber beim Wechsel des Anzugs im zweiten Aufzug durch weiße und im dritten Aufzuge durch blaue ersetzt wurden; so waren denn die drei Farben, die zugleich nicht erscheinen durften, nach einander doch vorgeführt und das nationale Sinnbild richtig zu Stande gebracht. Der Beifall steigerte sich nun zum

wahren Sturme, dessen weiteren Verlauf wir nicht abwarteten; die Nationalgarde, welche zur Stillung des Aufruhrs herbeikam, war in ihrer Uniform ebenfalls dreifarbig anzusehen, wurde darüber beklatscht und hatte nun um so weniger Lust einzuschreiten.

Jene ärgerlichen Auftritte, deren Wiederholung aus der alleinigen Kraft der Mißstimmung nicht zu erklären schien, wurden von Vielen den Royalisten zugeschrieben, als welche dadurch den König von der Nothwendigkeit scharfer Maßregeln überzeugen wollten, von Andern aber, und wohl mit mehr Grund, den Ränken Fouché's, der dadurch noch größere Gewalt zu erlangen hoffte, wiewohl die ihm schon zustehende hätte hinreichen sollen, dergleichen zu verhindern; ließ er doch sogar unter den französischen Tagesblättern solche bestehen, die ganz offen gegen die Bourbons sprachen, der Aristarque Français wurde von dem Dichter Arnault in diesem Sinne mit Fouché's Wissen herausgegeben. Zugleich aber war diese Aufregung gegen die Fremden gerichtet, und in diesem Bezuge hatte Fouché, sofern man ihn als den Anstifter betrachtete, manche nationale und sogar manche royalistische Stimme für sich; gegen uns waren fast alle Franzosen einig, uns wünschten alle so schnell als möglich zurückgeschickt, höchstens als dem Hofe willenlos Dienende, gleich den Schweizern, wollten sie uns noch behalten. Die revolutionaire, konstitutionelle, nationale Parthei, das war sichtbar, gewann in der Verwirrung täglich mehr Stärke.

Die Preußen insonderheit waren das Ziel der Angriffe und Neckereien; zwar den Uebermuth, der sich zu thatsächlichem Trotz hervorwagte, schlug die Entschlossenheit der Kriegsobern und nöthigenfalls der Soldaten selbst unbedingt nieder, aber gegen die Feindseligkeit der Tagesblätter, gegen die unaufhörlichen Anschwärzungen und Sticheleien, die von daher in die ganze Welt sich verbreiteten und selbst in Deutschland die Gemüther stutzig machten, fanden wir uns ohne Vertheidigung. Ich wurde von Hardenberg beauftragt, hierüber an Fouché durch einen seiner Agenten, der mich zu besuchen pflegte, eine Mittheilung zu machen und ihn zu warnen, wenn diese Ungebühr nicht aufhörte, so würden wir jene

Zeitungen unterdrücken und ihre Druckereien unter Siegel legen. Zugleich übersandte ich dem Journal des débats einen Aufsatz, der unser Verhältniß und Verfahren in sein rechtes Licht setzte. Der Aufsatz wurde abgedruckt, doch nicht ohne einige Verstümmelungen und Zusätze, und eine Zeitlang war wirklich ein mehr gemäßigter Ton in Betreff der Preußen wahrzunehmen. Es schien, als habe man eben nur gewünscht, deßhalb angesprochen zu werden. Mein französischer Aufsatz aber hatte später noch bedeutende Folgen für mich.

Inzwischen ergab sich ein Anlaß, bei welchem unsere Dazwischenkunft sogar gewünscht und gefordert wurde. Ludwig XVIII. hatte bei seiner Rückkehr eine Amnestie für die in den hundert Tagen begangenen politischen Sünden der Franzosen verkündigt, allein nicht unbedingt; die Mitglieder der Pairskammer, welche bei Napoleon's Wiederkehr in derselben verblieben waren, wurden aus ihr ausgestoßen; und eine zwiefache Liste, von neunzehn und von acht und dreißig Namen, sprach über jene augenblickliches Gerichtsverfahren, über diese späteres und einstweilen Bannung aus. Unter die verhaßtesten Schuldigen gehörte der Oberst Labédoyere, der an der Spitze seines Regiments bei Grenoble zuerst zu Napoleon übergegangen war, und unglücklicherweise jetzt in der heißesten Rachezeit ergriffen worden war. Ein Kriegsgericht sollte über ihn sprechen, das Todesurtheil war unfehlbar. Aber Labédoyere war altadlicher Herkunft, angesehener Verwandtschaft, ein junger schöner Mann, glücklich verheirathet, jenes Vergehen abgerechnet von ritterlicher, sogar frommer Gesinnung, er weckte allgemeine Theilnahme, selbst eifrige Royalisten wünschten ihn zu retten. Bei den Bourbons herrschten blutdürstige Stimmen, dort war keine Gnade zu hoffen. Man wandte sich an den Kaiser von Rußland, man rief die Kapitulation von Paris an, durch welche bedungen war, daß niemand wegen seines Antheils an den frühern Ereignissen verfolgt werden dürfe; der Kaiser fühlte Mitleid, Frau von Krüdener, welche ihm nach Paris gefolgt war und religiöse Unterhaltungen mit ihm pflog, wurde von Seiten der Franzosen bestürmt, den Kaiser zu einem entscheidenden Schritte zu vermögen, allein sie selbst war nicht eifrig genug,

oder der Kaiser zu schwierig, und bei Wellington's harter Zurückweisung des Berufs auf die Kapitulation blieb Labédoyere rettungslos seinem Schicksal überlassen. Am 14. August war er verhaftet worden, am 19. wurde er in der Ebene von Grenelle erschossen.

Die Wirkung dieses Todes war verhängnißvoll, zunächst im Eindruck auf den Kaiser. Als er das Geschehene erfuhr, war er untröstlich. Um ihn zu beruhigen, wollte man ihn wenigstens überzeugen, daß die Seele Labédoyere's gerettet sei. Schon seit einiger Zeit hatten französische Religionseiferer sich der Frau von Krüdener angeschlossen, um durch sie auf den Kaiser zu wirken, ihn für die katholische Kirche, für die Bourbons, in Summa für Frankreich zu stimmen, und der Kaiser war auf ihre Lockungen nur zu sehr eingegangen. Sie schmeichelten der neuen Richtung seines Ehrgeizes, ein Auserwählter der Vorsehung, der Gründer einer religiösen Politik zu sein, er hörte täglich seine Großmuth, seine Frömmigkeit preisen. Frau von Krüdener sprach von Gemeinschaft mit der Geisterwelt, auf welche die früheren Unterhaltungen Jung-Stilling's den Sinn schon vorbereitet hatten. Da man den Kaiser wegen Labédoyere's so tief niedergeschlagen sah, glaubte man, um ihn aufzurichten, eine Geisterbeschwörung wagen zu dürfen. Die Sache fand bei Frau von Krüdener wirklich Statt, Labédoyere's Geist erschien mit den blutigen Mahlen der Kugeln, die ihn getödtet, und gab zu erkennen, daß er unter die Seligen aufgenommen sei. Einer der Hauptanstifter dieser Sache war der alte Bergasse, ein ehemaliger Advokat, der schon vor der Revolution durch seine Gabe der Rede, durch seine Streitigkeiten mit Beaumarchais und durch seinen Glauben an den Lebensmagnetismus nicht unvortheilhaft bekannt geworden war; seitdem hatte er den Ruf eines redlichen Biedermannes und gefühlvollen Schwärmers behauptet; Frau von Krüdener gehörte schon früher in den Kreis seiner Verehrerinnen, im Jahre 1814 hatte der Minister von Stein ihn kennen gelernt, und ihn jetzt als einen der wenigen wohlgesinnten und nützlich zu gebrauchenden Franzosen an Gruner empfohlen. Hier lernt' ich ihn kennen, er gefiel mir aber gar nicht, ich fand ihn

eingebildet und schlau, und hielt ihn für einen Schelm. Da er seine Leute schnell durchschaute, und bald merkte, daß Empfindsamkeit und Schwärmerei bei Gruner nichts galten, so warf er die Verstellung ab, und gewann ihn durch Aufrichtigkeit. Er theilte ihm die Geistergeschichte ohne Hehl mit, und fügte hinzu: „Nous avons eu honte nous-mêmes des moyens que nous avons dû employer!“ Gruner lachte mitleidig, als er mir diese Aeußerung vertraute, und ich erkannte mit Abscheu, daß ich dem alten Schelm in meinen Gedanken nicht zu viel gethan hatte!

Ein gleiches Loos, wie Labédoyere erlitten, schien der Marschall Ney erwarten zu müssen, der kurz nach jenem das Unglück gehabt, seinen Verfolgern in die Hände zu fallen. Für ihn sprachen nicht minder wie für jenen eindringliche persönliche Rücksichten, weit stärker aber allgemeine Betrachtungen. Sein strahlender Kriegsruhm, sein hoher Rang als Marschall und Pair, die Anhänglichkeit der Truppen, die Geltung seines Namens bei Freund und Feind, alles machte seinen Tod zu einem Ereigniß von ernsthaftester Bedeutung. Stark und laut, und fast mit drohendem Nachdruck wurde auch für ihn der Schutz der Kapitulation von Paris angerufen, man schrie über treulosen Wortbruch, und die Verbündeten wie die Bourbons wurden auf das heftigste geschmäht. Man fragte in den Tuilerieen schon besorgt, ob sein Tod die Vermehrung des Hasses auch werth sei, die er verursachen werde? Seine Vertheidigung durch einen beredten Sachwalter wurde mit eifriger Gunst gelesen. Auch weigerten sich in der That seine Waffenbrüder, sein Urtheil auszusprechen, das Kriegsgericht erklärte sich für unbefugt, und der Gerichtshandel mußte an die Pairskammer gebracht werden, die späterhin wirklich das Todesurtheil sprach, welches eben so grausam als unklug erscheinen mußte, und ihr seitdem oft als unauslöschliche Schmach ist vorgeworfen worden.

In welchen Verwickelungen Frankreich verstrickt lag, ergab sich am deutlichsten aus dem Berichte, welchen der Minister Fouché an Ludwig XVIII. amtlich erstattete und zugleich durch den Druck veröffentlichte. Das Aufsehn war ungeheuer, sowohl wegen der Form, als wegen des Inhalts.

Man sah in dem Unternehmen den kühnen Versuch, eine Zwischenstellung zwischen der Volksmeinung und dem Hofe zu gewinnen, und sich dadurch nach beiden Seiten unentbehrlich zu machen. Hauptsächlich war demnach der Bericht gegen die Fremden gerichtet, als welche beiden Theilen, der Nation wie dem Hofe, drückend und hemmend seien, wobei denn klüglich versteckt wurde, daß ohne die Fremden die Nation in Gefahr stand, von der fanatischen Hofparthei rücksichtslos zertreten zu werden, der Hof hingegen die Aussicht hatte neuer Empörung zum Opfer zu fallen. Die Wirkung dieses Berichts war noch nicht erloschen, als ein zweiter folgte, der denselben Stoff noch umständlicher und schärfer an's Licht stellte. Das Erstaunen der verbündeten Herrscher und ihrer Minister und Feldherren über die auffallende Handlung eines Ministers im Amte, der von seinem Könige nicht mißbilligt schien, war außerordentlich; allein bei der Verschiedenheit der Ansichten, welchen die Kabinette folgten, und besonders durch den Sinn der Vertreter Englands, die sich am meisten mit Fouché eingelassen hatten, und gern die Bourbons gegen die Mächte des Festlandes wieder in einer Art von Selbstständigkeit sehen wollten, kam es zu keiner nachdrücklichen Einsprache oder Rüge, wie sie das unglaubliche Auftreten wohl verdient hätte. Die Feindseligkeit des Fouché'schen Berichtes zielte augenscheinlich am meisten auf Preußen, und Gruner gab sich deßhalb die Genugthuung, durch ein Schreiben an Fouché diesem zu antworten. Dies blieb aber schon darum fast ohne Wirkung, weil das Schreiben nicht durch den Druck öffentlich wurde.

Den Vorspiegelungen Fouché's, so wie ähnlichen Salvandy's und anderer Schriftsteller des Tages hatte ich schon früher entgegenzuwirken gesucht in einem Schreiben aus Paris vom 21. August, das im Deutschen Beobachter also lautete: „So lange wir den Feind gegenüber hatten, und alles Wohl und Wehe auf dem Schwerte beruhte, ging unsere Sache frisch vorwärts und führte in großen Entscheidungen zum Ziele; jetzt, nachdem der eigentliche Feind von der Bühne verschwunden und für uns in Frankreich der seltsame Zustand eingetreten, von dem wir nicht recht wissen, ob er

Krieg oder Frieden ist, stockt alles plötzlich wieder, und wir scheinen von dem nahegeglaubten Ziele wieder in ziemliche Ferne getrieben. Die schnelle Rückkehr der Bourbons in das gegen sie empört gewesene Land, und die Schonungen, welche die Anwesenheit einer Regierung, deren Anerkennung weder unbedingt zugestanden noch versagt werden kann, den verbündeten Mächten auferlegt, haben die klare Ansicht der Dinge auch für die Bestgesinnten getrübt, und die politischen Verhältnisse auf eine solche Art verwickelt, daß eben so viel Geist als Muth zu ihrer richtigen Auflösung erforderlich sein wird. Die deutschen Vaterlandsfreunde schienen bisher keinen Zweifel über die Art und Weise zu hegen, wie die Waffenerfolge, die man so rasch und entscheidend nicht zu hoffen gewagt, benutzt werden müßten, und genug Stimmen sind hierüber aus verschiedenen Gegenden Deuschlands erschollen. Keine jedoch kräftiger und erschöpfender, als die in dem Rheinischen Merkur unter der Aufschrift: „Was ist zu thun?“ gegebene Antwort auf die wichtigen Fragen der Zeit, die nun bei aller Einfachheit sich wieder so sehr müssen verwirren und verzerren lassen!“

„Die Franzosen sind jetzt ungemein mit den Wahlen für den neuen gesetzgebenden Körper beschäftigt, welcher zum 1. September zusammentreten soll. Die Regierung sucht alles mögliche anzuwenden, um ihren Anhängern das Uebergewicht in dieser Versammlung zu geben, doch ist in manchen Gegenden der Geist der Einwohner so entschieden abgeneigt, daß man wenigstens ein Drittel oder auch ein Viertel rechnet, welches aus Freiheitsfreunden und Männern der Revolution bestehen wird. Die ganze Normandie, welche früher für sehr royalistisch galt, zeigt sich jetzt seltsamerweise ganz antiroyalistisch. Der 15. August, der in Paris ganz ruhig war, ist in der Normandie und zum Theil in der Bretagne nicht ohne Gährung vorübergegangen, so daß an mehreren Orten die preußischen Truppen sehr wachsam blieben. Nichts wäre aber falscher, als wenn man den Schluß ziehen wollte, die Leute wären, weil sie vive l'Empereur! schrieen, nun auch Anhänger Bonaparte's; jener Ruf ist nichts weiter, als ein Oppositionsruf gegen das

herrschende System, für welches das Volk noch keinen andern Ausdruck gefunden hat." — Ein anderer Artikel, vom 29. August, sprach ebendaselbst über die Zerrüttung der von uns nicht besetzten Provinzen, wie folgt: „Nachrichten aus dem südlichen Frankreich geben die traurigste Schilderung von der schrecklichen Zerrüttung und Gesetzlosigkeit, welche dort herrschen. Die hiesigen Zeitungen dürfen von den entsetzlichen Ausschweifungen, die dort begangen, das wenigste mittheilen, und selbst die grausame Geschichte der Ermordung des Generals Ramel, die alles, was die Revolution Gräuelhaftes aufzuzeigen hat, wo möglich überbietet, hat sich nur durch ein Versehen in einige Blätter gegen die Absicht eingeschlichen. In den Städten und auf dem platten Lande kennt die Wuth des von den Royalisten aufgehetzten Pöbels keine Gränzen, die Menschen werden nach unerhörten Mißhandlungen ermordet, wenn sie nicht so glücklich sind, eine Gelegenheit zur Flucht zu finden, die Häuser ausgeplündert und niedergerissen, ganze Gegenden mit Feuer und Schwert verheert. Die zahlreichen Protestanten, die sich meistens durch Bildung und Wohlhabenheit auszeichnen, sind vorzugsweise die Opfer dieser fanatischen Wuth, die jedoch in blinder Raubsucht auch die angeblichen Freunde nicht verschont, wenn die Aussicht auf große Beute es bequemer dünken läßt, sie für Bonapartisten auszugeben. An der Spitze der verbrecherischen Rotten, denen die rothe Mütze unter andern Umständen ein ebenso gültiges Zeichen, wie jetzt die Lilien für ihre Ausschweifungen wäre, erblickt man mitunter Männer von Stand und Würden, und vornehme Beamte. Statt durch ihr Ansehen diesem Unfuge zu steuern, scheinen sie demselben Beifall zu geben. Die königlichen außerordentlichen Bevollmächtigten werden in dieser Rücksicht hart beschuldigt. Ja die redlichen Bürger haben nicht ohne tiefes Seufzen die Proklamation des Herzogs von Angoulême diese Gräuelthaten mit Stillschweigen übergehen gesehen, gleichsam als sei alles in gehöriger Ordnung vor sich gegangen, und sei blos Gerechtigkeit geübt worden. — Alle Gesinnungen der Freiheit und des Bessern, sie mögen den entgegengesetztesten Partheien angehören, alle Theilnahme an den Be-

gebenheiten von 1815 bis 1789 zurück, werden ohne Unterschied hervorgezogen und mit wüthender Rache verfolgt. Nur das alte, plumpe Vorurtheil und die empörende Anmaßung tollen Blödsinns sollen gelten. Von den Protestanten, von der ganzen Mittelklasse des Bürgerstandes ist im Sinne dieser Wütheriche niemand mehr unschuldig zu nennen. In Nismes hat nur die schleunige Flucht der noch übrigen Protestanten die Fortschritte des blutigen Aufruhrs einigermaßen gehemmt. In Marseille ist ein Unglücklicher, bevor die Hülfe der Behörden ihn erreichen konnte, vom Pöbel lebendig verbrannt worden. Der Himmel weiß, wohin das noch führen und wo es enden wird. Die Urheber dieser Gräuel werden auch ihrerseits als Opfer des Hasses fallen, den sie erregen. Die Regierung, deren Name zu solchen Gräueln den Vorwand giebt, deren eifrigste Anhänger solche Verbrecher sich ungestraft nennen, wird unschuldigerweise mit dem Fluche der Völker beladen und verliert die einzige Stütze, auf welche ihre Zukunft gebaut sein kann, die Hoffnung auf Versöhnung und Gerechtigkeit."

Namentlich gegen Fouché und seinen zweiten Bericht ging der folgende, gleichfalls im Deutschen Beobachter abgedruckte Artikel vom 6. September: „Fouché sagt in seinem Berichte an den König über den Zustand Frankreichs mit dürren Worten, wenn die Sachen so fortgingen, so würden die Franzosen bald nur noch bei der Verzweiflung Rath finden, jedes Werkzeug zur Waffe werden, und wenn man annehmen wolle, daß ein Volk von 30 Millionen Menschen vertilgt werden könne, so würde mit den Unterdrückten ohne Zweifel auch ein großer Theil der Unterdrücker das gleiche Schicksal theilen. — Diese und ähnliche Redensarten sind augenscheinlich darauf berechnet, uns zu schrecken und unsere Beschlüsse durch die Flucht zu übereilen; sie sind ohne Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Nicht zwar, als ob wir glaubten, der französische Volksgeist könne nicht kräftig erwachen und sich gegen die Uebel, von denen Frankreich bedrückt ist, vereinen, im Gegentheil, wir sehen eine solche Bewegung als möglich, und als keineswegs zu verachten an. Allein der Zeitpunkt sowohl, als die Richtung einer solchen

Bewegung sind in dem angeführten Berichte falsch vorgestellt. Der Zeitpunkt, weil ihm der Natur der Sache nach eine Menge Entwickelungen vorangegangen sein müssen, von denen noch keine Spur zu sehen ist, indem die Partheien Frankreichs nicht nur in's Unendliche versplittert sind, sondern auch keine einzige eine sichere Gestalt und feste Grundsätze oder Häupter hat, um zum Mittelpunkte für das Anschließen der Uebrigen zu dienen. Die Richtung, weil diese durchaus dahin gehen muß, wo das Uebel am größten ist; die königliche Regierung könnte in dieser Rücksicht viel gefährlicher stehen, als die verbündeten Truppen, die doch nur vorübergehend in Frankreich sind, während jene als bleibend angenommen wird; wir fragen, wo ist das größte Unglück? in den von den verbündeten Truppen besetzten, oder in den bloß der königlichen Regierung anheimgestellten Ländern? Beide haben sich ungefähr in die zwei Hälften getheilt; in der einen Hälfte fühlt man allerdings die Last fremder Truppen, die jedoch nach den ersten Kriegsstürmen zu der strengsten Ordnung und Zucht beruhigt sind, ferner die Last der Kriegssteuern und Verpflegung, aber Ruhe, Sicherheit, Ordnung besteht für die Personen wie für das Eigenthum, die Arbeiten des Landmanns sind ungestört, die Geschäfte der Städte heben wieder an; in der andern Hälfte sind keine fremde Truppen, aber desto mehr französische, in mancher Rücksicht mehr feindlich zu nennen, als die fremden; zu der drückenden Last ungewisser, sich auflösender und wieder vereinender Heerhaufen gesellt sich, wie dort, der verhältnißmäßige Antheil zu den Kriegssteuern, im übrigen aber ist das Land der furchtbarsten Zerrüttung hingegeben, Mord, Aufruhr, Verfolgungen aller Art wüthen in den unglücklichen Ländern, so daß selbst das Einrücken fremder Truppen, wie in Nismes, als einzige Rettung betrachtet wird. Die Anstifter dieser entsetzlichen Unruhen, die einen förmlichen Bürgerkrieg zu entzünden drohen, nennen sich Royalisten, sie handeln im Namen, und nicht selten unter dem Ansehen der Prinzen selbst mit königlichen Vollmachten, die sie überschreiten. Was haben die Verbündeten an diesem Unglück für Theil? soll durch ihren Abzug ganz

Frankreich sich solchen Gräueln zum Schauplatz eröffnen, der jetzt doch wenigstens auf die Hälfte dieses Landes beschränkt ist? Nein wahrlich das Zögern der Verbündeten hat diesmal nur zu sehr seine trifftigen Gründe, die wichtigen und bedenklichen Umstände verlangen reife Ueberlegung. Wie können die Bourbons fordern, daß man durch schleunigen Abzug ihnen ganz Frankreich überlasse, bis sie nicht den Theil, in welchem keine fremden Truppen ihre Maßregeln hemmen und hindern, in Frieden und Ordnung beruhigt, und dadurch gezeigt haben, daß sie der Regierung des Ganzen gewachsen sind? Wenn ihre Sache nicht die des Volks werden kann, wenn sie nicht selbst sie dazu zu machen verstehen, so wird weder unsere Anwesenheit noch unser Weggehen ihnen darin helfen, und die durch die Wendung der Ereignisse den Verbündeten in diesem Augenblicke auferlegte Pflicht, Frankreichs Geschick ernstlich zu berathen, müßte in solchem Falle eine andere Gestaltung der Dinge unterstützen. Wenn Fouché's Bericht die Verbündeten als die Ursache angiebt, daß die Regierung der Bourbons sich nicht befestigt, so ist er entweder verblendet, oder er will verblenden; im Gegentheil, die von uns besetzten Länder mögen durch den Anblick unserer Truppen unwillkürlich nur zu sehr für die königliche Regierung gestimmt werden, und wenn bei der Nationalstimme ein Zwang Statt findet, so dürfte es eher im entgegengesetzten Sinne sein, als die Royalisten uns wollen glauben machen."

Die Preußen standen freilich in den Reibungen und Schlägen wider das französische Wesen allen andern Verbündeten voran, und erregten durch ihr folgerechtes Verfahren eine gesteigerte Erbitterung. Ein ungeheurer tausendfältig wiederhallender Wehschrei erhob sich bei der Zurücknahme der Kunstwerke und Denkmale, welche Napoleon aus den eroberten Ländern nach Paris zusammengebracht hatte. Bei dem ersten Pariser Frieden war dieser Gegenstand gänzlich verabsäumt worden, und oft hatten die Friedensschließer darob harte Vorwürfe hören müssen. Auch bei dem zweiten Pariser Frieden wäre es wohl nicht anders gegangen, hätte nicht Blücher mit seiner Feldherrnmacht hier

vor- und durchgegriffen. Ehe noch die Monarchen in Paris waren, ließ er sogleich alles vormals preußische Eigenthum dieser Art zurückfordern und wegnehmen. An Widerstand war in diesem Augenblicke nicht zu denken, und der preußische Antheil war nicht so beträchtlich, daß die ungeheuren Pariser Sammlungen den Verlust nicht hätten verschmerzen können. Als aber, auf Blücher's Anreiz, auch andere Beraubte ihre Zurückforderungen erhoben, und unter dem Schutze preußischer Waffen bewirkten, nahm die Sache eine bedrohlichere Gestalt, und die Franzosen aller Partheien strengten alle Mittel an, den Verlust abzuwenden. Den Monarchen wurde vorgestellt, daß dieser Schimpf auf ihre Schützlinge die Bourbons zurückfalle, daß jene Kunstwerke in Paris dem allgemeinen Genusse und für die ganze gebildete Welt offen ständen, und daß es eine Barbarei sei, sie auf's neue zu zerstreuen. Rußland und England hatten in diesem Betreff wenig oder nichts anzusprechen, und waren nur allzu geneigt, für eine Großmuth zu stimmen, die ihnen nichts kostete; Oesterreich durfte schon bedenklicher sein, hätte jedoch wohl nie aus eigenem Antriebe seine Forderungen geltend gemacht. Doch die Sache lag thatsächlich schon nicht mehr in den Händen der Monarchen, das Beispiel war gegeben, ein Theil des Unternehmens schon ausgeführt, die Arbeit ging frisch vorwärts, und eine ungeheure Gewalt der Meinung hatte sich ihr beigesellt, selbst Wellington wagte nicht ihr offen entgegenzutreten, und ließ, wiewohl mit Bedauern, geschehen, was sein Bruder Blücher mit der Wucht des Säbels durchzusetzen entschlossen schien. Nun einmal entschieden war, daß jeder nach dem Seinigen greifen dürfe, blieb Oesterreich nicht zurück, alle deutschen Fürsten, die Niederlande, der Pabst und ganz Italien, Spanien und Portugal traten auf, und nun zerstob allerdings die angehäufte Kunstherrlichkeit in alle Himmelsgegenden. Wie früher von preußischen Truppen wurden die Arbeiter nun sogar von englischen geschützt. Die größte Demüthigung dieser Art erfuhren die Franzosen zuletzt doch noch durch die Oesterreicher, als diese auch noch das korinthische Viergespann von dem Triumphbogen der Tuilerieen abnahmen und nebst dem Löwen von

Sankt Markus nach Venedig zurückführten. Was früher in der Abgeschlossenheit der Säle geschehen war, geschah nun öffentlich auf der Straße, sichtbar auf immer, und auf immer ein Zeugniß erlittener Schmach. Die Aufregung des Volkes war hiebei so groß, daß nur unter dem Schutze einer ansehnlichen Truppenmacht die Arbeit vorgehen konnte.

Für Oesterreich war mit diesem Geschäft der Zurücknahme mein trefflicher Freund Hauptmann von Meyern, Verfasser von Dya-Na-Sore, eigends beauftragt, dem übrigens in Paris wenig Freudigkeit erwuchs. Er war vielleicht der Einzige, der von dem Aufenthalte nicht nach und nach bezaubert wurde, an dem die tausend Reize und Lockungen der großen Verführungsstadt verloren gingen. Er hielt sich von der großen Welt entfernt, hatte nur Umgang mit Bentheim, Schlabrendorf, Pfuel und mir, und eilte so bald er konnte nach Deutschland zurück. Der berühmte Canova kam als Bevollmächtigter des Pabstes, und er gab dem bisherigen Aufseher der kostbaren Sammlungen, dem in Sack und Asche trauernden Denon erst recht den Herzstoß. In Sachen der Bibliotheken war Joseph von Hammer für Wien, Thiersch für München, Wilken für Heidelberg und Immanuel Bekker für Berlin in eifriger Thätigkeit. In Bekker hatte ich wie früher einen lieben Genossen, dessen Schweigsamkeit ein gründliches Gespräch nie weigerte und meist nur darin zu bedauern war, daß sie dem eitlen Gerede Anderer zu vielen Raum ließ. Seine ernste Tüchtigkeit gab sich diesmal eigenthümlich durch das gutmüthige Anerbieten kund, mit mir in dieser Zeit den Thukydides zu lesen, was allerdings ein Mittel gewesen wäre, sich über den verdrießlichen Wirrwarr dieser bedrängten Tage stundenweise hinwegzusetzen; und es fehlte nicht viel, so wäre die Sache zu Stande gekommen, die mir auch gar nicht so fremdartig war, hatte mir doch in schlimmern Umständen, auf Märschen und in elenden Lagerstätten, der Tacitus zum Begleiter gedient!

Der große Umschwung der Dinge, welche jetzt in bestimmte Gestalt gefaßt werden sollten, zog immer mehr Ge-

schäftsmänner nach Paris, und besonders kamen unsere preußischen Landsleute zahlreich nach, da diesmal für sie der Aufenthalt durch Anweisung von Quartier und durch anderartige Vortheile ungemein erleichtert war. Bei dem Staatskanzler war unser natürlicher Mittelpunkt, er machte wie immer den angenehmsten Wirth, und auch wenn er nicht zugegen war, fand man sich in seinem Saal oder Garten behaglich vereint. Alexander von Humboldt war meist dem Könige zur Seite und auch sonst viel beschäftigt, sein seltenes Erscheinen aber erfreute jedesmal durch so belebende als lehrreiche Mittheilung. Der Minister vom Stein, durch Hardenberg gerufen, war angekommen und ersetzte in den höchsten Kreisen, da Blücher in sein Hauptquartier nach Chartres abgegangen war, einigermaßen dessen unbequeme Derbheit, er sagte die rauhesten Wahrheiten ungeschmückt, und als er sah, daß sie nichts fruchteten, zog er nach kurzem Aufenthalt wieder heimwärts; ich stand mich diesmal besonders gut mit ihm, und er unterließ nicht, bei Gelegenheit meine Arbeiten sehr zu loben. Der Generaladjutant des Königs, Freiherr von dem Knesebeck hatte bei dem Friedensgeschäfte eine wichtige Aufgabe und Fürsorge, ihn und Wilhelm von Humboldt, auf welchem gleiche Last ruhte, sah man selten, außer in den Mußestunden der Tischzeit, wo dann leicht Anlaß zu mannigfachen Erörterungen war, die ich einigemal zur Streitigkeit erhitzte, wobei ich das Maß und die Billigkeit der höheren Gegner dankbar anerkennen mußte, um so heftiger aber meinen Groll auf einen Freund warf, der mit mir vollkommen gleich dachte, dies aber im kritischen Falle ganz verläugnete und sich zur Parthei schlug, die das Amtsansehn für sich hatte. Bei Hardenberg sah ich auch den Fürsten von Metternich zuerst wieder, und als er mich gleich zu einem Spazirgang in den Garten nahm und über manches befragte, konnt' ich wohl seinen für mich gütigen Sinn wahrnehmen, aber zugleich die Verschiedenheit seiner Ansichten von den preußischen nicht verkennen. Späterhin, als ich ihn eines Nachmittags auf dem Boulevard traf und mich auf seine Einladung seinem weiteren Spazirgang anschloß, fiel mir dieselbe Bemerkung noch schroffer

auf, und ich glaubte, hier müsse das gute Vernehmen aufhören, besonders nachdem unvermuthet auch der Graf Kapodistrias sich zu uns gesellt hatte, und nun das Gespräch eine Wendung nahm, dem ich mich halb aus Bescheidenheit und halb aus Trotz alsbald entzog. Ich theilte viel zu sehr die leidenschaftliche Aufregung unserer Kriegsleute, und hegte zu feurige Ueberzeugungen, als daß ich diplomatische Klugheit hätte ausüben können. Ich beschloß hierauf, sowohl von den Oesterreichern als von den Russen mich entfernt zu halten, mit den Engländern hatte ich ohnehin keine Verbindung, und wirklich habe ich bis zuletzt, wenige Ausnahmen abgerechnet, allen Verhältnissen nach jenen Seiten mich entzogen. Die Ankunft von Gentz ließ mich mehr als gleichgültig, ich sah jetzt nur einen Feind in ihm; zwar wollte Adam von Müller mir einreden, er sei gar nicht zu Geschäften, sondern zum Vergnügen nach Paris berufen, allein ich wußte schon, daß er wieder das Protokoll der Sitzungen des Ministerraths der Verbündeten führte und von bedeutendem Einflusse war, den er auch bald darin zeigte, daß er ohne Minderung seiner Freundschaft und Neigung für Müller diesen als dreisten Nebenbuhler doch bald entfernte; nicht vier Wochen verstrichen, so ging Müller auf den für ihn eigends geschaffenen Posten als Generalkonsul nach Leipzig, allerdings mit solchen Vortheilen, daß er die Entfernung willig annahm. Gentz war übrigens sogleich in den Strudel der höchsten vornehmen und nebenher auch in die Wirbel der allerniedrigsten Welt fortgerissen, und ich bekam ihn erst ganz spät zu sehen, so wie auch die meisten andern Oesterreicher und Russen, mit denen ich früher in Beziehung gewesen.

Eines Tages kam ein hübscher junger Mann zu mir, der eben die Universität Heidelberg verlassen hatte, weil er den Augenblick günstig glaubte seine Geschäftslaufbahn in Preußen anzutreten; er brachte mir einen Empfehlungsbrief von Otterstedt, ich sollte ihn bei Jordan, Stägemann und wo möglich auch bei Humboldt und Hardenberg einführen. Er war aus Mecklenburg, und bald zeigte sich in ihm ein Waffengefährte aus dem Jahre 1813, er hatte noch ganz

jung den Feldzug an der Niederelbe als Adjutant meines Freundes Karl von Nostitz mitgemacht, und war mir persönlich und mehr noch aus manchen Erzählungen des letztern bekannt. Ich erfüllte seinen Wunsch bestens, ihm wurde von Hardenberg der Eintritt in preußische Dienste bereitwillig zugesagt, und Humboldt meinte, hier in Paris würde er jetzt schwerlich können beschäftigt werden, aber nächstdem in Frankfurt am Main, und man werde seiner schon eingedenk sein; bis dahin möchte er ruhig nach Heidelberg zurückkehren und seine Studien abschließen. Der junge Mann reiste befriedigt und dankbar wieder ab. Noch ehe das Jahr ablief, war er neben dem Grafen von Flemming und dem Legationsrath Boisdeslandes in Frankfurt bei Humboldt angestellt, legte sein Loos glücklich in dessen Hände, ging mit ihm später nach London, wurde dessen Schwiegersohn und setzte seine Laufbahn, auch als jener zurückgetreten war, günstig fort bis zu dem höchsten Posten; es war der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten viel zu früh gestorbene Freiherr von Bülow.

Daß die hanseatischen Diplomaten, der treffliche Senator Smidt von Bremen, und der witzige Syndikus Gries von Hamburg, dem Strome der Weltgeschäfte hieher gefolgt, war sehr natürlich, sie hatten wichtigere Anliegen wahrzunehmen, und mußten erfreulichst als eine Verstärkung deutscher Gesinnung gelten; eben so Doktor Karl Sieveking aus Hamburg und der schwedische Generalkonsul Dehn aus Altona; die persönlichen Verhältnisse dieser Männer waren bedeutend, und ließen manchen stillen Werkplatz, manchen feineren Zusammenhang erkennen, die dem Dünkel hochgestellter Unwissenheit verborgen lagen. Doktor Bollmann wäre auch hieher zu rechnen, aber er hatte Paris bald wieder verlassen, um nach England und Nordamerika zurückzureisen, wo er seine Töchter abholen wollte. Sein kurzer Aufenthalt hinterließ eine Frucht seiner Gesinnung und Thätigkeit in der eindringlichen Denkschrift, die er über Napoleon's letztes Zurücktreten besonders im Gesichtspunkte Lafayette's verfaßt hatte, und die durch mich für den Druck an Cotta befördert wurde.

Nicht mit reiner Empfindung, aber doch mit vorwaltend freudiger, sah ich den Chinagelehrten Julius von Klaproth bei mir eintreten. Die Erinnerung des schönen Jugendkreises, in welchem ich ihn kennen gelernt, überwog die seiner oft lästerlichen Streiche und kleinen Verräthereien. Er kam aus Italien, wo er seine Fachgenossen durch bissige Angriffe heftig erzürnt hatte, die er nun in Paris gegen Langlès auslassen wollte. Wirklich erschien bald von ihm eine Schrift, die durch ihren Titel: „Grande exécution d'automne“ nebenher auch den politischen Leser narrte, der einen Bezug auf die Tagesereignisse vermuthete, und mit Verdruß nur chinesische Streitsachen und die ihm nutzlose Belehrung fand, daß in China die Hinrichtungen meist im Herbst geschähen. Mir bezeigte Klaproth diesmal ein freundliches, ja gefühlvolles Vertrauen, und wünschte dringend, mit Preußen wieder ein näheres Verhältniß zu knüpfen. Auch seine alte Keckheit, sein Uebermuth und seine Witzlaune sprudelten ungeschwächt, und ein Vergnügen war es allerdings, verlorene Stunden des Frühstücks oder Spazirganges mit ihm zu verbringen. Erschreckend blieb mir jedoch der Frevel, mit dem er auch sein wissenschaftliches Treiben verunzierte; bei Gelegenheit eines chinesischen Zeichens, das er nicht zu deuten verstand, aber auch niemand sonst, wie er sich überzeugt hielt, gab er keck eine willkürliche Auslegung, und lachte vergnügt, daß die Andern nun sein Wissen anstaunen würden und keinen Widerspruch erheben könnten. Ein andermal saß er vor einer von ihm entworfenen asiatischen Landkarte, und in trägem Hinblicken sagte er plötzlich: „Da ist ein gar zu leerer Fleck, ich will nur geschwind einen Berg hineinzeichnen“, und that es, indem er sich freute, was man künftig mit diesem Berge für Scheererei haben würde. Möglich, daß er hiebei doch einer wirklich begründeten Kenntniß folgte, und nur mir diese Unredlichkeit vorprahlte, — denn mit was allem prahlt nicht die Verkehrtheit der Menschen? Aber unheimlich bleibt ein solches Verfahren immer, und die Wissenschaft wird den Boden, der unter solchem Anschein bearbeitet worden, bis auf weiteres nicht als einen gewonnenen ansehen dürfen. Mein Umgang

mit dem Unhold nahm bald ein schmählich Ende; er lieh mir eine Kleinigkeit ab, die ich ihm zehnmal geschenkt hätte, und ließ sich nicht wieder sehen. Er blieb in Paris und trieb sein Wesen noch lange, als Gelehrter von Preußen unterstützt, bald aber auch dem Staate in solchen Diensten eifrig, zu denen niemand verpflichtet oder gezwungen sein kann. —

Als Paris etwas ruhiger geworden schien, waren unsere preußischen Damen nachgekommen, um den Anblick der merkwürdigen Weltstadt zu genießen. Von Wien hatten sich auch einige Frauen aus der hohen Gesellschaft eingefunden, unter denen mich nur die Herzogin von Sagan näher anging; Frau von Arnstein und ihre Tochter Frau von Pereira waren nur bis Frankfurt am Main gekommen, und dort verweilte auch Rahel seit dem 18. August, ohne sich zur Weiterreise entschließen zu können, was ich um so schmerzlicher empfand, als ich alles zu ihrem Empfange bestens eingerichtet hatte, und wohl wußte, welchen Genuß jetzt Paris gerade ihr gewähren würde! Frau von Stägemann und Frau von Jordan wohnten im Hotel de Castries, und die erwünschte Nähe gab reichlich Gelegenheit, ihnen auf Gängen und Fahrten zu Sehenswürdigkeiten als Führer zu dienen. Ich besuchte mit ihnen die Museen und andere Sammlungen, die Theater, die Gärten, der Neugier wegen auch wohl eine Restauration, den Rocher de Cancale, Very in den Tuilerieen. Wir sahen im Garten Ruggieri die prächtigen Feuerwerke; einen unerschöpflichen Wechsel des Vergnügens, der Bewunderung und Fröhlichkeit gewährten Mlle. Mars und Talma, Brunet und Potier, die Sängerin Catalani, die Aufführung des Britannicus von Racine, der Pièce qui n'en est pas une in den Variétés, des unvergleichlichen Matrimonio segreto von Cimarosa bei den Italiänern. Der sinnigen Theilnahme der Frau von Stägemann ließ sich auch die Aufsuchung der Oertlichkeiten nicht vorenthalten, die ihr aus den Briefen der Frau von Sévigné und andern Denkschriften jener Zeit bekannt und lieb waren. Bei Frau von Jordis hatten wir angenehme Gesellschaften; Hardenberg, Humboldt, Graf von Bülow,

Pfuel und Andere speisten dort mehrmals; angenehme deutsche Damen fanden sich dort zusammen; mit Französinnen ergab sich nicht leicht ein näherer Verkehr. Dies alles würde weit anders geworden sein, wäre Rahel dabei gewesen. —

Dem Kaiser von Rußland war diesmal der Aufenthalt in Paris minder angenehm, als im vorigen Jahr, man fand ihn unruhig und mißmuthig, er wünschte sich den unerfreulichen Verwickelungen, wo weder seine Großmuth noch sein Staatsvortheil freie Hand hatte, persönlich zu entziehen, allein die Franzosen sahen in ihm nach Wellington ihren besten Beschützer, und ihren Bitten nachgebend willigte er in sein längeres Verbleiben. Der Gedanke, sein in Frankreich eingerücktes Heer, dem die Ereignisse keine Kriegsthaten übrig gelassen hatten, wenigstens den Augen in aller Stärke und vollem Glanze darzustellen, bot sich dem Sinne gefällig dar, und die merkwürdige Truppenschau von Vertus wurde vorbereitet. Hundert und fünfzig tausend Mann bezogen dort ein Lager, das mit aller Sorgfalt und größtem Aufwand ausgestattet wurde. Der Kaiser lud seine Verbündeten zu dem großen Schauspiel ein, und führte am 6. September den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen, denen Wellington und eine Unzahl anderer Heerführer und Offiziere folgten, in die Mitte der kriegerischen Festlichkeit. Alles was bei solchen Anlässen üblich ist, ging in größter Ordnung und Pracht von Statten. Der Kaiser Alexander, seiner innern Richtung gemäß, hob in den militairischen Bezeigungen mit Vorliebe ein religiöses Element hervor, und nach einem feierlichen Gottesdienst, den die Augenzeugen als erhebendsten und ergreifendsten Anblick schilderten, verband er sich mit den beiden andern Monarchen zu einem neuen Bunde, der die Lehren und Gesinnungen des Christenthums zur Grundlage aller Staatslenkung zu machen versprach. Der Kaiser zog ein Blatt Papier hervor, so ward erzählt, das den Inhalt des neuen Bundes in wenigen Artikeln darlegte, und welches, von den drei Monarchen auf der Stelle unterzeichnet, einige Wochen später als Urkunde der vielbesprochenen Heiligen Allianz bekannt wurde. Frau von

Krüdener, welche dem Kaiser auf dessen Wunsch in das Lager von Vertus gefolgt war, galt als Urheberin des Entwurfs, und hatte jedenfalls an dem Vorgange wirksamsten Antheil, wogegen kein Minister dabei zugezogen worden, noch sonst jemand im voraus der Sache kundig war, als einige Gesinnungsgenossen, unter denen Graf Kapodistrias. Der Einfluß der Frau von Krüdener auf diese Dinge schien um so bedenklicher, als ihr von Natur gutmüthiger Sinn bei großer Verstandesbeschränktheit allen Schwärmern und Ränkeschmieden offen lag und schon sehr zu fanatischen Anwandlungen hinneigte. Ein Bittgesuch der Einwohner von Kehl, deren Häuser durch das Geschütz der Verbündeten eingeäschert worden, wollte sie zwar bei dem russischen Kaiser durch ihr Fürwort unterstützen, hielt jedoch den armen Leuten unwillig vor, eigentlich hätten sie es nicht verdient, denn in Kehl seien die Werke Voltaire's gedruckt worden, nämlich vor fünfzig Jahren durch Beaumarchais, welches sträflichen Unternehmens denn freilich diese Kehler Abgebrannten so wenig wie ihre Väter schuldig noch kundig waren, wie sich aus ihrem Erbieten zeigte, beide Uebelthäter sogleich auszuliefern! —

Nach der Rückkehr der Monarchen von Vertus mehrte sich der Zufluß der Fremden in Paris ungemein, besonders der Russen, welche früher durch militairische Vorbereitungen und Pflichten waren abgehalten worden. Ich hatte die Freude, den General von Tettenborn wiederzusehen, er zog in die Wohnung, welche Stein bisher innegehabt und ihm überwiesen hatte, ganz in meiner Nähe, und wir konnten mit Bequemlichkeit uns besprechen und für den Tag verabreden. Nicht so leicht war dies mit dem General Grafen zu Bentheim, der weitab wohnte und auch durch den Dienst in Anspruch genommen war, denn die Brigade gehörte zu den Truppen, welche Oesterreich zur Besatzung von Paris beitrug. Wir waren jedoch so viel als möglich beisammen, und um beide theure Kriegsobern so wie bei dem Obersten von Pfuel vereinigten sich die schönsten Kreise früherer Waffengenossen. Ich muß hier den Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, die Grafen von Wallmoden, Radetzky,

Hieronymus Colloredo, den Fürsten von Windischgrätz, den Grafen von Clam-Martinitz, den Kriegsminister von Boyen, die Generale von Grolman und von Yorck vor andern namhaft machen, weil an jeden dieser Namen sich reiche Erinnerungen und schöner Ruhm knüpfen, deren anderweitige Ueberlieferungen für dankbare Nachkommen nicht fehlen werden. Auch Gentz begegnete mir endlich in diesen Kreisen, und ich sah ihn nun öfters, nicht in allzu freundlicher, aber doch vertraulicher Weise, die zuletzt aber gleichwohl schwinden mußte, als er sich der preußischen Sache allzu feindlich zeigte, und seinen ursprünglichen Landsleuten mehr als nöthig verhaßt machte.

Unsere preußischen Freunde kamen nun auch immer zahlreicher vom Heer und aus der Heimath an, die Gesellschaft wurde bunter und lauter, denn jederman kam als Sprecher eigener Meinungen und als Vertreter fremder Stimmen, und bei völliger Freiheit der Aeußerung machten sich die kühnsten Forderungen nachdrücklich kund. Es war auffallend, wie das Amt und die Stellung der Personen sich bereits der Gesinnung unterordneten, die Meinung machte sich geltend als solche, wer sie sagte, darauf kam wenig an; der untere Kanzleibeamte, der da wußte, daß Blücher oder Gruner ihm Recht gaben, stellte sich trotzig dem Geheimrath, ja dem Minister entgegen, wenn Volksthümliches zu vertreten war. Wir sahen den Oberstlieutenant von Barnekow ankommen, dessen natürlicher Freimuth arglos die ungeheuersten Sachen in die Welt hinausschrie, und in seiner rauhen Aufrichtigkeit nur durch seine schöne bewunderte Frau noch etwas gemäßigt wurde. Aus Berlin erschienen der Doktor Heinrich Meyer, der Professor Kiesewetter, Friedrich Schulz mit dem Beinamen vom Theater, und endlich auch der Turnmeister Jahn, alle gewaltige Mitsprecher, und deßhalb gefürchtet und geschont von hochstehenden Männern, die man solchen Zugeständnisses kaum für fähig hielt. Jahn insbesondere wurde ordentlich gefeiert, der Staatskanzler lud ihn ein, und ergötzte sich an dem wilden Aussehen, während die starken Reden ihm größtentheils unvernommen vorübergingen; Minister, Generale und Geheimräthe suchten mit Jahn das

beste Vernehmen, er selbst würde vielleicht gesagt haben, sie bürderten mit ihm. Doch gefiel ihm der vornehme Kreis eigentlich nicht, er fühlte sich trotz seiner Ungebundenheit doch beengt, und zog weit die Gesellschaft seiner Gesellen und Kumpane vor, mit denen er sich im Palais-Royal festsetzte, und dort durch sein in aller Kraft und Breite sich entfaltendes Deutschthum sowohl Franzosen als Deutsche in Erstaunen setzte. Zu den wälschen Aufwärtern in der Kaffeekneipe wurde deutsch gesprochen, mit den undeutschen Gästen nicht viel Federlesens gemacht, bei Streitigkeiten gleich die Schelle oder die Fuchtel angeboten, jedoch unterblieben ernste Kämpfe, weil man sich nicht einmal zu diesen verständigen konnte. Die Spazirgänger sammelten sich und staunten die deutschen Bären an, die ihnen bald mehr zur Lust als zum Aerger waren. Jahn hätte gern nachträglich noch die Siegessäule des Platzes Vendôme zerstört, er schloß auch die Oesterreicher in sein Deutschthum ein, und als diese die venetianischen Pferde von dem Triumphbogen vor den Tuilerieen abnahmen, stieg er mit vielen andern Zuschauern, Deutschen und Engländern, auf den obern Raum des Bogens, betrat den seiner Rosse schon entblößten Siegeswagen, und sprach von dieser Rednerbühne herab eine freie Anrede an die Versammlung, wobei er zuletzt noch besonders an die Oesterreicher sich wandte, und sie aufforderte, nun auch jene Säule nicht länger zu dulden.

Dergleichen Vorgänge waren bei den schwebenden Verhandlungen und Volksgährungen in Paris nicht unerheblich; sie zeigten eine Stimmung, deren Umfang und Entwickelung niemand berechnen konnte. Im preußischen Heere waltete große Unzufriedenheit, die Krieger glaubten ihre Sache mit Frankreich noch weiter ausfechten zu müssen, und meinten ein Recht zu haben, nach dem Erfolge zu fragen, der aus den Waffenthaten gewonnen sein sollte. Was man von den künftigen Friedensbedingungen hörte, schien unvortheilhaft und schmachvoll; man wußte wohl, daß Hardenberg und Humboldt angestrengt kämpften, aber als man vernahm, daß Preußen endlich nachgebe, glaubte man die leitenden Staatsmänner der Schwäche beschuldigen zu müssen, und warf

ihnen vor, die Volksgesinnung und Heldenkraft, auf die sie sich stützen sollten, zu mißkennen, zu verabsäumen. Blücher, der jetzt sein Hauptquartier wieder näher in Versailles hatte, und so wie Gneisenau nun häufig nach Paris kam, schimpfte in seiner Kraftsprache heftig, wollte dem Lord Castlereagh zu Leibe, glaubte dem Kaiser Alexander die Augen öffnen zu müssen, und seine Schritte wurden für die Minister ängstlich und für die Monarchen unbequem, so daß man schon fragte, ob es zu dulden sei, daß die Kriegsleute hier sich eine Gewalt über ihre Gebieter annaßten? Vor einiger Zeit war ich Zeuge gewesen, wie Gneisenau bei Hardenberg nach der Mittagstafel den Staatsrath Hoffmann hart und schnöde angelassen und ihm vorgeworfen, während der Franzosenzeit ein Napoleonsbewunderer und ein Widersacher der deutschen Bestrebungen gewesen zu sein; jetzt sollte ich sehen, wie Blücher ebenfalls nach Tisch, dem Staatskanzler selbst einen unangenehmen Auftritt machte und ihn des Mangels an Standhaftigkeit beschuldigte, was dieser jedoch mit Würde und Feinheit geschickt abwies. Hardenberg verkannte in der That weder das Recht der deutschen Anforderungen, noch ihre Stärke in der öffentlichen Meinung; allein auf seinem Standpunkte waren die Verhältnisse der Kräfte nur nach Gewichten abzuwägen, die schon unwandelbar feststanden. Er selbst begünstigte die öffentliche Meinung und wünschte sich auf sie zu stützen, aber um dies zu können, mußte sie in sich selber erst sich besser gründen und ordnen. Er munterte Oelsner und Karl Müller auf, in deutschen Zeitblättern volksthümliche und freisinnige Meinungen zu nähren, dabei jedoch die Bedingungen und Maße zugleich deutlich zu machen, denen jede Handlung unterworfen sei, zu der viele Theilnehmer mitzuwirken haben. Treffliche Aufsätze beider Männer übersandte ich an Görres für den Rheinischen Merkur, an Cotta für seine Blätter. Andere Artikel schrieb ich selbst, zum Theil für die Berliner Zeitungen, wo jedoch nur weniges davon zum Druck gelangte, denn schon damals begann im Stillen manches Hemmniß gegen die oberste Staatsbehörde, und sollte bald genug auch sichtbar ihr entgegenwirken. Der Kampf in den öffentlichen

Blättern war unsererseits um so nöthiger, als die Franzosen ungemein zahlreich und thätig dieses Feld bearbeiteten, und auch in Deutschland die gegen Preußen feindlichen Federn keinen Augenblick ruhten. Dem Nachtheil solcher fortgesetzten, auch im Inlande sich vielfach regenden Angriffe zu begegnen, rieth ich eine Ministerialzeitung zu gründen, und schrieb den Entwurf dazu, welchen der Staatskanzler ungemein billigte und auszuführen beschloß, wenn wir erst wieder zu Hause wären, denn hier in der Fremde und im Ablauf unseres Aufenthaltes war nichts dafür zu thun.

Das Verdienst Hardenberg's nicht so schnöden Mißurtheilen, wie schon gegen ihn laut wurden, unvertheidigt preiszugeben, versuchte ich dasselbe für unverblendete Augen in das rechte Licht zu stellen, und sandte folgenden Aufsatz in die Zeitungen von Hamburg und Augsburg: „Für denjenigen, der ohne andere Rücksicht lediglich auf den Sachinhalt der gegenwärtigen Verhältnisse mit offenen, geraden Sinnen blickt, scheint die Beantwortung der Frage, was jetzt zunächst zu thun obliege, ganz einfach, und er mag wohl oft sehr verwundert sein, daß sie für so verwickelt gehalten wird. Den Sieg haben wir davongetragen, die Gewalt haben wir in Händen, thun wir daher was Rechtens ist! Dies ist die Stimme der öffentlichen Meinung, und nach dieser Schlußfolge richtet sie ihre Forderungen und Erwartungen über das zu Geschehende ein. Eine edle Gesinnung, wie sie dem bessern Geiste unserer deutschen Landsleute so herrlich inwohnt, läßt nicht zu, daß die Bestimmung dessen, was denn hier Rechtens sei, bloß einseitig für uns geschehe; nein, dem besiegten Volke unmittelbar nach dem Siege das Recht alles dessen, was wahrhaft volksthümlich ist, eben so zugesprochen, wie uns, und schon wachen eifrig deutsche Schriftsteller für französisches Volksthum und Freiheit, wie für die unserige. Wir wollen nicht, daß den Franzosen eine Herrschaft aufgedrungen werde, die sie nur unwillig und vielleicht nur beim Anblick unserer Waffen ertragen; wir wollen aber eben so wenig, daß uns vorenthalten werde, was wir zu fordern berechtigt sind, da das

Glück der Waffen unsern unvertilgbaren Ansprüchen endlich Kraft gegeben hat. Diese allerdings sehr einfachen Wahrheiten sind es, welche in den Unterhandlungen durchbrechen sollten; allein die Formen, in welchen die Staatsverhältnisse geführt und betrachtet werden, erlauben keineswegs so unbedingt die Anwendung eines auch noch so glücklich herausgefundenen und deutlich erkannten Grundsatzes, und das Wissen und Wollen steht bei dem Staatsmanne, wie bei tausend andern menschlichen Bemühungen, von dem Handeln oft durch eine große Kluft entfernt, die freilich der nicht sieht, der nicht über sie hinweg zu kommen braucht. Wir mögen daher nur immer eingestehen, daß die hiesige Lage der Dinge, durch das Zusammentreffen so außerordentlich verschiedener Vortheile, Ansichten und Möglichkeiten, zu den allerschwierigsten gehört, und wenn nicht größeres Unheil daraus erwachsen soll, keineswegs durchgerissen, sondern entwickelt werden muß. Die Sprache des Staatsmannes darf nicht die Sprache des Volksredners sein, jener soll vorstellen, wo dieser ergreifen kann, und allerdings ist das freie Erfinden des Gedankens ein von dem Anwenden desselben unter gegebenen Bedingungen sehr verschiedenes Geschäft. Wenn wir aber nicht eben zu denjenigen gehören, die von dem Staatsmanne alles ausgeführt verlangen, was in bloßer Gedankenverbindung als richtig erscheint, so sind wir dagegen auch sehr von denjenigen entfernt, die mit ärmlicher Geistesbeschränkung ihr diplomatisches Geschäft als eine absonderliche Welt betrachten, die für sich bestehend in eigenen Formen fortgehen müsse und von dem Leben der Völker nichts aufnehmen, noch von deren Ansprüchen Rechnung halten kann. Wir glauben vielmehr, daß beides sich glücklich vereinigen läßt, ja gewiß jedesmal vereinigt sein muß, sobald nur ächte gute Gesinnung und Geschicklichkeit zusammen sind. Warum z. B. sollte nicht ein Staatsmann auftreten können, und über die eine der oben bezeichneten volksthümlichen Forderungen den versammelten Ministern in aller Form Erörterungen vorlegen, in denen etwa Folgendes gesagt würde: „„Die Ruhe und Sicherheit der europäischen Staaten gegen die von Frankreich her unaufhörlich erneuerte Gefahr zu be-

schützen, war der Zweck des neuen Bündnisses der großen Mächte, deren Vereinigung in Wien glücklicherweise noch Statt fand, als die Ereignisse im Anfange des März so dringende Maßregeln geboten. Die Völker, allzulange dem Unglücke des Krieges und dem noch schrecklichern der grausamsten Unterdrückung preisgegeben, erwarten endlich mit der Wiedererlangung des gestörten Friedens auch die Bürgschaft seiner Dauer; wir müssen diese Bürgschaft fordern, wenn wir im geringsten die Früchte so vieler Anstrengungen und Opfer und so vielen vergossenen Blutes einärnten wollen. Die bisher zur Sprache gebrachten Punkte sind für die Erreichung jenes Zweckes bei weitem nicht hinlänglich. Bonaparte ist in den Händen der Verbündeten: das ist unläugbar sehr viel, aber noch lange nicht genug. Ein großer Theil seiner Anhänger befindet sich noch in Frankreich und ist mächtig und angesehen, sein Heer unterwirft sich dem Scheine nach, aber derselbe Geist beseelt es noch immer, und seine Auflösung selbst zerstreut vortheilhaft die Kräfte, die vereint besser mit Einem Schlage zu treffen wären. Der König kann nicht als Vermittler eines festen und dauerhaften Friedens mit Europa betrachtet werden, da wir uns gestehen müssen, daß sein Thron nichts weniger als fest steht. Die Bourbons überhaupt haben wenige Freunde, und diejenigen, die ihnen wirklich ergeben sind, vertrauen nicht ihrer Kraft. Da es für uns schwierig wäre, den Sachen in Frankreich diejenige Wendung zu geben, durch welche die Regierung volksthümlich, und daher sicher und dauerhaft würde, so müssen wir wenigstens unsere Sache so zu stellen suchen, daß wir nicht stets neue Erschütterungen zu fürchten haben. Wir bedürfen wirklicher Gewähr. Diese können wir weder in dem Vorschlage, große Kriegssteuern auszuschreiben und zum Erbauen von Festungen zu verwenden, noch in dem andern Vorschlage erkennen, eine bedeutende Truppenzahl in Frankreich zurückzulassen und die Gränzfestungen eine Zeitlang besetzt zu halten. Solche Maßregeln sind in mehr als Einer Hinsicht ungenügend und selbst gefährlich; sie steigern die Erbitterung auf's höchste und geben, wie Preußen es gezeigt hat, dem unterdrückten

Volke mit der Zeit nur neue Kraft und Begeisterung. Wir sind fern davon, uns von dem Geiste der Eroberung leiten zu lassen, wir wollen aber auch nicht beständig in der Gefahr sein, erobert zu werden. Hier ist kein anderer Ausweg, als die Gränzen Frankreichs so zu bestimmen, daß von der Nordsee bis zum Mittelmeer alle Angriffspunkte, die Frankreich früherhin über seine Nachbarn zu gewinnen gewußt, davon getrennt und dem Staatenverein, zu welchem sie ehemals gehört, zurückgegeben werden. Keiner unserer Verträge, keine unserer Erklärungen kann uns darin hinderlich sein, wie bereits in einer andern Denkschrift bewiesen ist; Deutschland fordert es mit lauter Stimme; die Niederlande, die Schweiz, Sardinien fühlen dasselbe Bedürfniß. Wir sind unsern Zeitgenossen und unsern Nachkommen dafür verantwortlich, eine Sache von solcher Wichtigkeit, von der das Glück und die Gestalt der Zukunft abhängen, nicht zu versäumen. Bedenken wir, daß seit Heinrich II. die drei Bisthümer an sich riß, die Geschichte nicht aufhört, uns Eroberungen Frankreichs über das deutsche Reich zu zeigen; bedenken wir, wie oft die Franzosen über Mainz in das nördliche Deutschland einfielen, wie oft längs der Donau hinab in Oesterreich, mit welcher Leichtigkeit sie die Schweiz und Italien einnahmen! Ja die Schlacht am 18. Juni selbst, wenn sie glücklich gewesen wäre, führte Bonaparte'n sogleich wieder an die Maas bis zum Rhein. Es wäre ein gefährlicher Irrthum, wenn wir glaubten, die Gemüther in Frankreich durch Schonung und Großmuth zu versöhnen; sie verzeihen uns nie, daß wir gesiegt haben. Seien wir gemäßigt und großmüthig in jeder andern Rücksicht, nur nicht wo es auf unsere Sicherheit, und bei uns Deutschen auf das Recht unseres Vaterlandes ankömmt. Rußland freilich, entfernt, mächtig und groß, hat hiebei nur ein mittelbares Interesse; aber ihm wie England muß gleicherweise daran liegen, Europa nicht immer neuen Stürmen Preis gegeben zu sehen; Oesterreich, Preußen, die Niederlande, alle deutschen Mächte zweiter Ordnung, die Schweiz und Italien haben in diesem Augenblicke kein dringenderes Interesse. Was Preußen insbesondere betrifft, so würden seine Minister außerdem sich es nicht

verzeihen können, wenn sie die so theuer erkaufte Gelegenheit versäumten, von Frankreich eine Entschädigung für die ungeheuren Erpressungen und Auflagen, unter welchen Preußen durch die Franzosen geseufzt hat, zurückzufordern, und die noch dauernden Anstrengungen des Volks zu erleichtern, und die gebrachten Opfer wenigstens zum Theil zu ersetzen."" Diese Sprache ist im Sinne der öffentlichen Meinung und im Geiste der ächten Diplomatik; falls es nöthig wäre, die Wichtigkeit des Gesagten noch durch ein äußeres Ansehen zu erhöhen, so könnte dies wohl nicht besser geschehen, als wenn wir unsern Lesern die Versicherung geben, wie wir denn hiemit thun, daß wir ihnen keine bloß erfundene Redeübung, wie etwa gesprochen werden könnte, sondern mit den Worten eines edeln und hochgepriesenen Staatsmannes ein Beispiel dessen, wie wirklich gesprochen worden ist, mitgetheilt haben." Das eingeschaltete Stück Rede war nämlich ein Auszug aus Hardenberg's Note vom 4. August, die er bei den Friedensverhandlungen eingereicht und auf deren Inhalt er so lange als möglich bestanden hatte.

Ueber mein eigentliches Verhältniß zu dem Staatskanzler muß ich, da es meine Denkwürdigkeiten sind, die ich schreibe, etwas Näheres beibringen. Hardenberg hatte schon in Wien beschlossen, daß ich künftig in seiner Umgebung bleiben sollte. Jedoch konnte ich bald aus manchen Aeußerungen abnehmen, daß diese Absicht noch nicht unwandelbar fest sei, und so sehr mir eine solche Stellung genehm gewesen wäre, so fühlte ich doch selber einige Ungewißheit, wiefern mir, da ich vor allem auch Rahel's Zufriedenheit beachten wollte, nicht andere Verhältnisse wünschenswerther sein dürften. Ich überließ die Sache daher ihrer eigenen Entwickelung, und Hardenberg begnügte sich, mir bei jeder Gelegenheit, mochte nun mein Verbleiben bei ihm oder meine Anstellung bei einer Gesandtschaft in Rede kommen, sein freundliches Wohlwollen zu bezeigen. Für den Augenblick genoß ich sein ausgezeichnetes Vertrauen, er sprach mit mir über die höchsten und geheimsten Angelegenheiten, und mußte dies auch, weil die Arbeiten, die er mir auftrug, es erforderten.

Ich schrieb ihm jeden Morgen auf sein ausdrückliches Verlangen einen kurzen Bericht über den Stoff, welchen die französischen Blätter darboten, mit den freimüthigsten politischen Bemerkungen, die er nie tadelte, aber des oft verwegenen Ausdrucks wegen mir zu meiner Sicherheit zurückgab, und die ich aus gleichem Grunde späterhin verbrannte. Eine Merkwürdigkeit kann ich nicht verschweigen, sie läßt einen tiefen Blick in den Zwang der Umstände thun, dem auch die entschiedenste Machtstellung unterliegt. Der Staatskanzler hatte mir befohlen, an bestimmten Tagen wöchentlich zweimal morgens um 9 Uhr zu ihm zu kommen, und mich durch nichts und niemand abhalten zu lassen; wenn er verhindert sei, werde er es mir dann selber sagen. Man wird es kaum glauben, allein es ist buchstäblich wahr, daß ich während des ganzen Pariser Aufenthalts kein einzigesmal diesem Befehl habe nachkommen können! Als gleich der erste Versuch fehlschlug, und ich Mittags vor dem Essen einfach angab, welches Hinderniß ich getroffen, gerieth er in großen Zorn, und sagte, ich solle das nächste mal zuversichtlich eindringen, er werde die gemessensten Befehle geben. Allein das zweitemal ging es zwar anders, doch nicht besser, und als diese abermalige Hemmung zur Sprache kam, wurde er nachdenklich, meinte, es würden bald ruhigere Tage kommen, und ich sollte mich nur wie befohlen einfinden. Indeß, als auch das drittemal fehlschlug, wurde meines Ausbleibens nicht weiter gedacht, und ich gab die nutzlosen Versuche auf. Ich sah den Staatskanzler nun, außer der Tafelzeit, nur wenn er mich ausdrücklich rufen ließ, was noch oft genug geschah, aber in mancher Zwischenzeit auch spärlicher, und ich mochte zu diesem Zwecke auch keinen übertriebenen Eifer anwenden. Ich wußte schon damals, daß der Werth der meisten Erfolge zu unsicher ist, um irgend einen, dem Wind und Wetter durchaus entgegen sind, mit aller Gewalt anzustreben.

Hier ist der Ort, eine allgemeine Bemerkung beizufügen. Weniges in der Welt hat so beharrlich mein Erstaunen erregt, als wie zwischen glänzendem Weltleben und scheinbarer Sorglosigkeit in denselben Personen zugleich die Kraft und

Ausdauer des angestrengtesten Fleißes sich bewährt. In Stellungen, deren Macht und Reichthum alle Befugniß zu geben scheint, die Kräfte fähiger Gehülfen für sich eintreten zu lassen, wo Pflicht und Gewohnheit der persönlichen Erscheinung unausweislich Stunden und Tage eitlem Glanz und leeren Zerstreuungen zu widmen haben, wo überdies die Lockungen der Genußliebe für Sinn und Geist so leicht und mächtig sich darbieten, in solchen Stellungen sehen wir oft eine Selbstthätigkeit, die fast unbegreiflich erscheint, und den gelehrten oder litterarischen Fleiß weit überbietet. Bedenkt man die Wichtigkeit und Verwickelung der Gegenstände, die hier zur Sprache kommen, in welchem Umfang, unter welchen Rücksichten, mit welcher Sorgfalt und Bestimmtheit sie zu behandeln sind, den aufmerksamen Widersachern und Nebenbuhlern gegenüber, und daß auch die drängende Zeit hiebei in Betracht kommt, weil morgen vielleicht nutzlos ist, was heute noch fruchtet, so wird man gestehen müssen, daß den Arbeiten des Kabinets andere so leicht nicht gleichzustellen sind. Hiezu kommt die große Selbstverläugnung, auf den Ruhm der Autorschaft zu verzichten, denn falls diese nicht ohnehin schon durch Betheiligung Mehrerer fast gänzlich verschwunden ist, so bleibt ihr Erzeugniß doch auf den kleinsten Kreis von Lesern beschränkt, denen zunächst nur die Sache gilt, und oft schon der nächste Augenblick trägt es zu Grabe; kommt aber auch später eine solche Ausarbeitung zur öffentlichen Kenntniß, so ist die Theilnahme schon erkaltet, das Verständniß getrübt, und nur unkundiger Tadel heftet sich oberflächlich an. Allerdings werden die diplomatischen Schriftwerke eines Gremonville, eines Malmesbury, eines Metternich, Hardenberg und Humboldt, sofern durch Gunst des Zufalls einiges von den letztern an den Tag gedrungen, noch heute von Kundigen mit Bewunderung gelesen; aber wie wenig ist dies im Vergleich dessen, was wirklich geleistet worden! — Auch während dieser Zeit in Paris wurde ungeheuer gearbeitet. Humboldt schrieb stundenlang bei Tag und Nacht in einem Zuge fort, oder in kleinsten Abschnitten zahlreicher Unterbrechungen, immer in gleicher Klarheit, Schärfe und Sicherheit. Auf Hardenberg

lag außer den politischen Verhandlungen zugleich die ganze Last der innern Verwaltung, und er bedurfte solcher rüstigen Gehülfen, wie er an Stägemann, Jordan und Rother hatte, um nach allen Seiten wenigstens das Dringendste auszufertigen. Hardenberg erkrankte in der ersten Zeit, Humboldt späterhin, aber dies that der Arbeit keinen Eintrag, im Gegentheil förderte sie, indem nun manche störende Obliegenheit wegfiel.

Die Franzosen wurden unseres langen Verbleibens mit jedem Tage überdrüssiger, und hofften durch innere Befestigung der Regierungsmacht, durch Verstärkung des Thrones mittelst der Volksvertretung, uns gegenüber eine entschiedenere Stellung anzunehmen. Die Kammern waren deßhalb einberufen, und man meinte, wir würden vor der öffentlichen Erörterung, der man eine gewisse Freiheit zugestehen mußte, schon früher die Flucht nehmen, oder doch nicht lange aushalten. Fouché hatte der Natur der Dinge nach alles Erdenkliche thun müssen, um die Kammer der Deputirten vorherrschend royalistisch zu machen, die Umstände wirkten zu diesem Zwecke günstig mit, im Süden hatten die Royalisten augenblicklich die Oberhand, im Norden hielt die Truppenmacht der Verbündeten die Bonapartisten und Liberalen im Schach, die Hofparthei war der nächsten Kammer sicher. Doch mußte Fouché bald gewahr werden, daß er zu seinem eigenen Falle mitgeholfen, denn kaum sah jene Parthei so festen Boden unter ihren Füßen, als sie um so ungebärdiger zu werden begann, und vor allem den Jakobiner Fouché und Bonapartistischen Herzog von Otranto nicht länger als Minister des Königs dulden wollte, dessen Bruder durch die Zustimmung von jenem unter dem Henkerbeile gefallen war. Dem Könige jedoch war der verhaßte Minister bequem, und er hielt ihn noch einige Zeit, oder vielmehr der Minister sich selbst, indem er sich als noch unentbehrlich vorspiegelte; er ließ auch seine Vögel deßhalb wieder etwas im Sinne der Liberalen die Flügel schlagen. Mein Artikel im Deutschen Beobachter vom 14. September drückt den damaligen Zustand folgendermaßen aus: „Nachdem die Monarchen nun sämmtlich von Vertus zurück sind, werden mit neuer Thätig-

keit die Geschäfte betrieben, und man sagt allgemein, daß sie binnen kurzem zum Schlusse gebracht werden sollen. Es scheint alles der Hauptsache nach schon völlig abgeredet, und die Hoffnungen derjenigen, welche so beispiellose Erfolge nicht mochten fruchtlos wieder aus den Händen gegeben sehen, sind sehr zusammengeschmolzen. Vergebens haben die preußischen Staatsmänner vorgestellt, daß eine solche Gelegenheit, zum zweitenmale versäumt, vielleicht in einer langen Reihe von Jahren nicht wiederkehrt, und dann wieder mit ungeheuren Anstrengungen, in harten, zweifelhaften Kämpfen, mit dem Blute und Leben von Hunderttausenden erkauft werden muß, was jetzt mit einem Federstrich gewonnen wäre; daß wir nichts Ungerechtes wollen, sondern die gerechteste Sache von der Welt, die als solche vor Gott und Menschen bestehen muß, die Integrität Deutschlands, die Rückkehr der Länder zum deutschen Staatenbund, die Unschädlichmachung Frankreichs durch die Wegnahme seiner immerwährenden Angriffspunkte gegen Deutschland: die Politik nimmt einen andern Weg, als diese Gedanken deutscher Patrioten, die Politik in ihrer Vereinigung und Berücksichtigung verschiedenartiger Interessen tödtet alle einzelnen, statt sie zu beleben, und so fanden sich Hindernisse auf Hindernisse, so daß mancher, statt seine gerechten Forderungen erfüllt zu sehen, am Ende noch froh ist, aus so vielfältiger Verwickelung mit heiler Haut herauszukommen, ohne neues eingebüßt zu haben. Der Freiherr vom Stein ist wieder abgereist; seinen Unwillen theilen Viele, deren Mißvergnügen weniger ausbrechen darf. Das deutsche Publikum wird diejenigen nicht verkennen, die die Sache des Vaterlandes treulich verfochten haben; wenn man ihnen auch nicht zum Siege Glück wünschen kann, so kann man es ihnen doch zur muthvollen Tapferkeit. Unter den Franzosen dauert die Partheiwuth heftig fort. Die Royalisten strengen alle Kräfte an, um in der Verwaltung, im Heer, in den Kammern der Volksvertreter, und selbst bei den fremden Mächten die Oberhand zu erlangen; sie sind blind und taub gegen alle Vorstellungen der gemäßigten Parthei, sie denken: jetzt oder nie! und haben darin recht, denn wenn sie diesen Augenblick versäumen,

so sind sie verloren auf ewig. Aber sie werden die Oberhand dennoch nicht behaupten, die Zahl der Köpfe ist gegen sie, und die Intelligenz ebenfalls. An Fähigkeit, Einsicht und Muth ist ihnen die Parthei der Freiheitsfreunde weit überlegen. Die Jakobiner lachen zu dem augenblicklichen Uebergewicht der Royalisten, sie meinen, das habe nichts zu bedeuten, damit würden sie schon fertig werden. Fouché, dessen Sturz mit allen ersinnlichen Anstrengungen versucht wurde, steht fester, als je, und läßt seine Macht mehr als vorher fühlen. Schon haben einige Zeitungen wieder mit großer Kühnheit gegen die Fanatiker gesprochen, und Chateaubriand's Rede im Wahlkollegium unkluger Albernheit bezüchtigt. Wenn es aber richtig ist, daß Frankreich von scheinheiligen Schönsprechern und Redensartenschmieden kein Heil zu erwarten hat, so ist es jedoch nicht minder wahr, daß auch die feine Staatsklugheit und listige Thätigkeit dazu nicht hinreicht, und daß ein Ministerium nöthig wäre, dessen Mitglieder wirklich die wahre Achtung der Nation besäßen, und keine frühere Flecken auf sich trügen."

Allein die Aushülfe polizeilicher Ränke war schnell erschöpft, der König widerstand dem wiederholten Andrange der Prinzen nicht lange, Fouché bekam seine Entlassung; er hatte gethan, was man von ihm gewollt, nämlich sich entbehrlich gemacht, wie es nicht anders sein konnte, denn verrätherisch nach allen Seiten hatte er keinen Halt als die Stellung des Augenblicks, jeder Schritt führte zum Abgrunde. Unter den Fremden sahen diejenigen, denen er vertraut geworden war und die ferner mit ihm gut fertig zu werden hofften, sein Ausscheiden mit Bedauern. Aus Scham ließen ihm die Gegner noch eine Anstellung auswärts, er wurde zum Gesandten nach Dresden bestimmt, worin Argwöhnische eine feindliche Postirung gegen Preußen sehen wollten, wogegen von dieser Seite die Ernennung Gruner's ebendahin die entsprechendste Maßregel schien.

Unser Verhältniß und unsere Stimmung in dem ganzen Getreibe, sowohl der Franzosen als der Verbündeten, stellt mein Schreiben vom 26. September in der Allgemeinen Zeitung mit lebhafter Tagesfarbe vor Augen: „Die Haupt-

stärke des preußischen Heeres zieht sich jetzt in der Gegend von Paris zusammen, und das Hauptquartier des Fürsten Blücher ist von Caen nach Versailles verlegt; der Fürst selbst befindet sich diesen Augenblick in Paris. Sein Erscheinen in der Hauptstadt, das mit so vielfachen andern Bewegungen zusammentrifft, macht auf die Franzosen großen Eindruck, und überhaupt scheint bei den Maßregeln, die sie genommen sehen, kein naher Ausbruch der Gährung zu befürchten zu sein, in welcher sich das Volk allerdings befindet. Die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage der Dinge steigt mit jedem Tage, der Hof wird mit jedem Tage verhaßter, und der große Haß, den die Franzosen gegen die fremden Sieger hegen, hat neben den andern natürlichen Ursachen auch noch besonders eine starke Quelle darin, daß wir diesen verhaßten Hof und dessen verhaßte Grundsätze zurückgebracht zu haben scheinen, und noch jetzt gegen die Volksstimme zu schützen und zu halten scheinen. Wir sagen mit Recht bloß s c h e i n e n, denn die Sache hat sich eigentlich von selbst gemacht, und Fouché wagte es in den Tagen unsers Einrückens in Paris, den Franzosen, durch seine bekannte Botschaft an die Kammern, vorzuspiegeln, die Rückkehr und Wiedereinsetzung der Bourbons sei die unausweichliche Bedingung, unter welcher die Verbündeten Frieden mit Frankreich machen wollten! Die Engländer allein führten vielleicht eine solche Sprache; den übrigen Verbündeten ist sie nicht eingefallen, am wenigsten den Preußen, welche in dieser Wendung der Dinge die gerechten und volksthümlichen Anforderungen der Deutschen erschwert, und die der Franzosen, denen eine innere verfassungsmäßige Freiheit gern gegönnt würde, völlig getäuscht sehen. Die Bourbons haben sich selbst wieder auf den Thron gesetzt, und das Geschehene, dem man sehr schicklich hätte vorbeugen können, wäre nur mit Unschicklichkeit abzuändern gewesen. Indessen wird sich die Sache, wie sie sich von selbst gemacht hat, auch von selbst wieder zu Ende bringen; es ist klar, daß die Stimme des Volks dem Hause der Bourbons heftig entgegen ist und ihm täglich mehr entgegen wird, und unsere Bajonette, wenn sie denselben auch eine Zeitlang zum Schutz dienten, würden

dies doch nicht immer und ewig zu thun im Stande sein. Da jedoch gewiß in Frankreich, sobald wir nur den Rücken wenden, Unruhen ausbrechen, so ist es um so nöthiger, daß wir Deutschen für diesen Fall unsere Gränzen gesichert haben; darauf dringt das preußische Kabinet bei den Friedensverhandlungen am meisten, und hat dabei die Zustimmung deutscher Mächte; der Fürst von Hardenberg steht an der Spitze des Betreibens dieser großen Nationalangelegenheit der Deutschen, und wäre nur zu wünschen, daß sein Wollen und Thun überall gehörig unterstützt würde! Wenn auch viele unserer Hoffnungen unerfüllt bleiben, und wir z. B. die Rückkehr des Elsasses und Lothringens zu Deutschland einer folgenden Zeit, die vielleicht den rückkehrenden Brüdern ein weit lachenderes Deutschland bieten wird, vorbehalten sehen, so dürfen wir doch mit Sicherheit darauf rechnen, daß unsere Hoffnung wegen des nach dem Verein mit Deutschland schon jetzt seufzenden Saarbrückens gewiß erfüllt werden wird. Die braven Einwohner dieser Stadt haben allen Gefahren Trotz geboten und mehrere Deputationen gesandt, um diese Vereinigung zu erzwecken. Wie sehr ihnen dies, wenn sie dennoch französisch blieben, nachgetragen würde, sieht man aus der Erbitterung, mit welcher schon jetzt die hiesigen Zeitungen diese Sache darstellen; sie sprechen davon, als wenn die Saarbrücker leibhafte Franzosen und nur Einige unter ihnen so entartet wären, ein fremdes Joch zu erbetteln; ein fremdes Joch, wenn Deutsche deutsch zu sein begehren! Die Saarbrücker werden den Zeitungsschreibern die Antwort nicht schuldig bleiben."

Es ist aber endlich Zeit, auch dem eigentlich diplomatischen Gange der Friedensverhandlungen einen Ueberblick zu widmen. Die Schriften der Franzosen sind hier nicht ausreichend. Wir haben über diesen Gegenstand eben zwei schätzbare deutsche Schriften empfangen vom Professor Schaumann und vom Freiherrn von Gagern, und ich kann auf diese verweisend hier um so kürzer sein. Tagebücher aus dieser Zeit von mir selbst und von Andern leihen meiner Erinnerung genaue Angaben und ursprüngliche Farben. Meine Betrachtung wird sich indeß

hauptsächlich auf die preußischen Verhältnisse hier beschränken.

Ich muß gleich zuerst die Bemerkung aufstellen, daß bei den Pariser Verhandlungen so wenig wie bei denen des Wiener Kongresses nach eigentlichen Grundsätzen verfahren wurde, es galt vielmehr, wie bei allen praktischen Fragen, zunächst die verschiedenen Ansprüche wechselseitig zum Vergleich zu bringen, und wenn man sich hiebei auf Grundsätze berief, so war es, weil sie jenen dienten. Diejenige Macht selber, welche nun am eifrigsten den Grundsatz des Kronrechts der Bourbons und des fortbestehenden Bündnisses mit ihnen durchführte, hatte diesen Grundsatz früher am ersten verneint, gerade England hatte erklärt, der Krieg solle nicht den Zweck haben, dem französischen Volk irgend eine Regierung aufzunöthigen. Die Monarchen handelten nach der Lage der Dinge, nach den entschiedenen Thatsachen, oder nach den Ergebnissen, die sich als die wahrscheinlichsten ankündigten. Wer hätte auch in diesen außerordentlichen, schwer überschaubaren, noch nie dagewesenen, rasch aufeinanderfolgenden Verhängnissen, in diesem Gewühl stürmender Kriegskräfte und kämpfender Leidenschaften, ein unbestritten Rechtes nur erkennen, geschweige denn festhalten können? Solche Forderungen gelten in ruhigen, geordneten Zuständen; in revolutionairen Erschütterungen gilt die That, und rechtfertigt sich als solche durch ihren Inhalt; dies ist nicht nur da der Fall, wo das Bestehende umgestürzt wird, sondern auch da, wo dasselbe sich gegen den Umsturz zu wehren hat; ein Nichtachten der Regel, ein Schweigen der Gesetze, eine Diktatur, findet in großen Bewegungen immer Statt, wenn auch der Name dabei nicht ausgesprochen wird.

Unstreitig war das politische Verhältniß der Verbündeten zu den Bourbons in den verschiedenen Zeitpunkten dieser ganzen Krise nicht immer gleich, dasselbe wechselte mehrmals; ein anderes war es bei der Landung Napoleon's, ein anderes während des Fluchtaufenthaltes in Gent, ein anderes nach der Entscheidungsschlacht, durch welche die Wiedereinsetzung möglich wurde und mit Wellington's Hülfe wirklich geschah.

Die verbündeten Monarchen fanden bei ihrer Ankunft in Paris Ludwig XVIII. wieder auf seinem Thron und konnten dieses nicht füglich ungeschehen machen, dieses Eine stand fest, während sonst alles in Frage schwebte. Nachdem England den entscheidenden Schritt gethan, und Rußland ihm, wenn auch minder eifrig beigestimmt, konnte Oesterreich nicht widersprechen, und Preußen ebensowenig dazu berufen sein. Einfache Verneinung hätte auch wenig gefruchtet, um etwas zu bedeuten hätte sie zugleich für eine andere Seite sich erklären und auf sie stützen müssen; wer aber, der auch nur obenhin die Verhältnisse kennt, dürfte für denkbar halten, daß etwa Oesterreich offen mit den Bonapartisten, oder Preußen mit den Liberalen gemeine Sache gemacht hätte? — Die Wendung, welche den Dingen gegeben war, konnte für die Sache Preußens und Deutschlands nicht ungünstiger sein, das ist keine Frage, allein diese Wendung war einmal gegeben, und wir müssen von vornherein nur gleich eingestehen, daß unter den waltenden Umständen keine vereinzelte Kraft oder Geschicklichkeit mehr im Stande war, die daraus folgenden Nachtheile zurückzudrängen.

Als noch die Ereignisse eines ungewissen Krieges in Aussicht standen, hatten die vier Hauptverbündeten, um die hohe Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten zu führen, einen Rath von Ministern eingesetzt, der nunmehr von selbst auch das Friedensgeschäft in die Hände nahm. Jeder dieser Staaten hatte zwei Bevollmächtigte; Oesterreich war durch den Fürsten von Metternich und den Freiherrn von Wessenberg vertreten, Preußen durch den Fürsten von Hardenberg und Freiherrn von Humboldt, für England traten der Herzog von Wellington und Lord Castlereagh ein, für Rußland der Graf Rasumoffskii und der Graf von Nesselrode. Nach Umständen nahmen auch andere Beauftragte derselben Staaten an den Verhandlungen Theil; als diese förmlicher zu werden begannen, von der Mitte des Septembers an, führte Gentz das Protokoll. Da die Monarchen, mit Ausnahme des Prinz-Regenten von England, persönlich zugegen waren, so konnten die Minister leicht täglich und stündlich die Weisungen empfangen, welche durch die mündlichen Besprechungen

der Monarchen sich im voraus schon bedingt hatten. Scheinbar erleichtert, waren die Verhandlungen im Grunde hiedurch doch nur erschwert, da die Einwirkungen mannigfach, augenblicklich, und gar nicht zu berechnen waren; dieser Umstand wurde besonders dadurch erheblich, daß die Franzosen, wiewohl von dem Rathe selber ausgeschlossen, doch im lebhaftesten Verkehr mit dessen Leitern standen. Unter solchen Umständen wurden die Pariser Berathungen eröffnet, und zwar anfangs nur in vertraulichem, vereinzeltem Austausche von meist noch unbestimmten Ansichten, Meinungen, Wünschen. Ludwig XVIII. ernannte drei Bevollmächtigte, welche mit jenem Ministerrathe in Verhandlung traten, aber dessen Berathungen nicht beiwohnten, den Fürsten von Talleyrand, den Herzog von Dalberg und den Baron Louis. Sie waren gehalten, dem Ministerrathe die Protokolle ihrer Sitzungen vorzulegen, und empfingen darauf die Mittheilungen, welche die Lage der Sachen für nöthig erachten ließ.

In der ersten Zeit konnte von eigentlichen Friedensgrundlagen noch nicht die Rede sein; man hatte mit den dringenden Forderungen zu thun, welche den augenblicklichen Zustand betrafen, den Fortgang der Ereignisse, das Schicksal Napoleon's, den Rückzug und die Unterwerfung der französischen Truppen, die fortgesetzte Beschießung der Festungen, ferner die Ausdehnung der Besetzung des Landes, die Vertheilung und Verpflegung der in Frankreich eingerückten Heere, die Verwaltung der ihnen angewiesenen Provinzen, die Maßregeln der allgemeinen Sicherheit und Ordnung. Schon über diese Gegenstände zeigte sich in den Ansichten der Verbündeten eine merkliche Verschiedenheit, nicht nur wegen des Antheils, den jede Macht dabei für sich zu nehmen hatte, sondern auch wegen der gemeinsamen Haltung gegenüber den Franzosen. England und Rußland wollten Frankreich wieder als den Freund ansehen, den man in aller Weise schonen müsse. Preußen war der Meinung, daß man in Feindesland und noch im Kriege sei. Die Gewalt der Dinge erzwang, was die Gunst gern versagt hätte, den harten Druck des Krieges konnte nichts abwenden, denn die

Heeresmacht der Verbündeten war selbst für die Bourbons unentbehrlich, das Land mußte sie nähren und bezahlen, und Wellington so wenig als Blücher konnte seine Truppen darben lassen.

Die vier Mächte kamen überein, die großen Angelegenheiten unter sich allein abzumachen, und von den beigetretenen Verbündeten fürerst keine Bevollmächtigten zuzulassen, doch sollten deren Gesandte von dem Gange der Sachen in Kenntniß erhalten und späterhin, wenn die besondern Interessen zur Sprache kämen, auch zur Berathung zugezogen werden. Die geschlossenen Verträge hatten dies anders erwarten lassen, und die Staaten zweiten und dritten Ranges, hauptsächlich aber die deutschen, zeigten darüber großes Mißvergnügen. Besonders Baiern, Würtemberg und Hannover, sowie auch die Niederlande, beschwerten sich, allein ohne Erfolg; die großen Mächte fühlten schon zu sehr den Mangel der Einheit, um einzuwilligen, daß größere Mannigfaltigkeit die Verwickelung noch vermehrte. Auch Preußen, übrigens der deutschen Sache redlich vorkämpfend, hielt jenen Gesichtspunkt fest und stimmte der Verneinung bei, welche von den andern Mächten schon ausgesprochen, von England sogar gegen Hannover, das heißt gegen sich selbst, da die Stimme Hannovers immer nur die von England sein konnte.

Allerdings wäre es ein unermeßlicher Vortheil gewesen, wenn Preußen bei seinen Forderungen sich auf das übrige Deutschland hätte stützen können, dem Könige zunächst wäre dadurch das Vertrauen erhöht worden, Oesterreich hätte seinen Beitritt nicht versagen können, England und Rußland wären solcher gedrängten Masse gegenüber nachgiebiger gewesen. Doch man werfe einen Blick zurück auf die damalige Beschaffenheit Deutschlands! Niemals war Deutschland mehr auseinander, niemals mehr in Mißmuth, Argwohn und Feindschaft verstockt; der Deutsche Bund, der alles vereinen sollte, war noch nicht in's Leben getreten, und was hätte selbst der vermocht? Im Norden Sachsen und Hannover, im Süden Baiern, im Westen die Niederlande gegen Preußen feindlich oder verstimmt, wo hätten die Anknüpfungs-

punkte einer nationalen Gemeinschaft sich finden lassen? War im Sturme der Ereignisse, in der verstatteten kurzen Frist dies alles zu ändern, das verwilderte Feld in fruchtbaren Acker umzuwandeln? Auf Einbildungen und Wünsche seine Rechnung zu stellen, wo solche thatsächliche Wirklichkeit vorliegt, darf dem Staatsmanne nicht zugemuthet werden.

Aber eben deßhalb, weil die Lage der Dinge so war und als solche nur so wirken konnte, wie der Erfolg es leider gezeigt, gerade deßhalb ist dem Verlangen beizustimmen, daß für die Zukunft ein anderes Verhältniß sich bilde, damit die Vertretung Deutschlands nach außen in voller Kraft wirken könne und ein wahrhafter Ausdruck der Gesammtheit werde. In unserem politischen Zustande ist hier ein wunder Fleck, welchen Herr Schaumann richtig aufgezeigt hat, und dessen Heilung unsere Staatsmänner sich zur Aufgabe stellen mögen, die jedoch schwerlich als einzelne, sondern nur im Zusammenhange mit vielen anderen gelöst werden kann! In dem bisherigen Entwickelungsgange des Bundeswesens ist dafür nichts zu hoffen, hat doch nicht einmal der Zollverein auf diesem Wege sich bilden können, sondern nebenan seine besondere Bahn suchen und durchbrechen müssen!

Der vorurtheilslose Blick auf die Thatsachen muß indeß überzeugen, daß Preußen bei den Friedensverhandlungen in Paris, obschon Deutschland weder vertretend noch von ihm unterstützt, dennoch die deutsche Sache fest in's Auge gefaßt und für sie gekämpft hat, so lange nur Hoffnung war, im Rathe der Verbündeten dafür noch andere Stimmen zu gewinnen. Daß dies nicht gelang, daran war, außer der natürlichen Gleichgültigkeit der nichtdeutschen Mächte für eine ihnen fremde Sache, besonders das falsche Verhältniß schuld, in welches England und Rußland sich gleich anfangs zu den Bourbons gestellt hatten. Nachdem diese unter dem Ansehen und Schutz Englands thatsächlich wieder als Landesherrschaft eingesetzt waren, machte Rußland es sich zur Aufgabe, jede Minderung ihres Landes zu hintertreiben.

Die wichtigsten Ergebnisse wurden, wie bei solchen Gelegenheiten fast immer, auch hier vertraulich und mündlich

erzielt, ehe sie amtlich und schriftlich hervortraten; jedoch müssen wir uns hauptsächlich an letzterem Faden hinleiten, da jener unerreichbar im Dunkel liegt. Das erste erhebliche Aktenstück, dem wir begegnen in Bezug auf die Stellung der Verbündeten zu Frankreich, ist eine Denkschrift vom 28. Juli, welche russischerseits dem Ministerrath übergeben wurde. Sie ist vom Grafen Kapodistrias unterzeichnet und verfaßt, aber unzweifelhaft nichts anderes als der getreue Ausdruck des Sinnes, welchen der Kaiser Alexander damals hegte. Das Verhältniß des Grafen war durchaus nicht von der Art, die Darlegung einer ihm persönlichen Ansicht zu erlauben, wohl aber gründete sich alle Gunst, in welcher er aufzusteigen begann, auf die Geschicklichkeit und Feinheit, mit denen er den Sinn seines Herrn auffaßte, zum Theil errieth und vervollständigte, jedenfalls in Worte kleidete. Als Staatsmann, der seinem Herrn Rath ertheilt und Vorschläge macht, trat er viel später auf, als er schon festen Fuß in den Geschäften hatte; damals galt er nur als Schreiber. In dieser Denkschrift nimmt sich Rußland der Sache Frankreichs mit großmüthigem Eifer an, verneint, daß die Verbündeten mit dem jetzt wieder Königlichen Frankreich im Kriege seien, behauptet, daß Frankreich vielmehr mit ihm im Bunde stehe, will keine Gebietsabtretung von Frankreich fordern, sondern nur Geldzahlungen, bis zu deren Abtrag ein Gränzstrich des Landes von den Verbündeten besetzt bleiben möchte. Für Rußland war dies allerdings genug; was hätten ihm Gebietsabtretungen gefruchtet, von denen ihm unmittelbar kein Antheil beschieden sein konnte? Statt solchen Antheils aber anderweitig ihm gelegene Erwerbungen zu machen, war zu schwierig und weitaussehend, um dafür eine Richtschnur aufzugeben, welche sowohl der persönlichen Großmuth des Kaisers als auch seiner Staatsklugheit am besten entsprach. Denn Rußland hatte keinen Grund, das Bourbonische Frankreich zu fürchten, und konnte dessen Schwächung nicht wünschen, da hiedurch nothwendig andere Mächte verstärkt worden wären, die sich einst gegen Rußland wenden konnten, und denen in solchem Falle ein kräftiges Frankreich zur Hemmung wurde.

Die Franzosen fanden ihre Sache durch die russische Denkschrift bestens vertreten, und beeilten sich, dieselben Ansichten wiederholt und mit Nachdruck auszusprechen. Besonders bemühte sich Talleyrand, durch einen den Verbündeten eingereichten Aufsatz, die künftige Sicherheit gegen Frankreichs revolutionaire Uebergriffe als vollkommen verbürgt durch dessen künftige Regierungsform hinzustellen, obschon sie im Wesentlichen dieselbe bleiben sollte, die sie schon vorher gewesen, und obschon es am Tage lag, daß sie selber durch nichts gesichert war, und Frankreich in keinem Falle durch sie gehindert wurde, auf's neue gegen das Ausland, namentlich gegen Deutschland, eine drohende Uebermacht zu entfalten. Talleyrand that ganz unbefangen, als wenn einzig die Revolution und Bonaparte die Ruhe und Ordnung der Staaten gestört hätten, was von den früheren Königen seit mehr als anderthalbhundert Jahren in dieser Weise ausgeführt oder versucht worden, sollte ganz vergessen sein.

Allein den Deutschen war es in frischem Gedächtniß! Unsere Arndt, Görres, Rühs und Andere hatten es vielfach und nachdrücklich den Völkern in Erinnerung gebracht, und auch bei den Staatsmännern war der Gedanke lebendig, die Verhältnisse auf den Grund reifer Geschichtserwägung jetzt richtiger und schärfer festzustellen, als dies im ersten Pariser Frieden geschehen war. Stein hatte sich in diesem Sinne kräftig ausgesprochen, Gagern und Münster dachten eben so, unsere Kriegsmänner, an ihrer Spitze Blücher, Gneisenau, Knesebeck und Grolman, hatten kein anderes Absehen. In dem Ministerrathe der Verbündeten trat Preußen durch seine Bevollmächtigten Hardenberg und Humboldt für jene Richtung auf, und behauptete mit guten Gründen das Recht, von Frankreich außer beträchtlichen Zahlungen auch die Rückgabe ehemals deutscher Lande zu begehren. Demgemäß wurde alsbald eine von Humboldt verfaßte Denkschrift eingereicht, in welcher dessen bewährter Scharfsinn die von Kapodistrias aufgestellten Sätze widerlegte, ihre Scheingründe in ihrer Unhaltbarkeit darthat, und sowohl die Wirklichkeit des Kriegsstandes als auch das Recht des

Sieges und das Bedürfniß neuer Gränzen für Deutschland mit einleuchtender Folgerung erwies. Der Umfang der Abtretungen, die zu begehren seien, wurde hier noch nicht ausgesprochen, doch blieb darüber kein Zweifel, denn in einer von Hardenberg selbst verfaßten Eingabe vom 4. August, welche die Grundlagen der ganzen mit Frankreich zu führenden Verhandlung erörterte und aufstellte, forderte er bestimmt für die Niederlande die vorliegende Reihe von Festungen, für Deutschland das Elsaß und die Festungen der Mosel und Saar. Diese Forderungen wurden durch eine zweite Denkschrift Hardenberg's vom nämlichen Tage, die ich früher im Auszuge schon mitgetheilt, nochmals eindringlich vorgelegt, und dabei angedeutet, wie viel weiter man deutscherseits noch gehen könnte, wenn man alles zurücknehmen wollte, was die Franzosen seit zweihundert Jahren durch Waffengewalt, und noch mehr durch Arglist, von Deutschland abgerissen.

Damit die gegen Frankreich geltend zu machenden Ansprüche in geschlossener Kraft und vollem Gewicht aufträten, fügte Hardenberg seinen diplomatischen Erörterungen zwei eben so gehaltvolle als einleuchtende Ausführungen bei, in welchen Knesebeck den Gegenstand mit festem Scharfblicke hauptsächlich aus militairischem Gesichtspunkte in's Auge faßte. Deßgleichen wurde eine bündige Denkschrift Jordan's angeschlossen, worin die Bedrückungen und Verluste, welche Preußen durch die Gewalt und weit mehr noch durch die Unredlichkeit der Franzosen erlitten hatte, ausführlich nachgewiesen und in einer angehängten Uebersicht zur ungeheuren Summe von elfhundert und fünf und achtzig Millionen Franken aufgerechnet wurden. Doch alle Rückerstattungen durch Geld, welche ohnehin bis zu vollständigem Ersatz nicht aufsteigen konnten, erklärte Preußen für ungenügend, und bestand auf Abtretung von Land, hierin den besondern eigenen Vortheil kaum berücksichtigend, denn nur die verhältnißmäßig geringsten Strecken, das Saarbrücker Ländchen und andere kleine Stücke, konnten hiebei dem preußischen Loose zufallen, gemäß ihrer Lage mußte die Hauptmasse der möglichen Abtretung den Verbündeten für andere Zwecke zur Verfügung stehen.

Wir wissen bereits, daß England und Rußland keineswegs auf diese Ansichten eingehen wollten. Von englischer Seite wurden durch Lord Castlereagh in einer Denkschrift die Grundsätze, nach welchen Frankreich zu behandeln sei, in ganz entgegengesetzter Weise aufgestellt, deren Ungenügendes jedoch Hardenberg in einem Schreiben an Metternich glimpflich darlegte. Noch weniger haltbar war die von Kapodistrias in einer zweiten Denkschrift versuchte Antwort auf die Humboldt'schen Bemerkungen; da sie aus dem Kreise schon widerlegter Annahmen nicht hinausgingen, so bedurften sie keiner neuen Widerlegung. Allein auch Oesterreich, ohne so warm die Sache Frankreichs zu führen, wie England und Rußland, hatte schon durch eine Denkschrift Metternich's die Erklärung gegeben, daß der jetzt geführte Krieg nicht als Eroberungskrieg gelten und daher auch keine Gebietsabtretung zur Folge haben könne, eine solche würde nur die eben durch den Wiener Kongreß befestigten politischen Verhältnisse auf's neue zerrütten, und einzig der bewaffnete Jakobinismus, gegen welchen allein der Krieg geführt worden, den wesentlichen Vortheil davon haben. Eine Entschädigung für die Kriegskosten, deßgleichen ein in militairischer Hinsicht wünschenswerthes Umlegen einiger Gränzzüge wurden als billig angesehen, dagegen als besonders nothwendig die Annahme eines beschränkenden Maßes für die französische Verfassung hervorgehoben, damit diese künftig mehr im Einklange mit den Zuständen der anderen Mächte sei. Der Ausdruck „bewaffneter Jakobinismus" war in dieser Zeit ein Lieblingswort von Gentz, und er begriff darunter alles Konstitutionswesen, das er am liebsten von grundaus in Frankreich zerstört gesehen hätte, zum guten Beispiel für Deutschland, welchem dergleichen durch die Bundesakte zugesichert zu sehen ihn schon wie ein beängstigender Alp drückte. Doch dieser Punkt, die Verfassung zu beschränken, welches mehr als jede andere Forderung die innere Selbstständigkeit Frankreichs bedrohte und ganz geeignet war, nicht den Jakobinismus allein, sondern die ganze Nation, die Bourbonisten mit eingeschlossen, unversöhnlich zu erbittern und zu bewaffnen, kam in den weitern Verhandlungen nicht ernstlich mehr zur

Sprache. Daß Oesterreich keine Landabtretung von Frankreich wollte, darf uns wenig befremden, wenn wir die Lage dieser Macht etwas näher in's Auge fassen. Das Elsaß konnte nur eine Verstärkung Süddeutschlands werden, sowohl im Falle der Vertheilung, als im Falle der Gründung eines neuen Staates, denn auch dieser würde, wie schon Baiern, Würtemberg und Baden, sich zu Oesterreich bald in politischem Gegensatze gefühlt haben, und selbst der auch sonst nicht gerade zündende Gedanke, daß der Erzherzog Karl zum Fürsten des Elsasses erhoben würde, konnte jene Besorgniß mindern. Uebrigens hatte Oesterreich allen Grund, nicht durch neuen Ländertausch im Westen auch im Osten sehr unbeliebige Anträge deßfalls aufzuwecken, indem Rußland mancherlei Begehrlichkeit dort blicken ließ, und das neu errichtete Königreich Polen den Anspruch auf weitere Gränzen gar nicht verhehlte. Die Staatsklugheit Oesterreichs als solche war daher nicht zu tadeln, um so weniger, als ihm durch das Zusammenstehen in dieser Frage mit Preußen kein Gewinn erwachsen konnte, wohl aber sein Stimmen für Rußland ihm diese Macht und zugleich England und Frankreich verpflichten mußte, deren Mitwirkung zu manchen noch rückständigen Anordnungen in Deutschland ihm nicht gleichgültig sein durfte.

Mit jedem Tage gewann die Sache der Franzosen mehr Bestand und Einfluß, ihren Klagen, Vorstellungen, Zuflüsterungen und Wünschen diente die mannigfachste, unermüdlichste Beredsamkeit; ihre geselligen Vortheile, ihre Gewandtheit und Schmeichelei fanden zahllose Zugänge. Was nicht im ersten Sturme gegen sie war erlangt worden, wurde mit jedem Tage unmöglicher zu erlangen. Es half nichts, daß wackere deutsche Kräfte den Forderungen Preußens zustimmten, ohne doch diesem sich anzuschließen, daß mit besonderem Eifer Gagern in der Niederlande Namen und in seinem eigenen, daß der Graf von Münster für Hannover, der Fürst von Wrede für Baiern, der Graf von Wintzingerode für Würtemberg die gerechten Ansprüche Deutschlands durch vereinzelte Denkschriften vertheidigten, daß Stein das ganze Gewicht seines Namens und seine beim Kaiser von

Rußland einst vielvermögende Gunst aufbot, um in dessen Gesinnungen eine Aenderung zu bewirken: eben so verhallte die öffentliche Stimme in deutschen Flugschriften und Tagesblättern machtlos; nichts vermochte den einmal gefaßten und täglich durch rastlose Betriebsamkeit bestärkten Willen der drei Mächte zu erschüttern. Lord Castlereagh wiederholte mit Festigkeit die Ansichten seines Hofes in einer zweiten Denkschrift vom 2. September, und trieb damit die Sachen zur Entscheidung, denn wenn Oesterreich in seiner bisherigen Haltung verblieb, und es nicht gelang den Kaiser Alexander umzustimmen, so stand Preußen völlig allein und mußte sich der Mehrheit fügen, oder aus dem Bündniß heraustreten.

Dem Schriftwechsel der Kabinette waren seither immer mündliche Verhandlungen zur Seite gegangen, und in der letzten Zeit hatten die wichtigsten Schritte hauptsächlich diesen Weg eingeschlagen. Der König von Preußen hatte mit dem Kaiser von Rußland wiederholte Unterredungen, wobei die Freundschaft, welche beide Monarchen verband, sehr ernste Worte nicht verhinderte; Hardenberg war zugegen, und einmal auch Humboldt, doch entwand sich der Kaiser, der geschickt zu sprechen wußte, immer wieder den Schlüssen, durch die man ihn zu überzeugen hoffte. Am 5. September, am Tage vor der Abreise in das Lager von Vertus, als der Kaiser und der König bei Hardenberg zu Mittag speisten, wurde der letzte Versuch gemacht, das enge Einverständniß des Kaisers mit England zu lockern, und da dies nach einer lebhaften Erörterung wieder völlig fehlschlug, so ertheilte der König, noch ehe er die Reise antrat, dem Staatskanzler die Weisung, in Betreff der Landabtretungen nachzugeben und auf die von den andern drei Mächten ausgesprochenen Grundlagen einzugehen. Dies that Hardenberg durch eine Denkschrift vom 8. September, welche natürlich die Kraft der früheren Eingaben nicht haben konnte, gleichwohl aber auch im Weichen noch einige Punkte festhielt, namentlich die Hochstellung der eigenen Geldforderungen, und die kleineren Abtretungen und Austausche, die — wie Saarbrücken — für Preußen eine Ehrensache geworden, oder zur bessern

Sicherung der Gränzen nöthig dünkten. Mit diesem Nachgeben Preußens war die Uebereinstimmung der vier Mächte so ziemlich hergestellt, und dann erst konnten ihre Unterhandlungen mit Frankreich in aller Form eröffnet werden.

Der Annahme, daß Hardenberg und Humboldt bisher verschiedene Ansichten gehabt und abweichende Richtungen befolgt, muß ich durchaus widersprechen. Sie waren im Gegentheil hier ganz einstimmig, sahen die Verhältnisse gleichmäßig ein, hegten dieselben Gesinnungen, empfanden dieselben Hemmnisse. Dasselbe gilt von Knesebeck, der zu sehr in der Mitte des Treffens stand, um nicht alle Schwierigkeiten des Bodens genau zu kennen. Sogar Stein, solange er zum Mithandeln berufen war, hielt fest an Hardenberg. Wenn Blücher, Gneisenau, Grolman und Andere, denen die Sache Preußens am Herzen lag, stärkere Forderungen behaupten wollten, noch andere Möglichkeiten voraussetzten, so kam das daher, weil sie dem diplomatischen Treiben nur zusahen, aber nicht selbst darin thätig waren. Auch das ist irrig, was Gagern einmal andeutet, daß Humboldt eine Zeitlang bei den großen Angelegenheiten weniger zugezogen worden, er hatte unausgesetzt dabei dieselbe Betheiligung; beide standen in dieser Zeit durchaus gemeinsam, als wackere Genossen, die für dasselbe Ziel auch nur dieselben Mittel haben. Aber auch gemeinsam besaßen sie nicht die Macht, aus eigener Willensmeinung zu handeln, sondern hatten einer vorgeschriebenen zu folgen, die nur zum Theil von ihren Einsichten und Vorschlägen bedingt werden konnte, sie wurden in den Kampf gesandt, wie tapfere Krieger, denen so wie Vorwärts auch Halt zugerufen wird, und die in beiden Fällen gehorchen müssen. Alles was über Nebenrücksichten, persönliche Bedenken, Karakterschwächen oder sonstiges Zufällige vermuthet oder angenommen wird, schwindet in der Betrachtung jenes Verhältnisses, und ich darf kühn sagen, daß der Augenblick, wo Hardenberg und Humboldt während dieser Verhandlung es an Muth oder Talent hätten fehlen lassen, nie wird nachzuweisen sein.

Der weitere Verlauf läßt sich kurz zusammenfassen. Nachdem der Entwurf des neuen Vertrages abseiten der

Verbündeten in mehreren bei Castlereagh gehaltenen Konferenzen berathen und am 19. September schließlich festgestellt worden, erfolgte am 20. September die Zuziehung der französischen Bevollmächtigten Talleyrand, Dalberg und Louis, denen der Entwurf als der Ausdruck des gemeinsamen Willens der Verbündeten mitgetheilt wurde. Die französischen Bevollmächtigten erklärten in ihrer schon im voraus bereiteten und fertig gehaltenen Antwort vom 21. September die Bedingungen für allzu hart, und sprachen weitläufig über die Grundsätze, nach welchen die Lage Frankreichs müsse beurtheilt werden. Da hierauf keine Rücksicht genommen wurde, so legten die französischen Minister ihre Stellen nieder, weil sie dergleichen Bedingungen nicht zu unterzeichnen, noch in den nächstens zusammentretenden Kammern zu vertreten wagten. An ihre Stelle trat der Herzog von Richelieu, der in russischen Diensten sich das Zutrauen des Kaisers Alexander erworben hatte, und jetzt für die Bourbons ein willkommener Vermittler war. Dieser unterzeichnete nun in der Konferenz vom 2. Oktober die Friedensgrundlagen.

Mit Festsetzung dieser Grundlagen war allerdings die Hauptsache schon gethan, und die Monarchen eilten nun Paris zu verlassen, der Kaiser von Rußland ging schon am 28. September und der Kaiser von Oesterreich am 29. September fort, der König von Preußen am 9. Oktober; allein die Verhandlungen waren damit keineswegs zum Abschlusse gebracht, es waren noch zahlreiche Uebereinkünfte und Anordnungen zu treffen, militairische und finanzielle Maßregeln festzusetzen, die Vollziehung des Beschlossenen einzuleiten. Die Franzosen erlangten im Einzelnen noch manchen Vortheil; die wenige Landabtretung, die Geldzahlungen, der Umfang und die Dauer der militairischen Besetzung eines Theiles von Frankreich, welche eben so zur Stütze der Bourbons als zur Sicherheit der Verbündeten angeordnet war, alles wurde auf ein geringeres Maß herabgedungen, nicht ohne den fortgesetzten Widerspruch Preußens, der aber bei der entschiedenen Willfährigkeit Englands und Rußlands nichts ausrichten konnte. Der Abschluß des vollständigen

Friedensvertrags mit allen seinen Beiwerken und Anhängen kam erst am 20. November zu Stande. Das diplomatische Hauptquartier blieb aber noch bis zum Ende des Monats in Paris, die Minister, der Stab und der ganze Troß.

Die Geschäftsthätigkeit war in der letzten Zeit nur noch vermehrt, allein sie ging nun in vorgezeichneten Wegen und jeder einzelne Geschäftszweig bot seine ablösenden Gehülfen. Der Staatskanzler konnte aufathmen und den Blick schärfer auf unsere heimischen Angelegenheiten wenden, wo vielerlei seine Aufmerksamkeit forderte, der Uebergang aus der Kriegsanstrengung in eine erst zu schaffende Friedensordnung manches Schwierige fand, und allerlei schiefe Richtungen sich kund gaben. Ein tiefer Widerstreit der Meinungen platzte überraschend in die Oeffentlichkeit durch die Brandkugel, welche der Geheime Justizrath Schmalz in Berlin mit großem Unbedacht auffliegen ließ. Er trat als Angeber geheimer Verbindungen hervor, und seine Schrift, elend und schwach als litterarisches Erzeugniß, war als Partheischrei von größter Bedeutung, indem sie allem, was bisher zur Rettung und Wiederherstellung des Staates gewirkt, den Männern, die noch jetzt vorzugsweise galten, den gehässigsten Krieg ankündigte. Daß der Schwager Scharnhorst's sich entblödete, diesen Helden unsterblichen Verdienstes durch Schmähung der Grundsätze und Männer, mit denen er bis in den Tod verbündet geblieben, noch im Grabe zu erzürnen, erregte Widerwillen, daß der Schreiber einen starken Rückhalt in höheren Kreisen hatte, mochte man ihm gönnen, und das ganze Beginnen würde ohne sonderliche Beachtung vorübergegangen sein, hätte nicht ein hinzutretender Umstand unerwartet die Sache zu einer höheren Bedeutung erhoben. Dem wunderbaren preußischen Aufschwunge, der seit dem verlorenen Feldzuge von 1806 ununterbrochen gewaltet und nach innen wie nach außen den Staat neu gegründet, waren viele Leute feindlich, schon weil sie keinen Theil daran gehabt; den Ruhm und Vortheil davon aber wünschten sie doch zumeist sich anzueignen. Diesen Leuten war Schmalz ein willkommener Schildknappe, und sie wandten alles an,

um ihn mit dem Ansehen höheren Schutzes zu bekleiden. Man umschlich und beredete die Behörde dahin, daß sie mit Umgehung des Staatskanzlers, der bestehenden Vorschrift entgegen, die Schrift als ein Zeugniß der eifrigsten Vaterlandsliebe unmittelbar an den König nach Paris sandte und für den Verfasser als Belohnung das Kreuz des rothen Adlerordens erbat. Der König gewährte dies ohne Bedenken. Die Parthei rief dies als einen Sieg aus, der schon nicht mehr allein stand, denn auch der König von Würtemberg hatte Schmalz für die übersandte Schrift mit einem Orden bedacht; diese letztere Zierde kam indeß kaum in Betracht. Desto größern Lärm aber verursachte die Verleihung des inländischen Ehrenzeichens und die dabei ausgeübte Uebergehung des Staatskanzlers. Blücher warf mit Hundsföttern um sich und spie gegen das Schlangennest aus, das uns im Rücken zische, Gneisenau und Grolman waren in ihrem Unwillen nicht minder heftig, Gruner sann auf vernichtende Gegenstreiche, am lautesten tobte Jahn, der sogleich für die Anhänger des Widersachers den Namen Schmalzgesellen erfand, und sie unter den Schlägen deutschthümlichen Witzes jämmerlich Spießruthen laufen ließ. Alles blickte auf Hardenberg, der unmöglich bei der Sache schweigen konnte. Humboldt und Gneisenau reizten den schon Unwilligen noch stärker auf; Stein schrieb in gleichem Sinne und Eifer an ihn. Allerdings hatte er bei dem Könige geklagt; indeß fühlte er selbst, daß er keine Genugthuung ansprechen konnte, ohne daß das Königliche Ansehen eben so bloßgestellt würde, wie das seinige bloßgestellt war; auch bedachte er die Zukunft alles dessen, was noch in seine Hände gelegt war, und glaubte nicht um einer vorübergehenden Armseligkeit willen dies alles auf das Spiel setzen zu dürfen. Gruner sah die Sache mit andern Augen an. „Geben Sie Acht", sagte er zu mir, „er hat eine Schlappe hingenommen, nun wird man ihm eine nach der andern bieten, und er wird eine nach der andern hinnehmen! Um jeden Preis hätte er diesen Streich auf die Gegner zurückschleudern müssen; er wird es bitter bereuen, dies versäumt zu haben!" Stägemann wollte die Sache in's Lächerliche ziehen, wiewohl er ihren weitaus-

sehenden Ernst wohl erkannte. Wir beeiferten uns Alle, für die gute Sache das Wort zu nehmen, und die deutschen Blätter wimmelten von Angriffen auf Schmalz und seine wenn auch hochgestellten doch dunkeln Verbündeten. Sehr gut schrieb Ludwig Wieland in Weimar über die Sache. Aber die Hauptschläge geschahen in Berlin, der Geheime Staatsrath Niebuhr trat zuerst mit dem Gewicht seines Namens in einer geharnischten Schrift hervor, und ihm folgte Schleiermacher mit seinen wahrhaft tödtlichen Geschossen. Der Kampf wurde bald von obenher verboten; aber nichtsdestoweniger dauerte er geheim oder offen ein Vierteljahrhundert fort, und scheint kaum jetzt ausgefochten. Den unseligen Urheber konnte alles Behördenansehen, das sich schützend über ihn lehnte, vor dem Gerichte der öffentlichen Meinung nicht retten, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß er bis zu seinem Ende nie wieder das Gefühl innerer Selbstzufriedenheit genossen hat.

Dieses Aergerniß hatte zur Folge, daß Blücher und Hardenberg wieder besser standen, und dieser sogar einen Besuch bei jenem in Versailles abstattete. Schlabrendorf zog aus dem bösen Zanke die Nutzanwendung, wie nöthig es sei, daß Preußen politische Formen bekäme, ein Parlament, in welchem sich die Leidenschaften abtoben, die Ansichten ausgleichen könnten, zum Vortheil des Ganzen, wie es jetzt in wilder Unart nur zum Schaden geschähe; „denn mit der strengen Befehlsmacht“, fügte er hinzu, „und mit dem blinden Gehorsam, die sonst alles zusammenhielten, ist es bei uns, wie ich sehe, doch für ewig vorbei!“

Mir sollte in Paris auch ein persönlicher Streit erwachen, dessen ich am wenigsten gewärtig sein konnte. Das Unglück Hamburgs im Jahre 1813 hatte dem Rathe und der Bürgerschaft vielfache Widrigkeiten vererbt, die zuletzt in bittre Partheikämpfe ausbrachen. Meine Schrift über den Hamburgischen Aufstand war bis dahin unangefochten geblieben, jetzt aber wurden die harmlosen Aeußerungen derselben als Waffen gebraucht und bekamen eine andere Geltung als sie ursprünglich hatten. Ludwig von Heß, gewesener

Anführer der Hamburgischen Bürgergarde, erbittert durch herbe Vorwürfe, die er sich bewußt war nicht zu verdienen, hatte sich durch eine Schrift, die er Agonieen der Republik Hamburg nannte, bei seinen Mitbürgern zu rechtfertigen gesucht, und hierbei auch nicht ermangelt, auch mehrere Stellen meiner Schrift, bei denen er sich früher ziemlich beruhigt hatte, als ihn verletzende zu rügen, und begehrte herausfordernd eine Erklärung darüber. Perthes hatte mir von der Sache als von einer mich schwer belastenden geschrieben, Sieveking in gleicher Weise gesprochen, und die beiden Freunde schienen bedenklich, wie ich aus dem schlimmen Handel herauskommen wolle. Da ich das Buch nicht hatte, so konnte ich nichts anfangen. Unvermuthet aber kam Heß in Angelegenheiten der Stadt Hamburg nach Paris, ich schrieb ihm und bat um sein Buch, gegen das ich, wie ich höre, schreiben müsse; er sandte es auf der Stelle. Da sah ich denn mit mehr Beschämung als Freude, wie leichtes Spiel der gute Mann mir gemacht hatte. Ich brauchte nur seine eigenen Worte zusammenzustellen, um in deren Widersprüchen meine früheren Angaben völlig gerechtfertigt und erhärtet darzulegen. Ich that dies in einem Aufsatze, der in Hamburgischen Blättern und auch in der Litteraturzeitung von Jena gedruckt wurde, vorher aber unterwarf ich ihn der Durchsicht Schlabrendorf's, damit seine Mäßigung und Billigkeit alles nutzlos Herbe wegstriche, denn ich wollte in Heß sowohl die von ihm bewährte Gesinnung ehren als auch in ihm ein schon vorgerücktes Alter schonen. Indeß fand Schlabrendorf in beiderlei Betreff nichts abzuändern, und Heß hat seinerseits meinen Erörterungen nichts mehr entgegengesetzt, womit denn unser Streit für immer beendet war.

Die Tage, schon etwas herbstlich, verliefen in gewohnter Weise, es gab immer genug Arbeit und fehlte nicht an Erholung. Verabredete Zusammenkünfte mit Gentz, Nostitz, Gruner und Stägemann, entweder um Merkwürdigkeiten zu besehen, oder um Morgens bei Austern, Abends bei Gefrornem, uns in freiem Gespräch zu ergehen, ließen bleibende Erinnerungen zurück. Die Art, wie Paris die Zeitereignisse

und sich selbst in Witz und Scherz abspiegelte, uns Fremde gleich den Einheimischen in ausdrucksvollen Zerrbildern, in muntern Gesangsweisen und lustigen Worten neckend und beißend durchnahm, diente uns zur großen Belustigung. Eines Abends im Téâtre des Variétés sah ich mit Nostitz, Pfuel und Stägemann eine Vorstellung der Anglaises pour rire, wo Brunet und Potier mit unübertrefflich komischer Kraft als englische Mädchen erschienen, und das wiehernde Gelächter der Zuhörer keinen Augenblick innehielt, aber zum wahren Sturm anwuchs, als mitten im Stück mit Geräusch eine Logenthür sich aufthat und der Herzog von Wellington an die Brüstung trat, den das Publikum sogleich erkannte und nicht mehr aus den Augen ließ, um sich an den Eindrücken zu weiden, die der über seine Landsleute ergossene Spott ihm verursachte; er hatte den guten Sinn, fröhlich mitzulachen und bis zum Ende ruhig auszudauern. Unangenehmer war es einige Zeit vorher im Théâtre Favart hergegangen, als er daselbst bürgerlich gekleidet in der Königlichen Loge Platz genommen hatte; das Publikum hielt die bürgerliche Kleidung für jene Loge nicht schicklich, und wollte darin eine Verletzung der Ehrfurcht sehen, die dem Könige gebührte, und wiewohl man annehmen kann, daß unter den Anwesenden genug Leute waren, die selber den König wenig ehrten, so war doch die Bewegung gegen den fremden Feldherrn so einstimmig und gewaltsam, der Ruf: „Milord à la porte!“ und „À bas l'étranger!“ und selbst „A bas le voleur!“ so betäubend und andauernd, daß Wellington wirklich gezwungen wurde wegzugehen. Wir konnten nicht läugnen, daß die Franzosen in ihrer damaligen grausamen Demüthigung und Zerrissenheit bei solchen Anlässen immer noch eine Stärke und Einheit des Nationalgefühls erkennen ließen, die wir auf unserer Seite gar sehr vermißten.

Ich hatte während einiger Zeit den Staatskanzler seltener gesehen, oder nur zum Mittag, entweder bei ihm oder bei Frau von Jordis, und mir schien, als sei er nicht ganz so wie sonst gegen mich. Hiezu stimmte, was mir Gruner in tiefem Geheimniß anvertraute, es sei im Werke, mich zu

einer Gesandtschaft zu geben, und zwar sei wieder von Wien die Rede, er aber meinte, daß ich lieber mit ihm nach Stuttgart gehen sollte, wohin er zum Gesandten bestimmt worden, da die Sache mit Dresden schon wieder aufgegeben sei. Ich war über diese Eröffnung etwas erstaunt, sollte ich aber auswärts angestellt werden, so schien mir allerdings das Verhältniß mit Gruner und der Ort höchst erwünscht. Ich ging zu Hardenberg, und mit einiger Klage, daß er mich nicht bei seiner Person behalten wolle, erinnerte ich ihn an die ihm bekannten Schwierigkeiten wegen Wien und weßhalb ich Stuttgart vorzöge. Da hörte ich mit Erstaunen, daß Hardenberg berichtet war, ich selber sei es, der nicht bei ihm bleiben wolle, und nun er das Gegentheil höre, könne von einer auswärtigen Bestimmung nicht mehr die Rede sein! Ich verließ ihn mit großer Zuversicht. Allein wenige Tage darauf beschied er mich eines Vormittags zu sich, und begann mit freundlichen Worten eine Entschuldigung, daß er dennoch der letzten Verabredung entgegen mir eine auswärtige Bestimmung zuweise; er habe meine Sache hauptsächlich im Gesichtspunkt meines eigenen Besten überdacht, er wolle mir nur geradezu sagen, daß er in mir die ungemeinsten Fähigkeiten erkenne, die mich entschieden für die Laufbahn diplomatischer Missionen bezeichneten, in der ich es weit, er könne es mit Zuversicht aussprechen, sehr weit bringen würde! — Da sich diese Prophezeihung im Geringsten nicht erfüllt hat, so wird man es wohl nicht allzu ruhmredig finden, daß ich sie hier anführe, wenigstens will mich dies eher ein bescheidenes Bekenntniß dünken; denn vorausgesetzt, das günstige Urtheil sei richtig gewesen, — was hier doch nothwendig zweifelhaft wird, — so kann im Sinne der Meisten wohl kein Vorwurf einen Menschen schärfer treffen als der, daß er nicht gewußt habe seinen entschiedenen Anlagen auch persönlichen Erfolg zu geben! — Hardenberg aber in seiner guten Meinung fügte noch hinzu, er habe mir gleich für den Anfang wahrlich nichts Schlechtes ausgedacht, ich solle eine selbstständige Mission erhalten als Geschäftsträger in Karlsruhe, welcher Posten in der nächsten Zeit durch die Um-

stände von besonderer Wichtigkeit sein werde. Dies war freilich mehr, als ich irgend hätte ansprechen dürfen, und ich konnte mir den Wechsel gefallen lassen; zumal sich aus dem ganzen Zusammenhange wohl errathen ließ, wie mißlich das Verhältniß gewesen wäre, das mich ohne weitere Stütze, als des Fürsten guten Willen, an seine Person gebunden hätte.

Alles bereitete sich nun schon zur Abreise; die großen Arbeiten näherten sich ihrem Schlusse. Ein Theil der preußischen Beamten war schon heimgekehrt, ein anderer Theil sollte bald nachfolgen; ich erlangte leicht die Bewilligung, einige Tage früher nach Frankfurt abzureisen, wo Rahel mich erwartete, daselbst sollte ich den Staatskanzler auf seiner Durchreise nochmals sprechen, und später die für meine Bestimmung nach Karlsruhe nöthigen Ausfertigungen empfangen. Ich reiste am 30. Oktober von Paris ab, begleitet von einer Reisegefährtin, welche wiederzusehen Rahel schon lange Zeit vergebens gewünscht hatte, von der einst schönen und lieblichen Pauline Wiesel, in der sich Philine jetzt wunderbar als eine Schülerin der Frau von Krüdener darstellte, ohne doch den ersteren Karakter unter dem letztern lange verhüllen zu können. — In Metz drängte sich um unsern Wagen viel gemeines Volk und stieß Drohworte gegen die Preußen aus, und die französischen Truppen in der Nähe schienen wenig geneigt uns im Fall ernstlicher Anfälle zu beschützen; wir freuten uns der schnellen Postbeförderung, die uns allen weitern Verlegenheiten entzog. Wir kamen auch wieder durch Saarbrücken, wo nun die Gewißheit der Vereinigung mit Preußen alle deutschen Herzen hoch erfreute, doch einige verlorene Stimmen in der Nacht auch französische Rufe laut werden ließen, die den Zweck uns zu ärgern ganz verfehlten. Ohne weiteres Begegniß kamen wir im Anfange des Novembers in Frankfurt glücklich an.

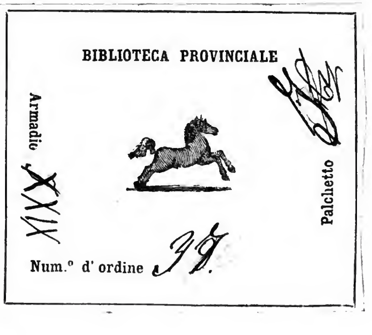
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.






FONDO PROVINCIA




BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio XXIX
Palchetto
Num.° d' ordine

